GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Lebensführung und Orientierung junger Frauen in sozialen Berufen : Umgang mit Widersprüchen in prekären Beschäftigungsverhältnissen, in der Reproduktionsarbeit und in Alltagsdiskursen

Billmann, Lucie

2016

https://doi.org/10.25595/1326

Hochschulschrift / academic publication

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Billmann, Lucie: *Lebensführung und Orientierung junger Frauen in sozialen Berufen : Umgang mit Widersprüchen in prekären Beschäftigungsverhältnissen, in der Reproduktionsarbeit und in Alltagsdiskursen*. Philipps-Universität Marburg, 2016. DOI: https://doi.org/10.25595/1326.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.17192/z2017.0503

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde
des Fachbereichs Erziehungswissenschaften
der Philipps-Universität Marburg

Lebensführung und Orientierung junger Frauen in sozialen Berufen

Umgang mit Widersprüchen in prekären Beschäftigungsverhältnissen, in der Reproduktionsarbeit und in Alltagsdiskursen

Vorgelegt von:

Lucie Billmann

Aus Mannheim/Neckarau

Berlin, 10.04.2016

Gutachter_innen:

Prof. Dr. Susanne Maurer

Prof. Dr. Dr. h.c. Josef Held

Fachbereich Erziehungswissenschaften der Philipps-Universität Marburg

Abschluss der mündlichen Prüfung am: 27.09.2016
Gesamtbewertung der Promotionsleistungen: magna cum laude

Betreuerin: Prof. Dr. Susanne Maurer
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dr. h.c. Josef Held

Diese Arbeit wurde möglich mit Hilfe eines Promotionsstipendiums der Hans-Böckler-Stiftung.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 5

2. Lebensführung im Spannungsfeld Gesellschaft – Subjekt 11
2.1. Lebensführungskonzept bei den Münchner Soziologen/innen aus dem SFB 333 11
2.2. Lebensführung in der Kritischen Psychologie und der Tübinger Forschungsgruppe 12
2.3. Zusammenfassung und Überleitung 17

3. Die Bedeutungskonstellation im subjektwissenschaftlichen Ansatz der Kritischen Psychologie (Klaus Holzkamp) und der Diskurs im gouvernementalitätstheoretischen Ansatz bei Michel Foucault: eine Zusammenschau 19
3.1. Der Aspekt der ›Bedeutung, Bedeutungsstrukturen‹ in der ›Lebensführung‹ bei Klaus Holzkamp 19
3.2. Macht, Gouvernementalität und Diskurs bei Michel Foucault: Macht und Machtverhältnisse – Die Geschichte der Gouvernementalität, die »Kunst des Regierens« – Der Diskurs – Übergangsskizze 30
3.3. Zusammendenken Holzkamp – Foucault oder die Überbrückung trotz Sollbruchstelle 41

***4. Dimensionen der Lebensführung* 51**
4.1. Orientierung 51
4.1.1 Orientierung bei Klaus Holzkamp 52
4.1.2 Einwände gegenüber Holzkamps Konzept der „Sinnlichen Erkenntnis“ – oder: eine weitere Sollbruchstelle 56
4.1.3 Das Konzept der Orientierung bei anderen Vertretern der Kritischen Psychologie 60
4.1.4 Reproduktive versus überschreitende Orientierungstätigkeit 63
4.1.5 Keine Übergangsskizze. Eher eine Unterbrechungsskizze. Einwand gegen die eigene Argumentation oder: die ausformulierte Fußnote 72
4.2. Solidarisches Handeln 78
4.2.1 Begriffsgeschichte 79
4.2.2 Dimensionen von Solidarität 86
4.2.3 Solidarisches Handeln in der Lebensführung 97

5. Die Lebenssituation junger Frauen in Bezug auf das Berufsfeld des Gesundheitswesens, der sozialen Dienste und auf pluralisierte Lebensformen 103
5.1. Lebensführung junger Frauen 103
5.1.1. Geschlechterverhältnisse – als Produktionsverhältnisse, als Effekt staatlichen Handelns 103
5.1.2. Geschlechterverhältnisse im Zusammenhang mit der Lebensführung 109
5.1.3. Lebensverläufe und ›Individualisierung‹ 121
5.2. Junge Frauen im Berufsfeld des Gesundheitswesens und der Sozialen Dienste: Prekäre Beschäftigungsverhältnisse? 127
5.2.1. Die Krise der sozialen Reproduktion 127
5.2.2. Prekäre Beschäftigungsverhältnisse im Gesundheitswesen, in der öffentlichen Kinderbetreuung, in der Sozialen Arbeit. 129

6. *(Essayistisches) Intermezzo*: „Es muss ein Rock durch Deutschland gehen!“ – Essayhafte Überlegungen zu Diskursen – von und über Frauen 137
6.1. Essay 137
6.2. Theoretische Überlegungen zu Diskursen von und über Frauen 144

7. Fallanalysen 147
7.1. Forschungsmethoden 147
7.2. Anästhesieschwester Nina 150
7.2.1. Portrait Nina 150
7.2.2. Lebensführung im Spannungsfeld von Reproduktions- und Erwerbsarbeit 151

7.2.3. Widersprüche in der Lebensführung 155
7.2.4. Aspekte der Lebensführung: Was bewegt Nina (Orientierung)? Was bedeutet solidarisches Handeln für Nina? 162
7.2.5. Fazit 171
7.3. Erzieherin Evi *174*
7.3.1. Portrait Evi 174
7.3.2. Lebensführung 174
7.3.3. Widersprüche in der Lebensführung 177
7.3.4. Umgang mit den Widersprüchen: Trennung Privat und Beruf 180
7.3.5. Aspekte der Lebensführung: Was bewegt Evi (Orientierung)? Was bedeutet solidarisches Handeln für Evi? 185
7.3.6. Aspekte der Lebensführung: Zukunftsaussichten und ‚doppelte Orientierung' 197
7.3.7. Fazit 200
7.4. Sozialpädagogin Simone *203*
7.4.1. Portrait Simone 203
7.4.2. Widersprüche in der Berufssphäre 204
7.4.3. Die Lebensform »Single«: im Widerspruch zu einer gesellschaftlichen ‚Normalität'? 213
7.4.4. Fazit 218
7.5. Anne: Heilerziehungspflegerin und Mutter *221*
7.5.1. Portrait Anne 221
7.5.2. Widersprüche in der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit 221
7.5.3. Dimensionen der Lebensführung: solidarisches Handeln 228
7.5.4. Widersprüche in der Lebensführung: der Druck aus der ‚Gesellschaft' – die doppelte Überforderung 231
7.5.5. Umgang mit der Überforderung: ‚…sich darauf besinnen, was wirklich wichtig ist' 235
7.5.6. Fazit 236

8. Themenspezifische Auswertung **238**
8.1. Einführung *238*
8.2. Widersprüche in der Erwerbsarbeit: die „Erschöpfung des Sozialen" durch Prekarisierungsprozesse *240*
8.3. Widerspruchskonstellationen in der Reproduktionssphäre *247*
8.3.1. Frauen ohne Kinder 247
8.3.2. Widerspruchskonstellation in der familiären Reproduktionssphäre 249
8.4. Die Orientierung auf die „Sorge um Sich" in Beziehung zur „Sorge um Andere" *259*
8.5. Solidarisches Handeln in der Lebensführung *267*
8.5.1. Solidarisches Handeln im sozialen Nahbereich 267
8.5.2. Solidarisches Handeln in der Erwerbssphäre – oder die Frage nach ›kollektiver Handlungsfähigkeit‹ 271
8.5.3. Solidarität im Zusammenhang mit gewerkschaftlichem Handeln 272
8.6. Schluss und Ausblick *278*

9. Literatur **283**

Eidesstattliche Versicherung **300**

Danksagung **301**

Anlage **302**

1. Einleitung

„Und das ist ja des im Gesundheitswesen, da kann man sich nicht wirklich hinstellen und sagen: Nö! (...) Man weiß, da liegt ein Patient, der hat womöglich Bauchschmerzen und dann muss man des einfach machen. Egal ob man jetzt schon zehn Stunden durchgearbeitet hat… des ist halt einfach des Gesundheitswesen."
(Nina, Krankenschwester in Vollzeit, verheiratet, ein Kind; NU-I-1: 389-396)

„Was sich allein, da (...) getan hat, wie ich find immer zu einer guten professionellen Richtung hin. Leider haben sich im Gegenzug dazu die Bedingungen doch immer mehr auch verschlechtert. Also, wenn ich überleg, wo man früher wenig Anspruch hatte, dafür aber viel Personal, ist es heute einfach genau umgekehrt: der Anspruch ist sehr hoch, was ich gut find, aber der Personalschlüssel entspricht dem nicht mehr. Man kann diesem hohen Anspruch einfach nicht gerecht werden."
(Evi, Erzieherin in Vollzeit, verheiratet; NU-I-3: 85-94)

„Ich bin Heilerziehungspflegerin von Beruf und hab vor gut drei Jahren ein Kind bekommen und noch ein zweites Kind vor eineinhalb Jahren und bin jetzt ein bisschen raus aus dem Berufsleben, hab immer wieder zwischendurch Teilzeit gearbeitet und steige auch jetzt grad wieder ein, Teilzeit zu arbeiten in einer Einrichtung für behinderte Menschen. Und ich find es ein bisschen schwierig, alles zu vereinbaren, also Kinder, Familie, Haushalt und Arbeiten gehen und so, also ich komm da schon an meine Grenzen und ich fühl mich da oft auch nicht gut unterstützt."
(Anne, Heilerziehungspflegerin in Teilzeit, verheiratet, zwei Kinder; I-35: 29-38)

In dieser Arbeit stehen Frauen im frühen Erwachsenenalter im Mittelpunkt, die als Erzieherinnen, als Krankenschwestern, als Sozialarbeiterinnen, als Heilerziehungspflegerinnen und Ergotherapeutinnen arbeiten. Einige dieser Frauen haben Kinder, einige leben in einer Partnerschaft, einige sind alleinstehend.
Von Interesse ist die Frage, wie sie ihre *Lebensführung* gestalten. Wie erleben sie die Bedingungen in der Erwerbssphäre, in den jeweiligen Berufen des sozialen Dienstleistungsbereichs? Wie verhalten sie sich dazu? Wie empfinden sie die Anforderungen aus der Reproduktionssphäre? Und wie vereinbaren sie die verschiedenen Lebensbereiche? Mit welchen Diskursen/Bedeutungsstrukturen setzen sie sich auseinander? Woran orientieren sie sich? Was ›bewegt‹ sie? Was ist letztlich ihre Vorstellung von einem ›*eigentlichen Leben*‹?

Das Forschungsprojekt: „Was bewegt junge Menschen? Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich" – U35

Die Auseinandersetzung mit dem Thema dieser Arbeit begann im Zuge des Forschungsprojekts „Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich" der Tübinger Forschungsgruppe. Ausgangspunkt für dieses Projekt war die Frage aus Gewerkschaftskreisen, warum insbesondere die Altersgruppe zwischen 25 und 35 Jahren der Beschäftigten im Dienstleistungsbereich so schwach in der Mitgliederstruktur der Gewerkschaft vertreten ist. Das Forschungsprojekt begann Ende 2007, noch vor der Pleite der Lehman Brothers im September 2008 und damit dem Ausbruch der Finanzkrise. Der globale Krisenzyklus, der sich an die Finanzkrise anschloss, erschütterte zumindest anfangs in der öffentlichen Wahrnehmung neoliberale Diskurse von ewigem Wirtschaftswachstum und der ordnenden Hand des ‚freien Marktes'. Auch wenn die hiesige Wirtschaftssituation im Moment scheinbar wie das Auge im Taifun ruht, sogar floriert, zeichnet sich ab, dass die „Form der Bearbeitung der Krise … jeweils die nächste Krisenkonjunktur" vorbereitet (Candeias 2011, 45).

Der Dienstleistungsbereich im Allgemeinen ist von ständigem Um- und Abbau betroffen und von tiefgreifenden Vermarktlichungsprozessen. Das Forschungsteam arbeitete mit der Frage, wie die jungen Beschäftigten mit den jeweiligen Anforderungen aus der Erwerbssphäre umgehen, wie sie den zunehmenden Druck bewältigen. Darüber hinaus interessierte die Forschenden die Frage nach der Verzahnung von Erwerbs- und Reproduktionssphäre, wie die jungen Menschen diese beiden Bereiche in ihrer *Lebensführung* vereinbaren. Daher stand in den Interviews die Frage im Mittelpunkt: „was bewegt Dich?" – eine offene Frage, die eher eine Suchbewegung darstellt und Raum lässt für andere gesellschaftliche *Widersprüche,* als der Druck aus der Erwerbssphäre, über die die jungen Erwachsenen nachdenken.

Das Forschungsteam befragte an die 1.300 Beschäftigte aus vier Branchen, dem Gesundheitswesen, dem Öffentlichen Dienst, Banken/Versicherungen und der IT-Branche mit einem ausführlichen Fragebogen zu ihrer Lebensführung (Berufs- und Lebenssituation) und zu Aspekten solidarischen Handelns. Darüber hinaus wurden 43 Leitfadeninterviews und sechs Focus Groups durchgeführt (vgl. Billmann and Held 2013b, 179f.).

In der Bearbeitung der Interviews ist der Forschenden aufgefallen, dass die Berichte der interviewten Frauen ein sehr breites Spektrum an Lebensthemen aufweisen: die Frauen setzen sich neben Fragen nach der Bewältigung der Anforderungen im jeweiligen Beruf sehr intensiv mit der Vereinbarung von Erwerbs- und Reproduktionssphäre auseinander. Wenn sie Kinder haben, ist es die Frage nach der Bewältigung der Sorgearbeit in der Reproduktionssphäre. Waren noch keine Kinder vorhanden, dann beschäftigte einige Frauen die Frage in die Zukunft gerichtet, wie sie einmal Erwerbsarbeit und Familienarbeit vereinbaren können (vgl. Held et al. 2011, 264). Darüber hinaus tauchte in einzelnen Erzählungen der Frauen eine bewegende Auseinandersetzung mit verschiedenen Diskursen auf, die bestimmte Anrufungen an Frauen transportieren, verknüpft mit Aufforderungen, was es heutzutage

heißt, ein ‚normales' Leben zu führen. Diese thematisch sehr breit aufgestellten Interviews im Projekt U35 waren der Anlass für die Forschende, den Fokus ihrer Arbeit auf *Frauen* zu legen.

Lebensführung

Im ersten Teil der Arbeit wird es zunächst um die theoretische Bestimmung des Konzepts der Lebensführung gehen. Die *alltägliche Lebensführung* ist der Ort, wo sich das Individuum mit den gesellschaftlichen Anforderungen auseinandersetzt und darin seine eigenen subjektiven Orientierungen und Handlungen entwickelt (vgl. Kap. 2.1). Die zentrale psychologische Kategorie in der Kritischen Psychologie ist die ›*Handlungsfähigkeit*‹ (vgl. Markard 2015, 48). In der Spannung zwischen Möglichkeiten und Beschränkung der Handlungsfähigkeit durch gesellschaftliche Machtverhältnisse, verortet die Kritische Psychologie die ›*doppelte Möglichkeit*‹ zu handeln, die ›*restriktive vs. verallgemeinerte Handlungsfähigkeit*‹, das Handeln in den gegebenen Strukturen oder die Entwicklung von Handlungsmöglichkeiten, die die Bedingungen zu überwinden suchen. Lebensführung – so die Grundannahme – kann daher nicht bedeuten, die verschiedenen Lebensbereiche zu arrangieren. In Anlehnung an Überlegungen zur Lebensführung von Klaus Holzkamp ist es wichtig mitzudenken, dass jeder Mensch eine Sehnsucht nach einem ›*eigentlichen Leben*‹ hat, nach Glück und Sinnerfüllung. Daher ist es von Bedeutung, auch widerständiges und solidarisches Handeln in der Lebensführung mitzudenken. Denn das Streben nach dem ›*eigentlichen Leben*‹ ist eventuell die Dynamik, die *Widersprüche*, das Gegebene nicht länger hinzunehmen und sich auf die Suche nach Formen ›*verallgemeinerter Handlungsfähigkeit*‹ zu machen (vgl. Kap 2.2).

Theoriebaukasten

Josef Held hat in Bezug auf transdisziplinäre Jugendforschung festgestellt, dass es hierzu eine transmethodologische Perspektive braucht: „Kein Problem ist in der praktischen Realität nur ein psychologisches, pädagogisches oder soziologisches." (Held 2010, 140) In der Beschäftigung insbesondere mit dem Hauptwerk von Klaus Holzkamp, der „Grundlegung der Psychologie" (1985), wurde bald deutlich, dass die gesellschaftstheoretischen Grundlagen für die Fragestellung in dieser Arbeit nicht ausreichen. Klaus Holzkamps Bezug ist der gesellschaftstheoretische Ansatz von Karl Marx, wo die ‚Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft' in der politischen Ökonomie verankert ist. Sprich: die gesellschaftliche Teilhabe definiert sich in der Kritischen Psychologie vor allem über die kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Wenn man gesellschaftliche Verhältnisse als verschlungene Machtverhältnisse betrachtet, in denen Geschlechterverhältnisse, aber auch bestimmte kulturelle, diskursive Formationen eine Rolle spielen, braucht es daher noch weitere gesellschaftstheoretische Bezüge. Daher wird im Kapitel 3 zur Kritischen Psychologie die Theoriestränge über den *Diskurs* und zu *Gouvernementalität* von Michel Foucault hinzugezogen und in Dialog zu den Bedeutungskonstellationen im subjektwissenschaftlichen Ansatz der Kritischen Psychologie gesetzt (vgl. Kap. 3).

Dimensionen der Lebensführung

Ausgehend von der Annahme, dass sich Menschen in ihrer alltäglichen Lebensführung mit vielfältigen Deutungsangeboten, Diskursen auseinandersetzen müssen, ergibt sich die Frage nach der Orientierung. Wie orientieren sich Menschen in ihrer Umgebung, in den verschiedenen Diskursen? Wie nehmen sie Diskurse auf und flechten sie in ihre jeweiligen subjektiven ›Begründungsdiskurse‹ (Holzkamp) ein (vgl. Kap. 4)? In Anlehnung an die ›doppelte Möglichkeit‹ der Handlungsfähigkeit geht die Forschende davon aus, dass sich auch die Orientierungstätigkeit in ein solches Spannungsfeld verorten lässt: Reproduziert das Subjekt mit seinen Orientierungen hegemoniale Diskurse, Deutungsangebote oder gibt es die Kritik im Denken, eine Bewegung in Richtung ›überschreitende Orientierung‹ (vgl. Kap. 4.1.4)?

„Solidarisches Handeln" wird als besondere Dimension der Lebensführung betrachtet, als mögliche Form von Bewältigungshandeln. Da bereits im Forschungsprojekt U35 deutlich wurde, dass mit dem Begriff „Solidarität" viele diffuse Bedeutungen verbunden werden, wird hier zum einen die Begriffsgeschichte skizziert, des Weiteren in welchen gesellschaftlichen Bereichen solidarisches Handeln sich dimensional entfalten kann und schließlich was solidarisches Handeln in der Lebensführung bedeuten kann (vgl. Kap. 4.2).

Lebenssituation junger Frauen

Die Frage nach der Lebenssituation junger Frauen in der momentanen gesellschaftlichen Formation ist verbunden mit der Frage nach dem Gefüge der Geschlechterverhältnisse (Kap. 5.1). Der Blick auf Geschlechterverhältnisse ist in dieser Arbeit ein doppelter: zum einen wird davon ausgegangen, dass *Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse* zu betrachten sind (vgl. Haug 2001). Die Grundannahme der marxistischen Feministin Frigga Haug ist, dass die jeweiligen Produktionsverhältnisse die Art und Weise der Geschlechterverhältnisse entscheidend prägen. Wichtig dabei ist ihre feministische Kritik an der ‚klassisch-marxistischen' Sichtweise von Produktionsverhältnissen, die die Arbeit zur Reproduktion der Arbeitskraft ausblendet – sprich die Arbeit in der Reproduktionssphäre, in familiären Strukturen, Hausarbeit, Pflege von Angehörigen, Erziehung von Kindern, ehrenamtliches Engagement –, die vonnöten ist „Leben zu produzieren" (771). Der zweite Zugang ist der Blick auf *Geschlechterverhältnisse als Effekt staatlichen Handelns*. Unter Bezugnahme auf Foucaults Gouvernementalitätstheorie einerseits und Gramscis Hegemonietheorie andererseits wird Staat als ›Effekt von Diskursen, Machttechniken und zivilgesellschaftlichen Praxen‹ verstanden (vgl. Griesser and Ludwig 2008). Dieser Zugang formuliert die Annahme, dass Geschlechterverhältnisse durch konkrete Regierungspolitik aber auch durch verschiedene zivilgesellschaftliche Praxen formiert werden (vgl. Kap. 5.1.1). Auf der Basis dieser Theorien wird daran anschließend die Frage nach dem Zusammenhang von Lebensführung und Geschlechterverhältnissen gestellt. Es werden verschiedene geschlechtsspezifische Lebensführungskonzepte vorgestellt – insbesondere das Konzept der ›*doppelten Vergesellschaftung*‹ von Regina Becker-Schmidt (vgl. Kap. 5.1.2). Frauenleben unterliegen einer Pluralisierung.

Neben dem ‚traditionellen' Modell der Kleinfamilie, leben immer mehr Frauen in anderen Lebensformen: sie sind alleinstehend, alleinerziehend und/oder leben in alternativen Wohnformen. Mit diesen unterschiedlichen Lebenslagen sind jeweils verschiedene Anforderungen und Diskurse verknüpft (vgl. Kap. 5.1.3).

Ein zentraler Bezugspunkt in dieser Arbeit ist die *Erwerbssphäre*, hier der *soziale Dienstleistungsbereich und das Gesundheitswesen,* in denen die ausgewählten Frauen beschäftigt sind (vgl. Kap. 5.2). Diese Bereiche sowie alle weiteren Berufsfelder, die zur Sicherung des Gemeinwohls beitragen, unterliegen seit geraumer Zeit weitgehenden Ökonomisierungsprozessen. Einige Bereiche werden sukzessive der Kapitalverwertung zugeführt und in privatkapitalistische Unternehmen umgewandelt (vgl. Nickel 2007, 29). Der neoliberale Umbau des Staates führt zudem zu einem umfassenden Sozialabbau; die öffentlichen Haushalte geraten unter Druck, diverse Sparrunden beförderten eine Aufweichung von Lohn- und Arbeitsstandards, was zu einer Verschlechterung der Arbeits- und Einkommensbedingungen der Beschäftigten führt (vgl. u.a. Bewernitz and Dribbusch 2014, 394). Da in diesen Branchen prozentual überwiegend Frauen arbeiten, sind vor allem ihre Beschäftigungsverhältnisse in besonderer Weise von steigendem Druck und *Prekarisierungsprozessen* geprägt. Durch den allgemeinen Rückbau der sozialen öffentlichen Infrastruktur, müssen darüber hinaus Arbeiten aus dem Bildungs- und Erziehungs-, sowie dem Gesundheits- und Pflegebereich zunehmend individuell, familiär oder zivilgesellschaftlich organisiert werden. Sorgearbeit in der Reproduktionssphäre wird nach wie vor größtenteils von Frauen geleistet. Folglich ist die Lebensführung von Frauen in besonderer Weise strukturell von der ›*Krise der sozialen Reproduktion*‹ betroffen (vgl. Winker 2012, Kap. 5.2).

Frauen – so die Annahme – müssen sich darüber hinaus in ihrem Alltag mit unterschiedlichen *Diskursen* an Frauen auseinandersetzen und mit bestimmten hegemonialen Vorstellungen, wie eine ‚normales' (Frauen-)Leben auszusehen hat. In einem essayhaften Kapitel werden exemplarisch mediale Diskurse über Frauen aufgegriffen (vgl. Kap. 6). Mit diesem Schlaglicht in die Medienlandschaft kann aufgezeigt werden, wie diese Diskurse eingebettet sind in Regierungsweisen innerhalb der ‚*neoliberalen Gouvernementalität*' – eine Regierungsform, die in erster Linie darauf abzielt, dass man sich selbst regiert, sich mittels verschiedener auch geschlechtsspezifischer Selbsttechnologien in die Ordnung einpasst (vgl. Ludwig 2011, 233ff.).

Fallanalysen

Für diese Arbeit wurden neun leitfadengestützte Interviews verwendet und unter Bezugnahme auf Methoden der *Grounded Theory* und der *Detailanalyse* des von Josef Held entwickelten *subjektbezogenen Forschungsverfahrens* ausgewertet (vgl. Kap. 7.1). Einige dieser Interviews wurden bereits im Zuge des Forschungsprojekts U35 geführt, andere führte die Forschende in ihrer eigenen Forschungsphase. Die Interviews von Nina, Krankenschwester und Mutter; von Evi, Erzieherin, verheiratet; von Simone, Sozialarbeiterin, alleinstehend und von Anne, Heilerziehungspflegerin und Mutter wurden zu *Fallanalysen* ausgearbeitet (vgl. Kap. 7.2-7.5).

Die Lebensführung der befragten Frauen ist von *Widersprüchen* geprägt, die sich aus den vielfältigen Anforderungen an die Lebensführung ergeben. Diesen *widersprüchlichen Grundkonstellationen* wird in der Analyse der Interviews nachgespürt. In der abschließenden „Themenspezifischen Auswertung" werden die anderen fünf Interviews hinzugezogen (vgl. Kap. 8.1) und die Widerspruchskonstellationen in der Erwerbssphäre und in der Reproduktionssphäre herausgearbeitet (vgl. Kap. 8.2 und 8.3). Schließlich wird nach ›*Möglichkeitsräumen*‹ gefragt, nach spezifischen Orientierungsbewegungen, die die Frauen für sich formuliert haben: zum einen die Orientierung auf die ›Sorge um sich‹ als Bewältigungshandeln (vgl. Kap. 8.4), zum anderen auf die Frage nach dem ›Solidarischen Handeln‹ in der Lebensführung (vgl. Kap. 8.5).

2. Lebensführung im Spannungsfeld Gesellschaft – Subjekt

2.1. Lebensführungskonzept bei den Münchner Soziologen/innen aus dem SFB 333

Der Ort der Auseinandersetzung zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und den subjektiven Orientierungen und Handlungen ist die Lebensführung. Die Tübinger Forschungsgruppe hat sich ein Konzept erarbeitet, das auf verschiedenen theoretischen Bezügen beruht. Die eine Grundlage ist das „Lebensführungs-Konzept" der Münchner Soziologen/innen aus dem SFB 333. Hier erscheint Lebensführung „als ein alltäglicher Prozeß, in dem sich ein Mensch mit den ihm begegnenden Verhaltenszumutungen (als Berufstätiger, als Ehefrau, als Mutter usw.) im Rahmen bestimmter Gegebenheiten (Wohnverhältnisse, Haushaltseinkommen usw.) auseinandersetzt, sie in Einklang miteinander sowie mit seinen eigenen Interessen zu bringen sucht und dabei in spezifischer Weise auf sein soziales und räumliches Umfeld wie Familienangehörige, Arbeitsstätte, Nachbarn, Nutzung von Verkehrsmitteln usw. einwirkt" (Bolte 2000, 7). Wichtig ist den Münchner Soziologen/innen der Blick darauf, wie der/die Einzelne die verschiedenen Anforderungen und Zumutungen konstruiert und arrangiert. In dieser Perspektive gestaltet sich alltägliche Lebensführung als „Arrangement der Arrangements" (vgl. ebd. 7; vgl. Kudera and Voß 2000). In diesem Konzept nimmt *Lebensführung eine eigenständige Vermittlerrolle zwischen Person und Gesellschaft* ein: die Lebensführung ist *das* Medium, mittels deren eine Person auf die ihm relevanten gesellschaftlichen Sphären wirken kann bzw. in dem die Auswirkungen gesellschaftlicher Strukturen für die Person zutage treten (vgl. Voß 2000, 69).

Der Münchner Sonderforschungsbereich hat sich unter anderem mit dem Wandel der Arbeitswelt befasst – als ein wesentliches Strukturelement der alltäglichen Lebensführung. Im Zuge ihrer Untersuchungen entstand das industriesoziologische Konzept des Sozialtypus des »Arbeitskraftunternehmers« (vgl. Pongratz and Voß 1998; Voß 2007, 97). Das Konzept möchte den Wandel der Anforderungen an Erwerbstätige veranschaulichen, der auch als »Subjektivierung« oder »Entgrenzung« von Arbeit gefasst wird (vgl. Voß 2007, 100ff.). Im Zuge der Globalisierung der Wirtschaft und damit veränderten Marktanforderungen, einer neoliberal geprägten Wirtschafts- und Sozialpolitik fand in den Betrieben eine Transformation der Arbeitsorganisation statt. Wesentliches Element ist die systematische Verlagerung der Verantwortung für Arbeitsprozesse und Arbeitsleistung auf die Beschäftigten. Dies geschieht sowohl innerhalb lohnabhängiger Beschäftigungsverhältnisse im Betrieb (Gruppen- und Telearbeit, Projektorganisation etc.) als auch durch Out-Sourcing oder im Rahmen von (Schein-) Selbständigkeit der Beschäftigten (vgl. Pongratz and Voß 1998). Dadurch entsteht zum einen tatsächlich ein neuartiger Raum für »Autonomie«, der auch als chancenreich erlebt wird. Zum anderen ist der Typus des »Arbeitskraftunternehmers« gekennzeichnet durch verstärkte Formen der ›Selbstkontrolle‹, was eine zunehmende Anforderung Arbeitsabläufe und Ergebnisse selbst zu organisieren mit sich bringt, durch ›Selbstökonomisierung‹, was auf die Entwicklung und Selbstvermarktung der eigenen Arbeits-

kraft hinausläuft und durch ›Selbstrationalisierung‹, was die effizienzorientierte Gestaltung vom Lebenslauf aber auch die ›*Verbetrieblichung der alltäglichen Lebensführung*‹ meint. Der »Arbeitskraftunternehmer« wurde von den Forscher/innen eher als Idealtypus konzipiert denn als eine empirisch verbreitete Gruppe in der Erwerbssphäre. Dennoch sehen sie die Merkmale und die Anforderungen bei vielen Beschäftigten verbreitet (vgl. Voß 2007, 98ff.).

Kritik kommt unter anderem von Regina Becker-Schmidt, die anmerkt, dass das Konzept des »Arbeitskraftunternehmers« ‚geschlechtsblind' sei. Sie fragt sich, warum das Phänomen der »Subjektivierung der Arbeit« nicht auch in der Reproduktionssphäre untersucht wurde, der Bereich, in dem nach wie vor Frauen die meisten Arbeitsstunden leisten. Sie vermutet, dass aufgrund des massiven Anstiegs der kulturellen Standards in Bezug auf Haushaltsführung, Kindererziehung und weiteren Fürsorgearbeiten auch hier der Druck gestiegen ist. Dazu kommt, dass die zunehmenden Anforderungen aus der Erwerbssphäre psychosoziale Folgen in den sozialen, familiären Beziehungen mit sich bringen. Und schließlich greifen gesellschaftliche Rationalisierungsprozesse auch auf die Privatsphäre über (vgl. Becker-Schmidt 2007, 256ff.).

2.2. Lebensführung in der Kritischen Psychologie und der Tübinger Forschungsgruppe[1]

Die Psychologin Ute Osterkamp kritisiert am allgemeinen Lebensführungskonzept der Münchner Soziologen/innen, dass diese „Lebensführung" als individuelles Problem verhandeln (vgl. Osterkamp 2001, 22). In ihren Augen wird der Aspekt der Gesellschaftlichkeit von Individuen in diesem Lebensführungskonzept darauf beschränkt, dass die Individuen die Erwartungen aus den unterschiedlichen Lebensbereichen – Familie, Beruf, ‚Freizeit' – unter einen Hut bekommen und die damit gestellten Anforderungen möglichst effektiv und reibungslos schaffen. Das Verhältnis zwischen einer gemeinsamen Lebensführung und der eigenen bleibt systematisch ausgeblendet. Das Nebeneinander verschiedener individueller Lebensführungen wird nur als Frage des „Kompromisses" gesehen – aber wie dieser Kompromiss zustande kommt und unter welchen Bedingungen, wird nicht genügend thematisiert. Damit würden die Wissenschaftler/innen ausblenden, dass die jeweils historisch-gesellschaftlich geprägten Umstände, unter denen wir leben, auch konkrete Probleme mit sich bringen – zum Teil direkt oder indirekt von uns mitverschuldet – für deren Angehen wir mitverantwortlich sind. Auf diese Weise wird die individuelle Verantwortung über die eigene Lebensführung hinaus, sprich die Verantwortung für gesellschaftliche Fragen und Herausforderungen ‚wissenschaftlich' eher abgewehrt, ja – gar nicht erst in Erwägung gezogen. Damit fehlt für Osterkamp der Blick darauf, dass das Leben erst über das soziale Eingebundensein sinnvoll und bedeutsam wird (22f.).

[1] Eine überarbeitete Version dieses Kapitel wurde bereits publiziert: Billmann, Lucie (2015b): "Lebensführung im Spannungsfeld Gesellschaft-Subjekt: Das Lebensführungskonzept der Tübinger Forschungsgruppe." In Handbuch Subjektwissenschaft. Ein emanzipatorischer Ansatz in Forschung und Praxis, eds. Martin Allespach und Josef Held. Frankfurt am Main: Bund-Verlag. 124-135.

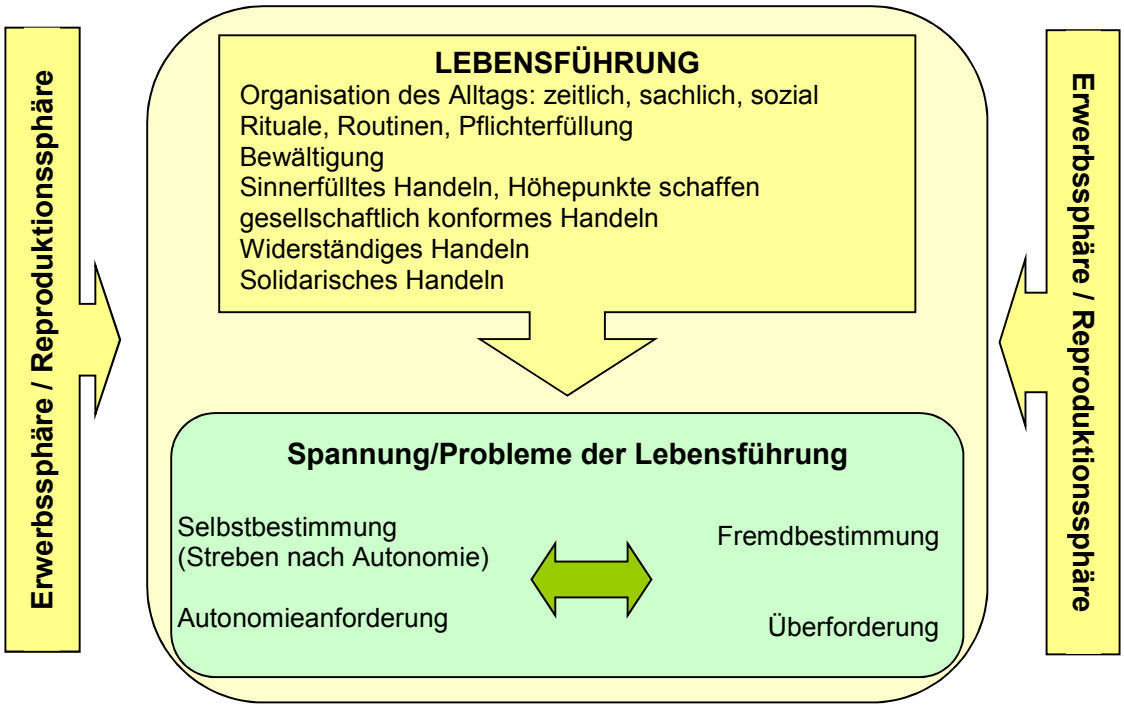

Abbildung 1 Lebensführungskonzept der Tübinger Forschungsgruppe

Die Tübinger Forschungsgruppe hat aus ähnlichen Gründen das Konzept der Lebensführung theoretisch weiterentwickelt. Für die Forscher/innen ist einer der Hauptaspekte von Lebensführung die ihr inhärente Spannung von Streben nach Autonomie/Selbstbestimmung und Fremdbestimmung einerseits und gesellschaftliche Autonomieanforderung und individuelle Überforderung durch letztere andererseits (vgl. Held et al. 2011, 22ff.; Abb. 1). Einerseits ist das Selbstverständnis des modernen Menschen stark von dem Wunsch geprägt, autonom und selbstbestimmt zu handeln. Andererseits ist genau der Anspruch, seine Lebensführung autonom zu gestalten, „zu einem institutionalisierten Erwartungsmuster der sozialen Reproduktion geworden“ (Honneth 2002, 146). Das heißt, es wird letztlich auch erwartet, dass man seinen Fähigkeiten und Ressourcen entsprechend alle Chancen nutzt, erfolgreich zu sein. Das gilt nicht nur für das Berufsleben – wie es bei dem oben beschriebenen Typus des »Arbeitskraftunternehmers« anklingt – sondern auch für das Privatleben. Hartmut Rosa beschreibt, dass dieses Autonomieideal von einem Kulturideal geprägt wird: man soll nicht nur selbstbestimmt sein Leben führen, sondern dieses nach seinen eigenen Fähigkeiten und Bedürfnissen ‚richtig‘ führen. Es geht zudem um die Frage nach Authentizität, um die Vorstellung, dass das gute Leben geprägt sein muss durch eine progressive Entfaltung der eigenen, individuellen Fähigkeiten und Anlagen (vgl. Rosa 2009, 95).

Vor dem Hintergrund neoliberaler Entwicklungstendenzen erscheinen Selbstbestimmung oder Selbstverwirklichung als allgemeines Erwartungsmuster, als eine Form von „Selbstdisziplinierung“, mit der man versucht, sich den Erfordernissen des Arbeitsmarktes flexibel anzupassen (vgl. Osterkamp 2001, 4). Die Kehrseite dieser Medaille der Moderne bedeutet Gefühle der Überforderung, die zu Versagensängsten und Depressionen führen können (Honnet 2002, 146; vgl. auch Baur 2008, 9ff.).

Die Welt, wie wir sie erfahren, ist kein bunter Strauß an Möglichkeiten, in den man nur hineinzufassen braucht, sondern in hohem Maße von Elementen durchzogen, die in der Lebensführung als Momente der Fremdbestimmung harte Linien setzen. Ute Osterkamp stellt hierzu fest: „Sobald man die Fremdbestimmtheit individueller Existenz nicht als natürlich voraussetzt, sondern zum Gegenstand der Analyse macht, d.h. die Frage der Lebensführung nicht auf die möglichst effektive Bewältigung äußerer Anforderung beschränkt, sondern deren subjektive Bedeutung reflektiert, ergeben sich unvermeidlich gesellschaftskritische Fragen." (Osterkamp 2001, 25)
Daher war es für die Forschungsgruppe wichtig, das Handeln in der Lebensführung nicht nur unter dem Aspekt von ‚Organisation' und ‚Arrangement' zu betrachten. Dies steht unseres Erachtens für ein widerspruchloses Bewältigen der täglichen Anforderungen. Damit lässt sich subjektives Unbehagen und mögliche Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen theoretisch nicht denken. Deshalb ist – wie in dem oben abgebildeten Schaubild verdeutlicht – solidarisches und widerständiges Handeln als Handlungsmöglichkeit Teil der Lebensführung.

Ein zweiter theoretischer Bezugspunkt ist das Lebensführungskonzept des Kritischen Psychologen Klaus Holzkamp. Er bezieht sich u.a. in diesem Artikel ebenfalls auf das „Lebensführungs-Konzept" der Münchner Soziologen/innen (vgl. Holzkamp 1995, 820ff.). Er kritisiert sowohl an dem Lebensführungskonzept des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München als auch schon bei Max Weber, auf dessen Lebensführungskonzept sich die Münchner Soziologen/innen beziehen, dass die subjektiven Handlungsgründe der Individuen nicht thematisiert werden. In deren Verständnis und Forschung über alltägliche Lebensführung, würde sich eine kategoriale Lücke auftun, indem der je individuelle ‚Begründungsdiskurs' ignoriert wird (vgl. Holzkamp 1996, 68).
Holzkamp hat in einem Artikel versucht das Modell der Alltäglichen Lebensführung unter subjektwissenschaftlichen Aspekten neu zu formulieren (vgl. Holzkamp 1995, 838ff.). Er richtet das Augenmerk auf das Handeln des Subjekts. Die Stabilität der Lebensführung, so die Annahme, ist keine Selbstverständlichkeit, sondern als eine aktive Leistung jedes einzelnen Subjekts zu verstehen (821). Die alltägliche Lebensführung hat, ähnlich wie bei den Münchner Soziologen/innen, die Funktion einer Vermittlungsinstanz zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen und der individuellen Lebenstätigkeit. Durch die Gestaltung seines Alltags ist das Subjekt in gesellschaftliche Strukturen eingebettet, integriert und (re-)konstruiert diese aktiv mit seinem Handeln (823).
Ein wesentlicher Ansatz der Kritischen Psychologie ist der Blick auf die ‚gesellschaftlichen Verhältnisse', die immer aus dem Blickwinkel des Subjektes „als *Bedeutungen, Bedeutungskonstellationen, Bedeutungsanordnungen*" aufzufassen sind, „nämlich als Inbegriff gesellschaftlich produzierter *verallgemeinerter Handlungsmöglichkeiten (und -beschränkungen)*, die das Subjekt im Interessenszusammenhang seiner eigenen Lebenspraxis in Handlungen umsetzen *kann*, aber keinesfalls *muß* (…)." (838; Hervorhebungen i.O.)

Jens Brockmeier bringt diesen Aspekt in einem Aufsatz anlässlich 25 Jahre ‚Grundlegung der Psychologie' auf den Punkt: Bedeutung sei letztendlich in nuce das, was für das Subjekt von Belang ist. Aus der Perspektive des Subjekts ist dies alles, was relevant ist zum Handeln und Leben (vgl. Brockmeier 2008, 8). In dieser Betrachtungsweise existieren keine deterministischen Beziehungen zwischen Bedeutungen und dem subjektiven Handeln. Bedeutungen sind immer Handlungs*möglichkeiten*. Sie sind soziale und historische Konstruktionen, kulturelle Praktiken, zu denen wir uns bewusst verhalten können und müssen. „Welchen Sinn und welche Bedeutung wir unserem Leben zumessen und in welchem größeren Zusammenhang wir uns eingefügt sehen, hängt zwar von kulturellen Traditionen ab, die wir uns in der Regel nicht aussuchen können. Aber die Antwort ist letztlich immer individuell, und sie ist immer wieder aufs Neue zu geben." (ebd. 11)

Ein Teil dieser Antwort sind Handlungsprämissen, die sich jeder Mensch setzt. Welche Prämissen gewählt werden, hat unterschiedliche Gründe. Zum einen stellt sich die Frage nach Alternativen, die sich anhand der historischen Bedingungen einem entfalten oder auch vorenthalten werden. Zum anderen – so Holzkamp – spielen die jeweiligen Lebensinteressen eine entscheidende Rolle. Je nachdem welche Lebensinteressen man verfolgt, ist man mit ‚bewussten Verletzungen' dieser konfrontiert, mit Gegebenheiten, die den eigenen Interessen Grenzen setzen (vgl. Holzkamp 1995, 838f.). Damit werden die *Machtverhältnisse* thematisiert, „wenn auch nicht als klare Trennung zwischen ‚Mächtigen' und ‚Ohnmächtigen', sondern als *Verteilung* von Machtbeziehungen innerhalb alltäglicher Durchsetzungs- und Abwehrstrategien, wie sie Foucault immer wieder hervorgehoben hat" (839f.; Hervorhebung i.O.).

Das Subjekt befindet sich nach Holzkamp daher in einem „Spannungsfeld zwischen Erhöhung von Lebensqualität und defensiver Bedrohungsabwehr" (840). Holzkamp eröffnet an diesem Punkt das Spektrum zwischen den „prinzipiell gegebenen Handlungsmöglichkeiten" innerhalb einer Bedeutungsanordnung und den tatsächlich gewählten Handlungsprämissen des Subjektes (ebd.). Letztendlich werden hier die beiden Pole jeglicher Art von Lebensführung aufgespannt: auf der einen Seite der Alltag mit seinen Pflichten, Anforderungen, Sorgen und Krisen, bis hin zu massiv eingeschränkten Daseinsumständen. Auf der anderen Seite steht das Streben nach Glück und Sinnerfüllung, das Sehnen nach dem, was den Rahmen des Alltags sprengt und das, was das ‚ganze Leben' ausmacht (845). Grundsätzlich sei das Bedürfnis jedes Menschen, die Stabilität der Lebensführung und der Psyche zu erhalten (840). Das ‚ganze Leben' ist jedoch mehr als nur das Aufrechterhalten der Alltagszyklizität. Holzkamp bezeichnet dies als das ‚*Eigentliche Leben*'. Was dieses ‚eigentliche Leben' ausmacht, ist für jeden Menschen individuell. Es lassen sich keine objektiven Merkmale festschreiben. Es gibt nur einen Faktor, der diesem ‚eigentlichen Leben' wesenhaft ist: es entfaltet eine Dynamik im Alltäglichen, es lockt mit einer „Überschreitung des Alltags, eine{r} Missachtung seiner Regelungen, Ignorierung seiner tagtäglichen Erfordernisse" (ebd. 845).

In dieser Spannung verortet Holzkamp die ‚doppelte Möglichkeit' zu handeln: zum einen das Handeln *unter* den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen, zum anderen Handeln als *Erweiterung* der Ver-

fügungsmöglichkeiten innerhalb der spezifischen Bedingungen, der konkreten Lebenslage, in der das Individuum sich befindet (vgl. Holzkamp 1985, 368).

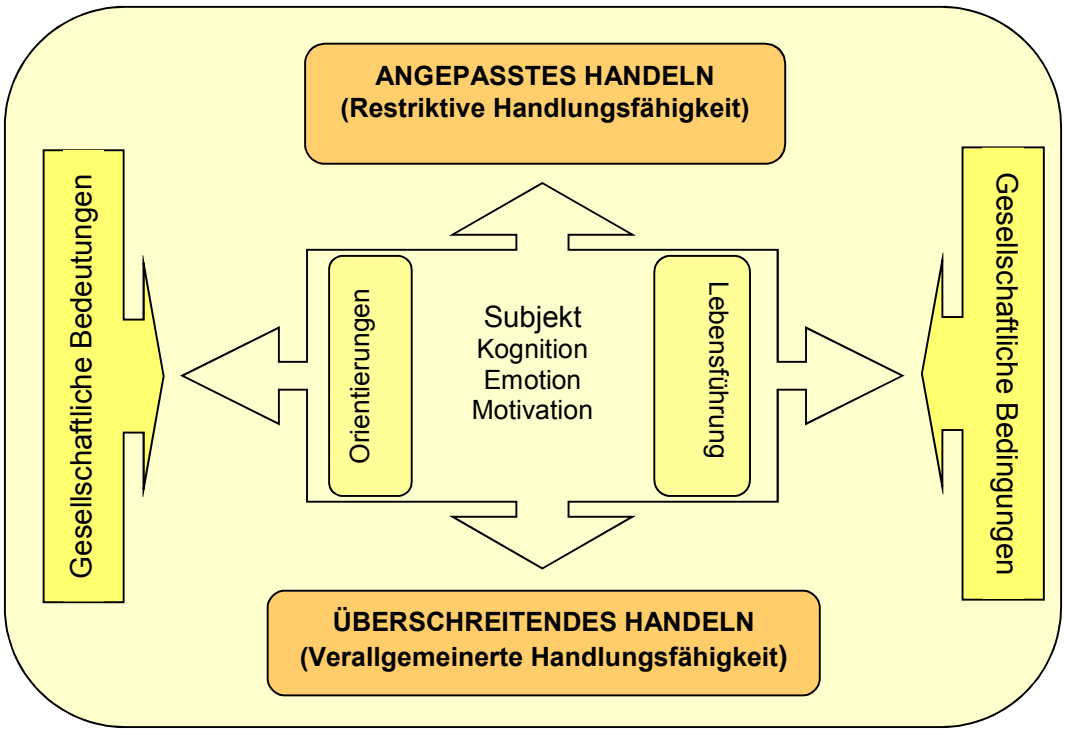

Abbildung 2 ›Verallgemeinerte‹ - ›restriktive‹ Handlungsfähigkeit

Die Kritische Psychologie hat auf diese ‚doppelte Möglichkeit' aufbauend das Kategorienpaar ‚*verallgemeinerte*' versus ‚*restriktive* Handlungsfähigkeit' entwickelt[2] (vgl. Abb. 2).

Ein Wesensmerkmal der zerklüfteten Klassenverhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft ist, so Holzkamp, dass es für die Individuen ‚funktional' ist, ‚restriktiv' zu handeln (vgl. Holzkamp 1985, 372). Zum einen besteht eine existentielle Verunsicherung darüber, ob man ein höheres Niveau an Handlungsfähigkeit überhaupt erreichen kann, oder ob man mit dem Aufbegehren, sogar das jetzige einbüßt (371). Zum anderen „sind die Bedeutungskonstellationen (…) so konstituiert, daß jeweils bestimmte Handlungsmöglichkeiten erst gar nicht ‚gesehen' werden, so daß die gegebenen Möglichkeiten subjektiv als ‚frei' erscheinen, da die Grenzen, an denen sich ihre Beschränktheit und Repressivität erweisen würde, erst gar nicht berührt werden – die Beteiligten quasi zwischen den realen Wänden wie in einem fiktiven freien Raum schwimmen" (Holzkamp 1996, 51).

‚*Verallgemeinerte Handlungsfähigkeit*' bedeutet hingegen Handlungsformen zu entwickeln, in denen zusammen *mit anderen* in einem gemeinsamen Prozess der *sozialen Selbstverständigung*, die jeweiligen Verhältnisse verändert werden. Voraussetzung ist zu erkennen, dass bestimmte Faktoren, die sich regierend in unsere Lebensführung einschreiben, auch andere Menschen betreffen (vgl. auch Osterkamp 2003, 182). Zu den Formen »überschreitenden Handelns« zählt daher auch solidarisches

[2] Diese ‚doppelte Möglichkeit' als Kategorienpaar zu fassen, wird von anderen kritischen Psychologen/innen kritisch gesehen. Morus Markard schlägt dagegen vor, die »restriktive vs. verallgemeinerte Handlungsfähigkeit als Leithypothesen zu begreifen (vgl. Markard 2009: 181; Ausführlicher: Kapitel 3.1).

und widerständiges Handeln, das an die »Wände« stößt, in Konfrontation mit hegemonialen Ansichten, Diskursen, Strukturen etc. geht.

2.3. Zusammenfassung und Überleitung

In der »Lebensführung« wie Klaus Holzkamp sie beschreibt, ist das Individuum nicht nur damit beschäftigt sein soziales und räumliches Milieu zu arrangieren. Im Denken der Kritischen Psychologie schwingt kontinuierlich die Betrachtungsweise auf die Lebensführung mit, dass es in jeder Lebenssituation die ›doppelte Möglichkeit‹ gibt: die Erfüllung gesellschaftlicher Anforderungen oder die Möglichkeit, Erwartungen und Anforderungen zu hinterfragen und gegebenenfalls aufzubrechen, im Sinne einer Verfügungserweiterung. Damit packt Holzkamp ein utopisches Moment in seine theoretischen Überlegungen: jeder Mensch hat eine Vorstellung vom ›*eigentlichen Leben*‹ - Sehnsüchte, Träume - die dazu führen können, dass Menschen anfangen ihren Alltag kritisch zu hinterfragen. Die Tübinger Forschungsgruppe hat daher die Aspekte solidarisches und widerständiges Handeln in ihrem Konzept der Lebensführung mit einfließen lassen, als Möglichkeiten eines überschreitenden Handelns.
Holzkamps Blick auf ‚gesellschaftliche Verhältnisse' als „*Bedeutungen, Bedeutungskonstellationen, Bedeutungsanordnungen*", die dem Subjekt in seiner Lebensführung als *Handlungsbeschränkungen* oder *–möglichkeiten* erscheinen, weist in eindrücklicher Weise auf den Subjektstandpunkt und zeigt die Möglichkeit der Selbsttätigkeit auf (Holzkamp 1995, 838). Durch die ›doppelte Möglichkeit‹ des bewussten Verhaltens ist der Mensch jeden möglichen Einschränkungen und Abhängigkeiten immer ein Schritt voraus. Die ›doppelte Möglichkeit‹ ist eine Spezifik der menschlichen Existenz. Dies schließt andererseits aber auch ein, dass der Mensch die Möglichkeit hat, auf die Alternative zu verzichten, sich in den vorhandenen Handlungsräumen einzurichten (vgl. Holzkamp 1985, 355).
In dieser Arbeit stehen junge Frauen im Vordergrund, die in den Interviews bestimmte Anforderungen und Erwartungen, die an sie gestellt werden zum Teil in Frage stellen. Dies führt jedoch bei den meisten Befragten nicht zu einem wie auch immer gearteten ›überschreitenden‹ Handeln. Die Frage nach der besonderen *Wirkmächtigkeit* der so genannten Bedeutungsstrukturen, Bedeutungsanordnungen wird meines Erachtens in der Kritischen Psychologie nicht genügend beantwortet. Es wird zumindest in der „Grundlegung der Psychologie" – dem Hauptwerk von Klaus Holzkamp – generell auf Machtverhältnisse in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft verwiesen. Wenn auch in neueren Studien von Vertreter/innen der Kritischen Psychologie die veränderten Anforderungen an das Subjekt durch den Wandel der kapitalistischen Produktionsweise untersucht wird (vgl. Kaindl 2007; Markard 2009, 154).
Um die Wirkmächtigkeit der Machtverhältnisse genauer zu betrachten, wird es jedoch als sinnvoll erachtet einen weiteren gesellschaftstheoretischen – nicht nur den marxistischen gesellschaftstheoretischen – Bezug herzustellen. Daher werden im Folgenden theoretischen Intermezzo bestimmte Bau-

steine aus dem Denken Michel Foucaults mit Bausteinen aus der Kritischen Psychologie in Verbindung gebracht (Siehe Kapitel 3.2).

3. Die Bedeutungskonstellation im subjektwissenschaftlichen Ansatz der Kritischen Psychologie (Klaus Holzkamp) und der Diskurs im gouvernementalitätstheoretischen Ansatz bei Michel Foucault: eine Zusammenschau[3]

3.1. Der Aspekt der ›Bedeutung, Bedeutungsstrukturen‹ in der ›Lebensführung‹ bei Klaus Holzkamp

Das Konzept der ›Lebensführung‹, welches hier verwendet wird, orientiert sich stark an dem von Klaus Holzkamp (vgl. Holzkamp 1995). Wesentliches Element der »alltäglichen Lebensführung« ist die Anforderung an einen, den Alltag tagtäglich zu organisieren. Die Lebensführung hat daher den Charakter eines »selbstreproduktiven Systems«. Der Alltag ist geprägt durch eine bestimmte zyklische Struktur, die man jeden Tag aufs Neue wieder herstellen muss. Es gibt von Außen vorgegebene Zyklen, dennoch muss man die damit verbundenen Handlungen durch eigene Lebensaktivität überhaupt erst in Gang setzen (842).

Diese zyklische Organisation des Alltags hat einen doppelten Charakter: zum einen stellt sie eine Entlastung dar, einen sicheren Rahmen. ›Routinen‹ zimmern die Grundstruktur des Alltags, sie sichern die ›Selbstreproduktion‹ des eigenen Lebens und ermöglichen auch hin und wieder Freiräume für Glück, selbstbestimmte Produktivität oder selbstbestimmte Unproduktivität etc. Man muss in seinem eigenen subjektiven ›Begründungsdiskurs‹ nicht jedes Mal aufs Neue über die Funktionalität und Sinnhaftigkeit seiner Handlungen grübeln. Das ist das Tröstliche des Banalen im Alltag. Zum anderen ist die Gefahr, dass die zyklische Alltagsorganisation so stark die zur Verfügung stehende Tageszeit in Anspruch nimmt, dass man ständig das Gefühl hat, sich damit systematisch zu überfordern und das, was man sich unter einem ›*eigentlichen Leben*‹ vorstellt oder erträumt, aus den Augen zu verlieren droht (843ff.).

Klaus Holzkamp hat erst am Ende seiner Schaffensphase die ›Lebensführung‹ als psychologische Forschungssituation für sich entdeckt (vgl. Holzkamp 1996). In der Lebensführung stellen sich die Fragen nach der Beziehung der Subjekte zu gesellschaftlichen Strukturen, die „gleichzeitig als unmittelbarer Weltbezug des erfahrenden und handelnden Subjekts“ zu begreifen sind (47). Daraus ergibt sich die Aufgabe die „*Vermittlung* zwischen Gesellschaftsstruktur und Individuum“ herauszuarbeiten (48). Die Analyse von Gesellschaftsstrukturen hätte bisher in bestimmten Bereichen der Sozialwissenschaften abgekapselt stattgefunden und – so Holzkamp – müsse nun jenseits vom ‚Reizdenken‘ für die Unter-

[3] Eine überarbeitete und stark gekürzte Version dieses Kapitel wurde bereits publiziert: Billmann, Lucie (2015): "Bedeutung und Diskurs." In Handbuch Subjektwissenschaft. Ein emanzipatorischer Ansatz in Forschung und Praxis, eds. Martin Allespach und Josef Held. Frankfurt am Main: Bund-Verlag. 59-85.

suchung der alltäglichen Lebensführung nutzbar gemacht werden. Dazu braucht es die Unterscheidung von verschiedenen Vermittlungs*ebenen*.

Erste Vermittlungsebene zwischen Sozialstruktur und Individuum in der Lebensführung: die Bedeutungsstruktur

Die erste Vermittlungsebene ist die Bedeutungsstruktur. Der Alltag ist in gesellschaftlichen Bedeutungen und Bedeutungsstrukturen eingebettet, mit denen das Individuum in eine aktive Auseinandersetzung treten muss. Holzkamp bezieht sich an dieser Stelle auf Konzepte aus der Sozialanthropologie und Ethnologie, die analytisch unterscheiden zwischen der *Sozialstruktur* und der *Kultur* bzw. der *Bedeutungsstruktur* (vgl. Holzkamp 1996, 49).

Als Vertreter dieses Ansatzes zieht er Clifford Geertz heran. Dieser definiert ›Kultur‹ in seinen „Beiträgen zum Verstehen kultureller Systeme: Dichte Beschreibung“: „Der Kulturbegriff, den ich vertrete und dessen Nützlichkeit ich in den folgenden Aufsätzen zeigen möchte, ist wesentlich ein semiotischer. Ich meine mit Max Weber, daß der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe.“ (Geertz 1987, 9)

Kultur betrachtet er als „Geflecht von Bedeutungen“, mit denen Menschen handeln, innerhalb dessen sie ihre Erfahrungen verorten (99). „Die soziale Struktur {hingegen, L.B.} ist die Form, in der sich das Handeln manifestiert, das tatsächlich existierende Netz der sozialen Beziehungen. Kultur und Sozialstruktur sind daher nur verschiedene Abstraktionen der gleichen Phänomene: Die eine hat mit sozialem Handeln unter dem Aspekt seiner Bedeutung für die Handelnden zu tun, die andere mit eben diesem Handeln unter dem Gesichtspunkt seines Beitrags zum Funktionieren eines sozialen Systems.“ (ebd.)

Daher handelt es sich bei der Unterscheidung von Sozialstruktur und Kultur bzw. Bedeutungsstruktur nicht um zwei verschiedene Strukturen, sondern letztlich um zwei verschiedene Betrachtungsweisen – zwei Standorte: Kultur bzw. die Bedeutungsstruktur ist die den Individuen zugewandte Seite der Sozialstruktur. Die Sozialstruktur repräsentiert die kapitalistische Gesellschaftsordnung und erscheint als handlungsrelevante Aspekte dem Individuum: „wobei einerseits deren komplizierte Gliederungen sich in den Gliederungen der Bedeutungsstruktur wiederfinden, andererseits die Schaffung der ‚Bedeutungswelt‘ aber auch eine Eigenleistung der Individuen darstellt, wodurch die Sozialstruktur nicht nur verschieden interpretiert wird, sondern auch geändert werden kann“ (Holzkamp 1996, 49).

Holzkamp versucht im Folgenden das Verhältnis von Bedeutung und Handeln genauer zu fassen und bezieht sich dabei auf die Bemühungen innerhalb der Kritischen Psychologie den Bedeutungsbegriff für psychologische Vorgänge brauchbar zu machen (49f.).

›*Bedeutungen*‹ entwickelten sich – so die Annahme von Holzkamp – gleichzeitig mit der Herausbildung von gesellschaftlicher Arbeit und Formen gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Zum einen erhielten Gegenstände als Werkzeuge eine ›Gegenstandsbedeutung‹, die in ihrem jeweiligen Gebrauchswert lag. Diese Gegenstandsbedeutung und die damit gekennzeichnete Funktion wurden auf diese Weise

verallgemeinerbar. Erst in einem weiteren Schritt entstanden die so genannten ›Symbolbedeutungen‹: mit dieser Ebene setzte eine begriffliche Verdichtung des Produktionsprozesses ein. Symbolwelten verselbstständigten sich. Menschliche Ausdrucksformen sozialer und kultureller Art entfalteten sich, differenzierten sich weiter aus und ermöglichten „eigenständige Momente gesellschaftlicher Lebensgewinnung“ (50).

›Handlungen‹ wiederum sind die psychischen Aktivitäten, die ein/e Einzelne/r aufbringt, um seine/ihre Existenz zu erhalten bzw. zu entwickeln. Dazu gehört zum einen die individuelle Beteiligung am gesellschaftlichen Produktions- bzw. Reproduktionsprozess durch Arbeit und zum anderen die individuellen Lebensaktivitäten, die ein/e Einzelne/r zur Unterstützung und Entwicklung seiner/ihrer Existenz unternimmt, ohne jedoch direkt am gesellschaftlichen Arbeitsprozess teilzunehmen (vgl. Holzkamp 1985, 234).

Holzkamp unterscheidet zwischen ›*Bedeutungsstrukturen*‹ als ›gesamtgesellschaftliche Handlungsnotwendigkeiten‹ und ›*Bedeutungen*‹ als verknüpfendes Element in zwischenmenschlichen Beziehungen und dem jeweiligen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang:

„›*Bedeutungsstrukturen*‹ sind einmal in ihrem gesamtgesellschaftlichen Verweisungszusammenhang Inbegriff aller Handlungen, die *durchschnittlich (›modal‹) von Individuen ausgeführt* werden (müssen), *sofern der gesellschaftliche Produktions- und Reproduktionsprozess auf einer gegebenen Stufe möglich ist* (sein soll), also ›*gesamtgesellschaftliche Handlungsnotwendigkeiten*‹; ›*Bedeutungen*‹ bezeichnen darin zum anderen den *Bezug jedes einzelnen Menschen* zum gesamtgesellschaftlichen Handlungszusammenhang, wie er in den umgreifenden Bedeutungsstrukturen gegeben ist, indem nur durch die *Handlungsumsetzung* von *gleichzeitig gesamtgesellschaftlich verflochtenen Bedeutungen die jeweils individuelle Existenz erhalten bzw. entwickelt werden kann*.“ (Holzkamp 1985, 234)

Dadurch dass sich der gesamtgesellschaftliche Zusammenhang über die Bedeutungsstrukturen dem Individuum als ein sich selbst reproduzierendes System darstellt, realisiert das Individuum, dass es sich nicht notwendigerweise an der Erhaltung des ›Systems‹ beteiligen muss. Die gesamtgesellschaftlichen Handlungsnotwendigkeiten haben für den Einzelnen keinen ›zwingenden‹ Charakter. Daher sind die gesellschaftlichen Bedeutungszusammenhänge für das Individuum lediglich gesellschaftliche ›Handlungs*möglichkeiten*‹. Das Individuum muss zwar – um sein Leben abzusichern – in irgendeiner Weise von den Handlungsmöglichkeiten ›Gebrauch machen‹, aber es sind allzeit Handlungsalternativen möglich – in diesem Sinne ist das Individuum ›frei‹. Das Individuum ist infolgedessen in der Lage, sich zu den Verhältnissen ›bewusst zu verhalten‹ (235ff.).

Das schmälert jedoch nicht die Bedeutung von den in der Sozialstruktur verankerten Behinderungen, Widersprüchen und hierarchischen Machtverhältnissen, welche die Handlungsmöglichkeiten von Individuen einschränken und behindern (vgl. Holzkamp 1996, 51).

Dennoch ist dies der zentrale Kern des Ansatzes der Kritischen Psychologie: die *›doppelte‹ Möglichkeitsbeziehung* stellt eine Spezifik menschlicher Existenz dar und endet erst – um es drastisch zu formulieren – mit der Auslöschung der Menschheit (vgl. Holzkamp 1985, 355).

Für Holzkamp ist dies der wesentliche Aspekt von subjektiver ›*Freiheit*‹. Die ›*doppelte Möglichkeit*‹ bedeutet, dass das Individuum entweder *in bzw. unter* den gesamtgesellschaftlichen Bedingungen handelt oder versucht seine Verfügung über Lebensmöglichkeiten zu *erweitern*. Durch die mögliche Alternative bekommt das Handeln unter den gegebenen Bedingungen eine andere Qualität – „nämlich die Qualität der *subjektiven Freiheit und Selbstbestimmung*" (354). Dies schließt andererseits aber auch ein, dass der Mensch die Möglichkeit hat, auf die Alternative zu verzichten, sich in den vorhandenen Handlungsräumen einzurichten. Daher ist er als ›Subjekt‹ letztlich immer *für seine Handlungen verantwortlich* (355). Worin diese ›doppelte Möglichkeit‹ liegt, gestaltet sich historisch immer wieder neu. Zentral sind jedoch nicht die historisch bestimmbaren gesamtgesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen, sondern die Bedeutungskonstellationen, wie sie sich dem Individuum *selbst* in seiner konkreten Lebenslage – verknüpft mit den historisch bestimmbaren gesellschaftlichen Verhältnissen – darstellt (368).

Die konkreten Bedeutungskonstellationen, mit denen das Individuum in der alltäglichen Lebensführung konfrontiert ist, sind jedoch oft dergestalt, dass sie dem Individuum als subjektiver ›freier‹ Möglichkeitsraum erscheinen, dessen Grenzen, an denen man die repressive und einschränkende Beschaffenheit dieser Konstellationen erfahren könnte, erst gar nicht erreicht werden. Bestimmte Handlungsmöglichkeiten kommen einem daher gar nicht in den Sinn (vgl. Holzkamp 1996, 51).

Das bereits im Kapitel zur Lebensführung angesprochene Kategorienpaar der ›*restriktiven vs. verallgemeinerten Handlungsfähigkeit*‹ versteht Holzkamp als spezifische Ausprägung der ›doppelten Möglichkeit‹ innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsformation (vgl. Holzkamp 1990, 41). Die ›restriktive Handlungsfähigkeit‹ meint die ›subjektiv begründete‹ Bewältigungsstrategie, *unter* den Bedingungen bestehender Machtverhältnisse seine Lebensführung zu organisieren. ›Verallgemeinerte Handlungsfähigkeit‹ steht bei Holzkamp für ein Handeln, das auf Verfügungserweiterung im Interesse ›von allen‹ gerichtet ist (35).

Holzkamp selbst fasst die ›restriktive vs. verallgemeinerte Handlungsfähigkeit‹ als eine kategoriale Differenzierung des Psychischen (vgl. Markard 2009, 180). Innerhalb der Kritischen Psychologie gibt es Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieser kategorialen Bestimmung. Morus Markard formuliert dies in einem Einführungswerk zur Kritischen Psychologie: „Die Frage ist nämlich die, ob bzw. inwieweit die als *kategorial* gedachten (…) Funktionsbestimmungen restriktiver vs. verallgemeinerter Handlungsfähigkeit eher allgemeine, bedeutungsanalytisch vermittelte, *theoretische* Bestimmungen oder *Leit-Hypothesen* sind, *für die die Bestimmungen der gesamtgesellschaftlich vermittelten individuellen Existenz zusammen mit marxistischen gesellschaftstheoretischen Begriffen und Konzepten die kategoriale Basis bilden."* (181) Die Frage stelle sich zu Recht, ob mit der Bestimmung der restriktiven vs. verallgemeinerten Handlungsfähigkeit als Kategorien, das Konzept der ›doppelten Möglichkeit‹ eine zu starke konkret-historische Aufladung erfährt und gesellschaftliche Veränderungen nicht mehr fassbar sind. Daher sieht Markard die Entwicklung der ›restriktiven vs. verallgemeinerten Handlungsfähigkeit‹ als kategoriale Bestimmung als problematisch:

„Ihre potenziell kritische Funktion gewinnen diese Bestimmungen nicht durch ihren ›kategorialen‹ Charakter, sondern dann und so lange, wie ihre *kategoriale Basis (doppelte Möglichkeit)* und ihr gesellschaftstheoretischer Bezug Bestand bzw. aktuell sind“ (183; Hervorhebung L.B.) Markard kritisiert, dass Holzkamp im Zuge der Veranschaulichung der Widersprüche in der restriktiven Handlungsfähigkeit beansprucht „psychische Aspekte der Kapitalherrschaft (…) kategorial auszuformulieren“ (196). Markard versucht am Ende dieses Abschnitts die mögliche Bedeutung des Begriffspaares ›restriktive vs. verallgemeinerte Handlungsfähigkeit‹ in ein bestimmtes analytisches Licht zu rücken: „*Das Begriffspaar verallgemeinerte vs. restriktive Handlungsfähigkeit bedeutet nach allem Gesagten weder die normative Vorgabe eines Lebensstils o.Ä., noch kann es konkrete Analysen ersetzen, sondern es ermöglicht das Beharren auf der Frage, wie, wann, warum, unter welchen Verhältnissen je ich in Versuchen eigener Lebensbewältigung gleichzeitig eigene und anderer Lebensinteressen verletze.*“ (200)

Zweite Vermittlungsebene: der ›Begründungsdiskurs‹ - die Handlungsgründe aus der Perspektive des Subjekts

Es reicht nicht aus, Bedeutungskonstellationen lediglich als Handlungs*möglichkeiten* für Individuen darzulegen. Dadurch geht noch nicht hervor, in welcher Weise diese Möglichkeiten in reales Handeln umgesetzt werden (vgl. Holzkamp 1996, 53). Holzkamp bringt hier das Konzept des ›Begründungsdiskurses‹ ein. Ansatzpunkt ist, dass jedes Individuum ›subjektive Gründe‹ für sein Handeln hat. Sie sind immer ›*je seine*‹ Gründe, und sie sind von seiner Perspektive, von seinem Standpunkt aus zu betrachten. Im Kontext des ›Begründungsdiskurses‹ gibt es kein ›grundloses Handeln‹. Jede/r hat demnach ›gute Gründe‹, auf dessen Grundlage die Handlungsoptionen gewählt werden. Grundlagen dafür sind die jeweiligen Lebensinteressen des Individuums – die es für sich wahrnimmt (55f.).

Das bedeutet natürlich, dass man irren, Fehler begehen und damit gegen seine Lebensinteressen handeln kann. Das von Holzkamp in diesem Zusammenhang entwickelte Konzept der ›Selbstfeindschaft‹ wird an späterer Stelle diskutiert (vgl. Holzkamp 1985, 376ff.).

›Lebensinteressen‹ definiert Holzkamp als das Interesse des Individuums seine Lebensqualität zu erweitern oder zumindest zu erhalten. Ziel ist es angst- und schmerzfrei, erfüllt und zufrieden zu leben. Voraussetzung ist ein Mindestmaß an Möglichkeiten, auf die eigenen Lebensbedingungen Einfluss zu nehmen. Je geringer einem diese Einflussmöglichkeiten erscheinen, je größer das Gefühl des Ausgeliefertseins ist, desto schwieriger ist es, sich eine bestimmte Art von Lebensqualität zu erhalten. Diese ›Lebensinteressen‹ sind die Basis, aufgrund derer das Individuum ›vernünftig‹ handelt. Dieses ›vernünftige Handeln‹ ist für Holzkamp eine Art ›subjektive Leitlinie‹, an der das Individuum sich orientiert, wie weitergedacht, weitergehandelt werden sollte, um die nächsten Schritte in Richtung Erfüllung der Lebensinteressen gehen zu können (vgl. Holzkamp 1996, 57). Daher definiert Holzkamp die ›subjektiven Handlungsgründe‹ als ›*Prämissen-Gründe-Zusammenhänge*‹ (vgl. Holzkamp 1995, 838f.; Holzkamp 1996, 58).

Die Kritische Psychologie sieht sich als ein Analyseinstrument für die konkrete Wirklichkeit samt ihren Widersprüchen. Eine wichtige Methode der subjektwissenschaftlichen Forschung ist infolgedessen die ‚soziale Selbstverständigung' – die ‚Perspektivenverschränkung'. Das heißt, im Gespräch wird versucht die jeweilige Perspektive der/des Anderen zu erfahren (vgl. Forschungsgruppe Lebensführung 2004, 16). ›*Selbstverständigung*‹ meint hier die „Verständigung mit mir selbst" über das, was mich betrifft – in diesem Fall: die ›Lebensführung‹ (Holzkamp 1995, 834). In diesem Prozess der ›Selbstverständigung‹ soll ›*verschwiegenes Wissen*‹ an die Oberfläche kommen dürfen. Im Zuge der gemeinsamen Verständigung – etwa während eines Interviews – wäre das Ziel eine *gemeinsame Sprache* zu finden, den ›je meinen Standpunkt‹ in die Perspektive eines ›verallgemeinerten Standpunktes‹ zu setzen (834f.). An anderer Stelle bezeichnet Holzkamp den *Modus intersubjektiver Verständigung* als *Diskursform* (vgl. Holzkamp 1996, 58).

In Abgrenzung zu anderen zeitgenössischen wissenschaftlichen Ansätzen in der Psychologie betont er, dass es sich bei diesem Ansatz, der die ›subjektiven Handlungsgründe‹ als Ausgangspunkt nimmt, nicht um eine Theorie – etwa eine Art rationaler Handlungstheorie – im engeren Sinne handelt. Es sollen vielmehr die Bedingungen des intersubjektiven Umgangs *phänographisch umschrieben* werden, sprich – es geht nicht um exakte Definitionen, sondern um exemplarische Skizzen. *Phänographische Umschreibungen* erhalten eine Art Verbindlichkeit durch die Tatsache, dass jede/r, der/die sich mit den Aussagen einer Person beispielsweise zu ihrer Lebensführung befasst, feststellen kann, dass diese Umschreibungen auch auf einen selbst zutreffen. Gibt es zu den Umschreibungen widersprüchliche Auffassungen, dann liegt das daran, dass die/der Zuhörer/in oder Leser/in die jeweiligen phänographischen Aussagen in anderer Weise erfährt oder ihnen eben eine andere Bedeutung zuweist. An dieser Stelle wird zwischen dem ›*Begründungsdiskurs*‹ und dem ›*Bedingtheitsdiskurs*‹ unterschieden. Psychologische Ansätze, wie die Modelle aus der behavioristischen Psychologie, die im ›Bedingtheitsdiskurs‹ verhaftet sind, gehen von ‚Reiz-Reaktions-' bzw. ‚Stimulus-Response'-Modellen aus. Grundsätzlicher Ansatzpunkt in der Kritischen Psychologie ist jedoch die Annahme, dass jegliche Formen zwischenmenschlicher Umgangsweise durch Begründungen, Prämissen miteinander verknüpft sind – demnach innerhalb eines ›Begründungsdiskurs‹ verankert ist (vgl. Holzkamp 1996, 60f.).

Das Konzept des ›Begründungsdiskurses‹ lässt sich nicht nur im Rahmen der intersubjektiven Kommunikation denken. Planungs- und Abwägungsprozesse, Überlegungen finden zum großen Teil als innerer Dialog statt – als ›*inneres Sprechen*‹. Durch diese Selbstgespräche ›verdoppelt‹ man sich. Holzkamp spricht von einer ›impliziten Intersubjektivität‹: durch das innere Sprechen, Dinge sich klar zu machen und innerlich zu verdeutlichen, durch den Versuch für sich einen Standpunkt zu gewinnen, können die vielfältigen Weltbezüge überhaupt erst an Form gewinnen und für die jeweiligen Handlungsoptionen an Relevanz gewinnen. ›Inneres‹ und ›äußeres‹ Sprechen bilden eine polare Einheit – es braucht beide Formen, um sich zu äußern, sich selbst und anderen mitteilen zu können (vgl. Holzkamp 1996, 61ff.).

Für die folgende Diskussion ist Holzkamps Einsicht entscheidend, „daß der Mensch in dem Maße, wie er sein Leben in kooperativ-gesellschaftlicher Weise erhält, bei seiner denkenden Wirklichkeitsverarbeitung sich nicht jedesmal einer vom ›Denken‹ bisher ›unberührten‹ Realität gegenübersieht, derer er sich individuell ›kognitiv‹ bemächtigen muß, sondern in gewissem Sinne einer *bereits vorgängigen ›gedachten‹ Realität*" (Holzkamp 1985, 285). Holzkamp bezieht diese ›gedachte‹ Realität auf die sozialen Verhältnisse, die sich grundsätzlich durch die je spezifische materiell-ökonomische Grundlage charakterisieren. Die darauf bezogenen kognitiven Strukturen, deren Bedeutungsanordnungen haben sich in der Form niedergeschlagen, wozu sie ursprünglich gedacht waren: nämlich zur (mehr oder weniger) kooperativen gesellschaftlichen Existenzsicherung. Die Ausdrucksform dieser ›Denkstrukturen‹ spiegelt sich in den vielfältigen sprachlich-symbolischen Formen wider (285). ›Denken‹ analysiert Holzkamp demzufolge als Form der „Aneignung (und potentiell *auf diesem Wege* Änderung) der in den *produzierten und reproduzierten Mitteln/Lebensbedingungen und darin gegebenen Sozialstrukturen enthaltenen Denk- und Sprachformen*" (286).

Der innerhalb der Lebensführung wesentliche ›*Begründungsdiskurs*‹ ist darauf aufbauend für Holzkamp letztlich eine „*Diskursform* intersubjektiven Umgangs" – er bildet das Scharnier „zwischen Bedeutungen, Begründungen und Handlungsintentionen/Handlungen" (Holzkamp 1996, 64).

Fragen an das Konzept der ›Bedeutungskonstellation‹

Die spezifischen Sprach- und Denkformen *in* den jeweils gegebenen Machtverhältnissen dienen dem Individuum zur Orientierung und als Basis für seine Handlungsbegründungen (vgl. Holzkamp 1985, 232). Die ›doppelte Möglichkeit‹ im Konzept der Kritischen Psychologie zeigt, dass das Subjekt die ›*Freiheit*‹ hat, sich bewusst zu dieser „*bereits vorgängig ›gedachten‹ Realität*" (285), sprich zu den für sich relevanten Bedeutungskonstellationen zu verhalten. Mittels der Möglichkeit zum ›Begründungsdiskurs‹ ist es in der Lage mögliche Handlungsoptionen abzuwägen und unter Umständen sich der Wand im Goldfischglas bewusst zu werden.

Dieser Moment des ›Sich-Bewusstwerdens‹ ist jedoch schwer einzufangen und noch schwerer zu bestimmen. Wie sieht derzeit die ›doppelte Möglichkeitsbeziehung‹ aus? Was bedeutet es, seine ›restriktive Handlungsfähigkeit‹ abzulegen und das verallgemeinernde Moment in seine Handlungsfähigkeit zu entdecken (– ohne sich gleich in ein neues ideologisches Goldfischglas zu begeben)? Die Mehrheit und man selbst fühlt sich im Dasein unter den gegebenen Verhältnissen – mal mehr, mal weniger – offensichtlich sehr wohl. Das Spannende ist daher gerade die Frage an die *Wirkmächte* von Bedeutungskonstellationen, eingeschrieben in die Infrastruktur des alltäglichen Lebens der handelnden Subjekte. Wenn Holzkamp von der „*bereits vorgängigen ›gedachten‹ Realität*" (285) spricht, in der das ›Denken‹ sich abspielt, welchen Wert misst er infolgedessen der Wirkmächtigkeit der Bedeutungsstrukturen bei und wie sieht er diese im Verhältnis zu den Produktionsverhältnissen? Diese Frage betrifft die gesellschaftstheoretischen Grundannahmen der Kritischen Psychologie.

Im Spektrum derjenigen, die sich mit der Kritischen Psychologie befasst haben, gab es immer wieder Auseinandersetzungen um die gesellschaftstheoretische Grundlage. Das objektiv-gesamtgesellschaftliche Grundverhältnis „des Individuums im gesellschaftlichen Mensch-Welt-Zusammenhang" ist die „*gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit* der Schaffung und der Nutzung von Lebensmitteln/-bedingungen durch die arbeitsteilige Organisation der gesellschaftlichen Produktion/Reproduktion" (Holzkamp 1985, 193). Wenn man die gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit psychologisch ernst nehmen möchte, dann bedeutet das, dass die jeweiligen objektiv gesamtgesellschaftlichen Bedingungen theoretisch bestimmt und aufgegriffen werden müssen – sprich, dass ein Bezug auf andere wissenschaftliche Disziplinen unabdingbar ist (vgl. Markard 2009, 149).

„Angesichts der Bedeutungsstrukturen als eines wesentlichen Moments gesamtgesellschaftlicher Vermitteltheit individueller Existenz", setzt Morus Markard den Kapitalismus als wesentlichen analytischen Bezugspunkt (162). Klaus Holzkamp bezieht sich in der „Grundlegung der Psychologie" vor allem auf den *gesellschaftstheoretischen Ansatz von Karl Marx* (174), der die „Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie" verankert (Marx 1971 [1859], 14)[4].

Es gilt das reale Primat der Produktion, wenn auch Holzkamp betont, dass in Bezug auf die Analyse „vom Standpunkt des Subjekts … von der *individuellen Lebenslage/Lebenspraxis im Reproduktionsbereich*" auszugehen ist (Holzkamp 1985, 359).

In dem Kapitel, in dem Holzkamp das Konzept der ›Selbstfeindschaft‹ erörtert, zeigen sich die relativ holzschnittartigen Machtverhältnisse, auf dessen Analyseraster er seine theoretischen Konzepte aufbaut. Das Thema dieses Kapitels ist die Frage nach der Bedeutung der ›restriktiven Handlungsfähigkeit‹ als ein Sich-Ausliefern an scheinbar unbeeinflussbare Macht- und Unterdrückungsverhältnisse – wie man sich auf diese Weise in ein Abhängigkeitsverhältnis hineinmanövriert und „nicht nur Opfer sondern auch Komplize der Machthabenden und damit sich selbst zum Feinde wird" (Osterkamp zit. in ebd. 377). Die ›Selbstfeindschaft‹ erscheint hier als ein Aspekt der ›restriktiven Handlungsfähigkeit‹: das Individuum versucht in den bestehenden Bedingungen sich kurzfristige Vorteile zu verschaffen, sich mit den jeweiligen Herrschaftsverhältnissen zu arrangieren. Das bedeutet, dass die Bedingungen verstärkt werden und die Handlungsfähigkeit auf einer erweiterten Stufe vorwegnehmend eingeschränkt wird – es werden letztlich die Kräfte gefestigt, „die einem die erweiterte Handlungsfähigkeit … streitig machen" (Holzkamp 1984, 105). Ein solches Handeln sei im Grunde immer mit dem Versuch verbunden, Kontrolle über andere Menschen zu erlangen. Holzkamp argumentiert, dass man sich dadurch gleichzeitig den Zugang zu anderen möglichen ‚Bündnispartnern' verbaut, mit denen man für die Erweiterung gemeinsamer Lebensbedingungen kämpfen könnte (106).

In der „Grundlegung der Psychologie" legt Holzkamp den Analyseschwerpunkt auf die kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse: „Die Teilhabe an den historisch kumulierten menschlichen Möglichkei-

[4] „Meine Untersuchung mündete in dem Ergebnis, daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesamtheit Hegel, nach dem Vorgang der Engländer und Franzosen des 18. Jahrhunderts, unter dem Namen ‚bürgerliche Gesellschaft' zusammenfaßt, daß aber die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu suchen sei." (Marx 1971, 14)

ten der Daseinserfüllung ist gebrochen durch den Verwertungsstandpunkt des Kapitals, den man im Verzicht auf die unmittelbar-kooperative Erweiterung der Verfügung über allgemeine Handlungsmöglichkeiten letztlich als eigenen Standpunkt übernommen hat." (Holzkamp 1985, 378f.) Es wird zwar im Konzept der ›Selbstfeindschaft‹ mitgedacht, dass einem diese nicht bewusst ist. Die ›restriktive Handlungsfähigkeit‹ wird für sich selbst begründet durch ›Verdrängung‹, ›Verleugnung‹ und ›Mystifizierung‹ (379). In diesem Prozess der ›Verdrängung‹ verortet Holzkamp das ›Unbewusste‹, als Folge seiner subjektiven Begründung „sich der ›Rationalität‹ der Herrschenden, letztlich des Kapitals" zu unterwerfen (381)[5].

Damals kam es zu teils heftig geführten Auseinandersetzungen mit anderen Strömungen marxistischer Gesellschaftstheorien, wie zum Beispiel zwischen Vertreter/innen des Projekts Ideologietheorie und Ute Holzkamp-Osterkamp. Der Streitpunkt war der theoretische Umgang in der Kritischen Psychologie mit ›Ideologien‹ (vgl. z.B. Haug 1979, 1983; Holzkamp-Osterkamp 1983; Nemitz 1981).

Das „Projekt Ideologietheorie" wurde von Wolfgang Fritz Haug 1977 ins Leben gerufen. Theoretisch versuchte man Aspekte der Hegemonietheorie[6] Antonio Gramscis und der Theorie der „ideologischen Staatsapparate" Louis Althussers auf der Basis der ideologietheoretischen Konzepte von Friedrich Engels und Karl Marx zusammenzuführen und auszuarbeiten (vgl. Rehmann 2004, 749ff.)

Als grundlegende Barrieren werden zwar auch hier die Klassenschranken angesehen, aber man spricht dem Ideologischen eine konkret materiell wirkende Rolle zu. Es ginge letztlich um die Frage, wie gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse sich immer wieder aufs Neue – durch die Mitwirkung der „Lohnabhängigen" – reproduzieren kann. Der Ansatzpunkt der Analyse ist die Frage nach der Entstehung und Entwicklung des Ideologischen in seiner spezifischen Funktionalität zur Stabilisierung kapitalistischer Herrschaftsverhältnisse (vgl. Haug 1979, 3f.). Ideologische Apparate wie der Staat, Erziehungs- und Bildungswesen, Medien etc. würden „den ideologischen Subjekteffekt bei den Unterdrückten" organisieren (5). Diese ideologischen Apparate seien ein wesentlicher Aspekt der Sozialstruktur, der bei den Individuen einen „psychischen Apparat" entstehen lässt, über den die Individuen – durch die ideologischen Apparate – zur Ordnung gerufen werden. Haug schlägt der Kritischen Psychologie vor, sich die Frage zu stellen, wie diese objektive Fremdvergesellschaftung sich auf das Selbstbewusstsein der Individuen auswirkt: „Der Kern der ideologischen Subjektivierung scheint die imaginäre Selbstbestimmung in der Fremdbestimmung. Die imaginäre Selbstbestimmung setzt die ideelle Vergesellschaftung-von-oben-nach-unten um in Handlungslogik-von-innen-nach-außen." (8)

[5] In der Folge argumentiert Holzkamp, dass es in sozialistischen Gesellschaften andere Formen von ›Selbstfeindschaft‹ geben müsse, etwa z.B. in Form von ›individuellem Opportunismus‹, wenn man sich in seinem Privatleben einfriedet, anstatt an der staatssozialistischen Idee mitzuwirken, die „unter permanenter Gefährdung durch den Imperialismus leidet" (Holzkamp 1985, 382). Holzkamp hat allerdings zu einem späteren Nach-Wende-Zeitpunkt zugestanden, dass diese Sichtweise „als schief und überholt" zu betrachten ist (Holzkamp 1990, 42).

[6] Antonio Gramsci hat mit dem Begriff der ‚Hegemonie' das Verständnis staatlicher Machtausübung aufgebrochen und erweitert. Ein wichtiger Aspekt von Gramscis Hegemoniebegriff ist, dass er Hegemonie nicht als etwas Statisches betrachtet, sondern als ein umkämpftes Terrain, in dem gesellschaftliche Auseinandersetzungen stattfinden, wo um Vormacht gerungen wird (vgl. Ludwig 2011, 24f.).

Was bedeutet in der Kritischen Psychologie ›sich bewusst‹ zu den Verhältnissen verhalten, fragt Rolf Nemitz? Er führt in einer Antwort auf eine Kritik von Ute Holzkamp-Osterkamp das Beispiel an, dass es jede Menge Menschen gab, die ›bewusst‹ handelnd für ein faschistisches System auf die Straße gegangen sind (vgl. Nemitz 1981, 148).

„Der Unterschied, um den es geht, ist in den psychologischen Kategorien bewußt/unbewußt nicht formulierbar. (…) In unseren Überlegungen zur Wirkungsweise des Ideologischen kam es uns darauf an zu begreifen, wie sich die Menschen auch in ihren ideologischen Praxen bewußt zu ihren Lebensbedingungen verhalten und wie sie in dieser bewußt tätigen Form diesen Bedingungen zugleich ausgeliefert sind.“ (148f.) Es geht letztlich darum, die ›Arbeiterklasse‹ nicht nur in ihrer ökonomischen Vergesellschaftung zu betrachten, sondern auch die politischen, kulturellen und eben ideologischen Einflussfaktoren zu beachten: „Wir dürfen die Gesellschaftlichkeit des Individuums nicht auf eine Möglichkeit reduzieren, sondern müssen die als widersprüchliche Wirklichkeit begreifen. Das Ideologische ist eine der Formen, in denen dieser Widerspruch ausgetragen wird.“ (151)

Klaus Holzkamp spricht zwar in der „Grundlegung der Psychologie“ von ›kognitiven Strukturen‹, die er als im weitesten Sinn als ›ideologisch‹ bezeichnet (vgl. Holzkamp 1985, 363). Die Bestimmung dieser Art von Bedeutungsstrukturen bleibt in der „Grundlegung der Psychologie“ nebulös, stellen dort nicht näher bestimmte ‚Platzhalter‘ dar. Zugleich werden Herrschaftsverhältnisse im marxistischer Tradition überwiegend in der Beziehung zwischen Vertreter/innen der Kapitalinteressen und der Arbeiterklasse verortet.

In dieser Arbeit wird indessen davon ausgegangen, dass Produktionsverhältnisse – wenn auch von zentraler Bedeutung – nur ein Aspekt von vielfältig verschlungenen Machtverhältnissen sind. Der „Hegemoniale Block“ (Gramsci) ist nicht eindeutig: es braucht einen staatlichen Apparat und darüber hinaus verschiedene kulturelle Deutungsmuster, Normalitätsvorstellungen, um die jeweiligen Machtverhältnisse zu stabilisieren. Diese können in sich widersprüchlich sein, verschiedene Wertvorstellungen in sich bergen und dennoch die hegemoniale Machtformation stützen. Das Individuum muss sich in diesem ‚Dschungel‘ an Deutungsangeboten zurechtfinden. Die Deutungsangebote, die ihm in einem Augenblick als ein Instrument der Verfügungserweiterung erscheinen, um mehr Autonomie zu erreichen, können sich im nächsten Moment wandeln und sich als eine weitere einschränkende und ausschließende Bedeutungsstruktur in die Lebensführung einschreiben.

Ohne den Wert des konkret-utopischen Moments im Begriffspaar ›restriktive vs. verallgemeinerte Handlungsfähigkeit‹ preisgeben zu wollen, übertüncht dieses Konzept dennoch die Diffusität des Alltags und suggeriert (grob gesprochen) den einfachen Ausweg: wir müssen uns nur alle zusammenschließen, dann lässt sich das System überwinden.

Übergangsskizze

In späteren Arbeiten von Klaus Holzkamp ist zu beobachten, dass sein Verständnis von Machtverhältnissen aufbricht. In seinem letzten Artikel zur „Lebensführung" spricht er von den Machtverhältnissen, welche die Stabilität der Lebensführung gefährden, „nicht als klare Trennung zwischen »Mächtigen« und »Ohnmächtigen«, sondern als *Verteilung* von Machtbeziehungen innerhalb alltäglicher Durchsetzungs- und Abwehrstrategien, wie sie Foucault immer wieder hervorgehoben hat" (Holzkamp 1995, 839f.)

Daher soll hier im folgenden diskutiert werden, inwieweit die von Holzkamp definierten Bedeutungskonstellationen als Diskurse gedacht werden können. Gerade in Bezug auf die Lebensführung junger Frauen in sozialen Berufen, kann es nicht nur um die Analyse von Produktionsverhältnissen gehen, sondern es braucht auch den Blick auf die Bedeutungsstrukturen bzw. Diskurse. Dies wird ab Kapitel 5 an der Frage nach den Geschlechterverhältnissen deutlicher. Geschlechterverhältnisse werden in dieser Arbeit sowohl in Bezug auf die Produktionsverhältnisse analysiert, aber auch als Effekt staatlichen Handelns und gesellschaftlicher Diskurse.

Im folgenden Kapitel wird daher ein weiterer gesellschaftstheoretischer Zugang aufgetan: der ›*Diskurs*‹, wie ihn Michel Foucault in seinen Schriften auf der Basis seiner gouvernementalitätstheoretischen Überlegungen verstanden hat.

3.2. Macht, Gouvernementalität und Diskurs bei Michel Foucault: Macht und Machtverhältnisse – Die Geschichte der Gouvernementalität, die »Kunst des Regierens« – Der Diskurs – Übergangsskizze

Es gibt die Aussage von Michel Foucault, dass sein Denken sich um drei Achsen bewege: »Wissen«, »Macht« und »Machtverhältnisse« und schließlich das »Selbst« und die »Selbstverhältnisse« (vgl. Sarasin 2005, 12). Das Werk, das er hinterlässt, stellt keine einheitliche Theorie dar. Es handelt sich eher um einen höchst vielfältigen Korpus an Schriften, Vorlesungen, Analysen, Vorträgen usw. Im Laufe seines wissenschaftlichen Wirkens kommt es zu theoretischen Verschiebungen und Neuorientierungen. Ausgehend von seinem Machtbegriff über den Begriff der ›Gouvernementalität‹ soll hier der Bogen zum Diskursbegriff gespannt werden. Die Frage ist, inwieweit der ›Diskurs‹ mit Holzkamps ›Bedeutungskonstellationen‹ zusammengedacht werden. In dem Kapitel „Zusammenschau" wird versucht Elemente aus dem Denken der beiden Theoretiker aufeinander zu beziehen.

Macht – Machtverhältnisse

Ursprünglich – so eine Bemerkung von Michel Foucault in einem Gespräch – interessierten ihn die Analyse von Wissen und Erkenntnisse, wie sie in der Gesellschaft existieren (vgl. Schr III, 516). Erst später wurde ihm bewusst, dass sein eigentliches Problem die Frage der »Macht« ist. Dieses Thema betrachtet er als zentrales Problem des 20. Jahrhunderts. Er spricht von dem zweifachen ›dunklen‹ Erbe des 20. Jahrhunderts: dem Faschismus und dem Stalinismus. „Das Hauptproblem des 19. Jahrhunderts war das Elend gewesen, die ökonomische Ausbeutung, die Entstehung von Reichtum, das Kapital, das aus dem Elend derer erwuchs, die doch gerade den Reichtum erzeugten." (517) Dieser gesellschaftliche Missstand führte zu vielfältigen Diskussionen unter damaligen Ökonomen und Historikern, deren Ergebnis letztlich die Herausbildung des Marxismus als bedeutendes Wissenschaftssystem zur Folge hatte. Im 20. Jahrhundert nun liege das Problem nicht mehr in der sozialen Not, in der Armut – zumindest nicht in den industriell entwickelten Ländern. Hier würde man eher auf übermäßigen Machtgebrauch stoßen. „Es hat Regime gegeben – kapitalistische wie im Fall des Faschismus, sozialistische oder angeblich sozialistische wie im Fall des Stalinismus –, in denen die übermäßige Macht des Staates, der Bürokratie, aber auch einzelne Menschen absolut unerträglich war, ebenso unerträglich wie das Elend im 19. Jahrhundert." (517) Die Wahrheit und die Wahrheitsproduktion in einer Gesellschaft nehmen im Geflecht von Staat und Macht zentrale Positionen ein. Er möchte letztlich – wie ein Techniker – das Interface, die Schnittstelle zwischen Macht und Wahrheit bzw. Machtstrukturen und Wissenssysteme herausarbeiten (521).

Foucault definiert Machtbeziehungen als „eine Form von Handeln, die nicht direkt und unmittelbar auf andere, sondern auf deren Handeln einwirkt. Eine handelnde Einwirkung auf Handeln, auf mögliches oder tatsächliches, zukünftiges oder gegenwärtiges Handeln" (Sch IV, 285). Foucault geht davon aus, dass die Gesellschaft durchdrungen ist von Machtbeziehungen: zwischen Männern und Frauen, in Familien zwischen Kindern und Erwachsenen, in Schulen und Universitäten zwischen denjenigen, die

sich bereits Wissen angeeignet haben und denjenigen, die dazu angehalten werden, dieses Wissen zu lernen (vgl. Sch III, 524).

Um die Durchsetzung staatlicher Macht geht es in seinem Werk „Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses", das 1975 in Frankreich erscheint (vgl. ÜuS). Anhand von Strafmechanismen wird der Blick darauf gerichtet, wie sich Macht- und Herrschaftsbeziehungen in den Körper einschreiben, um ihn ökonomisch zu nutzen, um seine Produktionskraft zu fördern und herauszufordern (37). Foucault spricht von der ›Mikrophysik der Macht‹, die von Apparaten und Institutionen gezielt eingesetzt wird, deren Wirksamkeit sich aber erst darin entfaltet, dass Individuen diesen Anrufungen Folge leisten (37f.). Machtbeziehungen stehen in uneindeutigen Relationen zueinander – es können Unruheherde und Konfrontationspunkte auftauchen, die eine Umkehrung der Machtverhältnisse nach sich ziehen (39).

Mit Foucaults Vorstellung einer ›Mikrophysik der Macht‹ liegt der Akzent sehr stark auf dem Körper und seiner disziplinarischen Zurichtung. Diese Konzeption erwies sich im Laufe seiner wissenschaftlichen Arbeit als unzureichend: mit der Konzentration auf disziplinarische Institutionen, wie dem Gefängnis, konnten die weit umfassenderen Subjektivierungsprozesse nicht gedacht werden. Daher rückte mit der Zeit in Foucaults Denken der ›Staat‹ an sich in den Fokus. Mit dieser Erweiterung seines analytischen Instrumentariums versucht Foucault den „Staat selbst als Resultante gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse" zu begreifen (Lemke et al. 2000, 8). Der Staat ist auf die vielen kleinen Konfrontationen, lokalen Kämpfe angewiesen – er beeinflusst sie und wird selbst erst durch sie konstituiert. „Der Staat als allgemeines, abstraktes und auch gewalttätiges Gebilde könnte nie die vielen Einzelnen so sanft und beständig in seiner Gewalt halten, wenn er nicht in all den kleinen, lokalen Taktiken, die jeden von uns einzwängen, verwurzelt wäre und sie für sich nutzte." (Sch III, 524)

Für Foucault von besonderem Interesse ist der Blick auf Widerständigkeiten. Ihm wurde immer wieder – schon zu seinen Lebzeiten – vorgeworfen, dass dieser weite Machtbegriff das Handeln des Subjekts völlig determiniert erscheinen lasse und keinen Raum ließe Widerstand zu denken (vgl. z.B. Kaindl 2008; Rehmann 2007, 76). Foucault selbst weist dies zurück. Macht und Widerstand gehören für ihn zusammen: „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand." (WW, 96) Zu allen Zeiten gab es immer wieder Gruppen von Menschen, die versuchten, ‚sich nicht dermaßen regieren zu lassen' (vgl. WK, 12). Die Analyse von Widerständen und Kämpfen könne überhaupt den Ausgangspunkt darstellen, Machtbeziehungen sichtbar zu machen (vgl. Sch IV, 273).

Die Geschichte der Gouvernementalität - ›Kunst des Regierens‹

Foucault hält am Collège de France 1978 und 1979 zwei Vorlesungen, die mittlerweile im Deutschen unter dem Titel „Geschichte der Gouvernementalität" veröffentlicht sind (vgl. GG I; GG II). In diesen Vorlesungen zeichnet Foucault die Entwicklung der ›Kunst des Regierens‹, wie er es nennt, vom ausgehenden Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert hinein. Der Begriff der ›Regierung‹ nimmt eine ‚Scharnierfunktion' ein. Er funktioniert zum einen „als Bindeglied zwischen strategischen Machtbeziehun-

gen und Herrschaftszuständen“ (Lemke et al. 2000, 8). Zum anderen stellt er eine Vermittlungsinstanz zwischen Subjektivität und Macht dar. Mit diesem Konzept soll es möglich werden, den Blick darauf zu richten, wie Herrschaftstechniken mittels ›Technologien des Selbst‹ im Handeln des Subjekts verknüpft werden – sprich, wie mit dem tagtäglichen Handeln die gesellschaftliche Ordnung und damit eine bestimmte ›Normalität‹ reproduziert wird. Diese Reproduktion geschieht nicht bruchlos: durch das Handeln von Individuen wird ›Normalität‹ neu interpretiert, variiert und ändert sich. Schließlich bietet Foucault mit dem Begriff der ›Regierung‹ ein Instrument, das sich dazu eignet, die Zusammenhänge zwischen Machtstrukturen und Wissenssystemen zu analysieren. Der Umgang mit Regierungstechniken in ihrer ganzen Bandbreite und ihren Wirkungen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Dimensionen mündet in dem Begriff der ›Gouvernementalität‹ (8).

Er selbst definiert in seinen Vorlesungen ›Gouvernementalität‹ wie folgt:

„Ich verstehe unter ›Gouvernementalität‹ die aus den Institutionen, den Vorgängen, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken gebildete Gesamtheit, welche es erlauben, diese recht spezifische, wenn auch sehr komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als wichtigste Wissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat.“ (GG I, 62)

Foucault arbeitet anhand von Schriften der Physiokraten/Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts in Frankreich heraus, wie diese erkannt haben, dass für den Erhalt des Reichtums und der Macht eines Staates die produktive Kraft der *Bevölkerung* die Basis ist. Wie sich die Bevölkerung ‚natürlich‘ entwickelt, hängt von einer Serie von Variablen ab (Klima; Intensität des Handels; Gesetze; Steuern; Bräuche; Religion etc.). Diesen äußeren Faktoren muss man sich widmen, Transformationstechniken entwickeln, um gute Rahmenbedingungen zu schaffen, damit sich die produktive Kraft der Bevölkerung entfalten kann. Dazu gehört der Einfluss auf Geldflüsse, Begünstigung des Exports und Imports etc. (108ff.).

Ein weiterer Gegenstand, dem man sich im 18. Jahrhundert mit verstärktem Interesse widmete und der im Zusammenhang mit ›Diskursen‹ eine wesentliche Rolle spielen wird, war die *Öffentlichkeit*: „Die Öffentlichkeit (…) ist die Bevölkerung von der Seite ihrer Meinungen her gesehen, von ihrer Art etwas zu tun, von ihren Verhaltensweisen, ihren Gewohnheiten, ihren Befürchtungen, ihren Vorurteilen, ihren Ansprüchen her, sie ist das, worauf wir durch Erziehung, durch Kampagnen, durch Überzeugungen usw. Einfluß haben.“ (115)

Die Bevölkerung also als der höchste Zweck der Regierung.

Der zweite wichtige Bezugspunkt ist die *politische Ökonomie* als wichtigste Wissensform. In der zweiten Vorlesung in „Die Geburt der Biopolitik“ arbeitet Foucault die Entwicklung des Liberalismus heraus und wie sich der *Neoliberalismus* als hegemoniale Wirtschaftswissenschaft herauskristallisiert. Foucault hat sich mit den verschiedenen Variationen dieser Wissenschaft ausführlich befasst. Wesentliches Element dieser Theorie ist die Rolle des Staates, der nach Meinung der Ökonomen vor allem die Aufgabe hat, das freie Spiel des Marktes zu gewährleisten. Die Politik soll nur in soweit auf die Ge-

sellschaft einwirken, dass die „Wettbewerbsmechanismen in jedem Augenblick und an jedem Punkt des sozialen Dickichts die Rolle eines regulierenden Faktors spielen können“ (GG II, 206). Aus der amerikanischen Entwicklung des Neoliberalismus kam die Theorie des Humankapitals (305ff.). War der Mensch in früheren Zeiten als Homo oeconomicus vor allem als Tauschpartner von Interesse, bemühten sich die amerikanischen Theoretiker den „*Homo oeconomicus* als Unternehmer seiner selbst zu ersetzen, der für sich selbst sein eigenes Kapital ist, sein eigener Produzent, seine eigene Einkommensquelle“ (314).

Foucault hat sich in dieser Hinsicht als weitsichtig erwiesen: der immens wichtige Stellenwert der Ökonomie in unserer gesellschaftlichen Ordnung; das Zurückdrängen des Staates; die Durchdringung wesentlicher gesellschaftlicher Bereiche mit der Idee, der freie Markt werde alles regeln und die hegemoniale Auffassung, man sei erst dann ein vollwertiges Gesellschaftsmitglied, wenn man sich als ›Unternehmer seiner selbst‹ stets und vollständig dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stellt – all dies prägt das momentane Zeitgeschehen und beeinflusst die Lebensführung.

Drittens nennt Foucault „als wesentliches technisches Instrument die *Sicherheitsdispositive“* (GG I, 62). In diesem Konzept wird aufgezeigt, wie im Laufe der Zeit sich verschiedene Mechanismen entwickelten, wie man versucht hat, darauf hinzuwirken, dass sich die Individuen innerhalb einer Gesellschaft an die jeweilige Ordnung halten. Zum einen geschehe dies mit einem relativ simplen rechtlichen oder *juridischen Mechanismus*: es werden Gesetze erlassen, an die man sich zu halten hat und ein Strafmaß festgelegt, für diejenigen, die gegen die Gesetze verstoßen. Im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts bildet sich ein System, das Foucault den *Disziplinarmechanismus* nennt. In dieser Epoche entstehen das Gefängniswesen, das Schulwesen, die Psychiatrie – alles Einrichtungen, in denen versucht wird, die jeweiligen Adressaten/innen mit den hegemonialen ›Normen‹ und ›Werten‹ ‚vertraut‘ zu machen – sie letztlich zu disziplinieren. Gleichzeitig entwickelt sich aber auch die Auffassung, dass man nicht nur den Menschen sagen sollte, was sie zu tun und zu lassen haben, sondern dass man ihnen gleichzeitig einen gewissen Freiraum gewähren sollte (19ff.). Für den Wunsch nach Freiheit, Freiheit in der Lebensführung, im wirtschaftlichen Handel, in der Wahl der Regierung wurde über die Jahrzehnte unterschiedlich intensiv aber stetig gekämpft und er findet schließlich Eingang in die heutige gesellschaftliche Ordnung. Infolgedessen bildeten sich neben dem souveränen Recht, den Disziplinartechniken die so genannten *Sicherheitstechnologien* heraus. Das Aufkommen der Sicherheitstechnologien ist in Foucaults Argumentation an das Aufkommen der *›liberalen Gouvernementalität‹* gekoppelt: der Liberalismus ist mehr als nur ein „Mehr an Freiheiten“, in dessen Genuss die Menschen gelangen – es werden die Bedingungen gestaltet, unter denen die Menschen sich frei entfalten können/sollen. Es geht letztlich um das Abstecken des Rahmens, innerhalb dessen staatliches Handeln passiert – und der gleichzeitig den Bürgern und Bürgerinnen einen größtmöglichen Freiraum gewährleistet. In diesem Zusammenhang werden Statistiken wichtig: Geburten- und Todesraten; Daten über Wirtschaftswachstum, über Arbeitslosigkeit; auch die Sonntagsfrage, „Wen würden Sie wählen, wenn nächsten Sonntag Bundestagswahl wäre?“ gehört dazu. Bei dem Konzept der Sicherheitstechnologie

geht es nicht um die Durchsetzung bestimmter Normen, sondern es geht um die indirekte Lenkung von Menschen: ein gewisses Maß an Abweichung ist erlaubt, ja sogar gewünscht. Wird die Abweichung zu groß, wird sie integriert, wenn sie integrierbar ist – oder eben diszipliniert, beispielsweise mit großem Polizeiaufgebot zurückgedrängt (man denke an die Proteste im Wendland gegen Castortransporte oder die großen Demonstrationen in Athen gegen die Austeritätspolitik der Troika usw.) (vgl. Lemke et al. 2000, 13; Ludwig 2011, 93ff.).

Um ein gewisses Maß an Repression einsetzen zu können braucht es eine Art gesellschaftlichen Konsens, eine Art ›Normalität‹, an welche die meisten Bürgerinnen und Bürger glauben und an die sie sich halten. Die Stütze der Regierungstechniken sind – und das ist bei Foucault ein wichtiger Begriff – die *Selbsttechnologien*. Diese Selbsttechnologien sind all jene Gedanken und Tätigkeiten, die Menschen ausführen, um sich im Großen und Ganzen an die hegemonialen Normen zu halten, um ihre Idee eines ›normalen Lebens‹ auszuleben (vgl. Ludwig 2011, 145f.). Das betrifft Fragen, wie man mit dem eigenen Körper umgeht, wie man sich anzieht, wie man seinen Körper pflegt und in Form bringt, wie man sich ernährt usw. Mittels Selbsttechnologien wird versucht, seine eigenen Ansprüche an das Leben zu verwirklichen – sprich die Lebensführung, die in unserer Gesellschaft eng an die kapitalistische Produktionsweise gekoppelt ist zu optimieren. Dazu gehört der Wille, Engagement und Eigeninitiative aufzubringen, um einen Job zu bekommen, um am gesellschaftlichen Leben und am Konsum teilhaben zu können. Das ist die Pointe der gegenwärtigen Regierungstechnik: sie eröffnet ein Möglichkeitsfeld, in denen man sich selbst regiert, sich selbst führt, weil man an der großen Idee eines ›normalen‹ Lebens teilhaben möchte. Gleichzeitig eröffnet sie den Raum zur Selbstermächtigung. Diesen zentralen Aspekt hat Gundula Ludwig in ihrer Monografie „Geschlecht regieren“ sehr gut herausgearbeitet: mittels der Selbsttechnologien unterwirft man sich einer bestimmten Idee von ›Leben‹, von ›Normalität‹, man beugt sich einer bestimmten Regierungstechnik. Durch das Versprechen, dass man für diese Art von Lebensführung freien Spielraum gewährt bekommt, eröffnet sich jedoch die Dimension diese ›Normalität‹ zu hinterfragen, kritisch zu betrachten und wenn es nötig wird, widerständig zu handeln (126; 146f.).

Der Diskurs

Der Diskurs nimmt in der Vermittlung der drei Achsen ›Wissen‹, ›Machtverhältnisse‹ und ›Selbstverhältnisse‹ eine zentrale Stellung ein. Auch dieser Begriff taucht bei Michel Foucault in unterschiedlichen Arbeiten auf – mit unterschiedlichen Akzentuierungen. Von seiner wissenschaftlichen Denkentwicklung aus gesehen werden an dieser Stelle frühere Werke herangezogen – lange bevor der Begriff der ›Regierung‹ wie in den oben zitierten Vorlesungen eine solch zentrale Rolle spielt.

Schon früh in Foucaults Schaffen stellt er sich die Frage, warum sich bestimmte Ordnungen etablieren und andere nicht. „Von dieser Frage her hat Foucault seine Diskursanalyse entwickelt: Warum wird das gesagt und nicht jenes? Warum gibt es diese Ordnung der Aussagen und nicht eine andere? Warum wurde nur das gesagt und nicht noch so viel anderes, was das endlose Spiel der Zeichen zu sagen

ermöglichte?“ (Sarasin 2005, 64) Diesen Fragen geht Foucault Jahre später in „Archäologie des Wissens“ nach (64).

In diesem Werk widmet er sich dem ›Diskurs‹ in Form von Wissenssystemen in den Wissenschaften. Foucault möchte zunächst bestimmte Denkstrukturen zuvörderst in der Geschichtswissenschaft aufbrechen. Eine historische Analyse soll nicht wie bisher nach Traditionen und Spuren suchen, sondern nach Ausschnitten und Grenzen. Es geht nicht mehr darum, wie sich Kontinuitäten haben errichten können, sondern um die Analyse von Transformationen (vgl. AW, 12). Es geht ihm um das „Denken von Diskontinuitäten“ (13). Das Denken von globaler Geschichte als „Netz von Kausalitäten“, deren Gliederung in große Phasen oder Einheiten, alle miteinander verbunden durch das Kohäsionsprinzip, lehnt er ab (19). Die für die Leserin zugegebenermaßen sehr störende Schlussfolgerung Foucaults lautet: Geschichte ist daher nicht länger die Bleibe für das historische Bewusstsein des Subjekts[7]. Auch Literatur und andere Wissenschaften sind keine ruhigen Orte mehr. Sie stellen selbst „ein Bündel von Fragen“ dar – entstehen innerhalb eines Diskursfeldes (40). Möchte man so genannte diskursive Formationen benennen, wird es immer darum gehen, *Systeme der Streuung* zu untersuchen (57f.). Es geht um die Frage, was sind die *Oberflächen des Auftauchens* von Diskursgegenständen; wird der Gegenstand innerhalb der Familie, einer Universität, einer Zeitschrift, im Strafsystem diskutiert. Wo liegen die *Instanzen der Abgrenzung*, die den Diskursgegenstand genau definieren, bezeichnen und gegenüber anderen abstecken (62ff.). Es geht letztlich darum, *unter welchen Bedingungen* der Diskursgegenstand an die Oberfläche tritt (67f.). Es reicht nicht aus, einfach etwas Neues zu sagen, „der Gegenstand wartet nicht in der Vorhölle auf die Ordnung“, die ihn befreit: „Er existiert unter den positiven Bedingungen eines komplexen Bündels von Beziehungen.“ (68)

Foucault möchte Diskurse als *Praktiken* behandeln, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (74). Damit skizziert er Diskurse in ihrer sehr materiellen Dimension.

Wie ein roter Faden zieht sich eine bestimmte Idee durch das Buch: es geht um die Position des Subjekts, die ihm Foucault innerhalb seines theoretischen Gerüsts um den Diskurs zukommen lässt: Von Interesse ist der Ort des Sprechenden, die Frage: *wer* spricht (ist es der Arzt oder der Patient) und von welchen *institutionellen Plätzen* aus wird gesprochen (75ff.). Welche *Position* hat das Subjekt inne, ist es das Sprechende, das Fragende, das Horchende, das Betrachtende bzw. Notierende. Zu der Wahrnehmungssituation kommt noch die Position des Subjekts innerhalb des Informationsnetzes hinzu

[7] „Wenn die Geschichte des Denkens der Ort der ununterbrochenen Kontinuitäten bleiben könnte, wenn sie unaufhörlich Verkettungen knüpfte, (…) wenn sie um das, was die Menschen sagen und tun, dunkle Synthesen wöbe, (…) - wäre sie für die Souveränität des Bewußtseins ein privilegierter Schutz. Die kontinuierliche Geschichte {*im Unterschied zur von Foucault propagierten ‚allgemeinen Geschichte‘; L.B.*} ist das unerläßliche Korrelat für die Stifterfunktion des Subjekts: die Garantie, daß alles, was ihm entgangen ist, ihm wiedergegeben werden kann; die Gewissheit, daß die Zeit nichts auflösen wird, ohne es in einer erneut rekomponierten Einheit wiederherzustellen; das Versprechen, daß all diese in der Ferne durch den Unterschied aufrechterhaltenen Dinge eines Tages in der Form des historischen Bewußtseins vom Subjekt erneut angeeignet werden können und dieses dort seine Herrschaft errichten und darin das finden kann, was man durchaus seine Bleibe nennen könnte.“ (Foucault 1981, 23)

(78f.). Eine Analyse von Diskursen geschieht daher immer „ohne Bezug auf ein Cogito" (178)[8]. Letztlich ist es „Egal, wer spricht" (ebd.)[9].

Sarasin sieht richtigerweise einen Widerspruch in Foucaults Aussage, dass es einerseits *egal* sei, ‚wer spricht' und andererseits gleichzeitig betont, dass es *entscheidend* sei, wer spricht – vor allem welchen institutionellen Platz diese Person inne hat: „Foucault führt zwar die diskursiven Verschiebungen dezidiert nicht auf Interessenkonstellationen zurück (…); dennoch lässt seine Betonung der Bedeutung der Macht desjenigen, der spricht, und seine Frage nach demjenigen, der den Diskurs »besitzt«, doch das Rätsel auftauchen, welche Macht das denn im Raum der subjektlosen diskursiven Regeln und des anonymen Sprechens überhaupt sein kann? Braucht es diese Macht, um das Funktionieren von Diskursen zu erklären? Heißt es an anderer Stelle in der Archäologie nicht: »Egal, wer spricht?« (AW, 178)?" (Sarasin 2005, 116)

Im Schlussteil von „Archäologie des Wissens" diskutiert Foucault genau diese Frage. Er lässt einen imaginären Kritiker auftreten, der ihm in einem Streitgespräch (unter anderem) vorwirft, er würde „auf das sprechende Subjekt verzichten"; er würde dem Diskurs seine anthropologischen Bezüge absprechen und „ihn behandeln, als sei er nie von jemand formuliert worden" (AW, 284). Die Antwort lässt sich vereinfachend zusammenfassen, dass Foucault das Problem mit dem Subjekt nicht ausklammern wollte. Er wollte ihm lediglich den ihm angemessenen Platz zuweisen, ihm letztlich zurufen, dass es gleichgültig sei, welche Gedanken und Ideen geäußert werden. Es kommt darauf an, wer man ist, von wo aus man seine Gedanken äußerst, in welchem Rahmen und vor allem in welche vorhandenen Diskurse diese Worte eingebettet sind, damit andere, die diese hören, sie auch verstehen. Foucault möchte mit seiner Diskurstheorie aufzeigen, „dass eine Veränderung in der Ordnung des Diskurses nicht »neuen Ideen«, ein wenig Erfindungskraft und Kreativität, eine andere Mentalität, sondern Transformationen in eine Praxis, eventuell in solche Praxisgebiete, die ihr benachbart sind, und Transformationen in ihre gemeinsame Gliederung voraussetzt" (298). Nicht der subjektive Impuls, der konkrete Wille, werden hier ins Zentrum gerückt, sondern die Möglichkeit die diskursive Praxis zu transformieren.

---

[8] „Die Analyse der Aussagen vollzieht sich also ohne Bezug auf ein Cogito. Sie stellt nicht die Frage dessen, der spricht, der sich manifestiert oder sich in dem, was er sagt, verbirgt, der, indem er spricht, seine souveräne Freiheit ausübt oder sich, ohne es zu wissen, den Zwängen unterwirft, die er schlecht wahrnimmt. Sie stellt sich tatsächlich auf die Ebene des ‚man sagt', und darunter braucht man keine Art gemeinsamer Meinung, kollektiver Repräsentation zu verstehen, die sich jedem Individuum auferlegte. Man darf darunter keine große anonyme Stimme verstehen, die notwendig durch die Diskurse eines jeden spräche, sondern die Menge der gesagten Dinge, die Relationen, die Regelmäßigkeiten und Transformationen, die darin beobachtet werden können, das Gebiet, das mit bestimmten Figuren, mit bestimmten Schnittpunkten den besonderen Platz eines sprechenden Subjekts anzeigt, das den Namen des Autors erhalten kann. ‚Egal, wer spricht', doch was er sagt, sagt er nicht von irgendwo aus. Er ist notwendig in das Spiel einer Äußerlichkeit eingefangen." (AW, 178)

[9] In diesem Zusammenhang ist die Aktion des „Zentrums für politische Schönheit" interessant, die anfingen die Namen der Besitzer/innen, Anteilseigner/innen einer großen deutschen Waffenschmiede im Internet zu veröffentlichen – gerade um den tot geschwiegenen Diskurs über deutsche Waffenexporte wieder ein ‚Gesicht' zu verleihen. Die Aussage dieser Aktion ist, dass es letztlich einzelne Menschen sind, die eine Entscheidung treffen, Panzer zu produzieren und an deren Verkauf nach Ländern wie Saudi-Arabien zu verdienen (siehe auch: http://www.25000-euro.de/. Gesehen am 16.05.2013).

Das Lesen von „Archäologie des Wissens“ wirft am Ende gleichwohl die Frage auf, wie eine solche Transformation losgetreten werden kann. Worin liegt der Impuls eines Individuums, was treibt es an, sich an bestimmten herrschenden Diskursen zu stoßen, sich zu widersetzen?

In seiner Antrittsvorlesung am Collège de France mit dem Titel „Die Ordnung des Diskurses“, die er 1970 gehalten hat, stellt Foucault in Bezug auf den Diskurs folgende These auf:
„Ich setze voraus, daß in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen.“ (ODis, 11)
Diskurse sind für Foucault ein zentrales Beiwerk zum Regierungshandeln: mittels Diskursen wird versucht einen öffentlichen Konsens herzustellen – einen Konsens über das Regierungshandeln der politisch Verantwortlichen, über allgemeine Werte, Vorstellungen, über bestimmte Lebensformen, über das, was als ›normal‹ gilt etc. Gleichzeitig wird ein gewisses Maß an Gegendiskursen, an kritischen Diskursen erlaubt, solange nicht das grundlegende Ordnungssystem in Frage gestellt wird. Denn Diskurse können – wie es im obigen Zitat zum Ausdruck kommt – ein Eigenleben entwickeln und plötzlich ganze Regierungsordnungen zum Wanken bringen. Diskurse sind dabei für Foucault nicht nur Geschriebenes oder Gesprochenes Wort. Diskurse können sich auch in Gesten, Verhaltensweisen und in der Gestaltung von Räumen niederschlagen: „Der Diskurs ist ganz genauso in dem, was man nicht sagt, oder was sich in Gesten, Haltungen, Seinsweisen, Verhaltensschemata und Gestaltungen von Räumen ausprägt. Der Diskurs ist die Gesamtheit erzwungener und erzwingender Bedeutungen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse durchziehen.“ (Sch III, 164)
Im Verlauf seines Vortrags unterscheidet er drei verschiedene Prozeduren, welche die Produktion und die Gestaltung von Diskursen in einer Gesellschaft regeln (vgl. ODis, 11ff.). Zum einen gibt es das Prinzip der *Ausschließung*, das den Diskurs in seinem Zusammenspiel von Macht und Begehren zu regulieren sucht. Innerhalb dieses Prinzips kann man drei Handlungsweisen herausarbeiten: zum einen das Verbot, das wohl das bekannteste Mittel ist, um Diskurse, beispielsweise in den Bereichen der Sexualität oder Politik, zu ermöglichen, zu verbieten oder zu tabuisieren. Eine weitere ist die Grenzziehung bzw. die Verwerfung. Die Grenzziehung wird angewendet, wenn beispielsweise zwischen Vernunft und Wahnsinn unterschieden wird. Das dritte Mittel in der Prozedur des Ausschließens sei der Gegensatz zwischen Falsch und Wahr (13). „Dieser Wille zur Wahrheit stützt sich, ebenso wie die übrigen Ausschließungssysteme, auf eine institutionelle Basis: er wird zugleich verstärkt und ständig erneuert von einem ganzen Geflecht von Praktiken wie vor allem natürlich der Pädagogik, dem System der Bücher, der Verlage und der Bibliotheken, den gelehrten Gesellschaften einstmals und den Laboratorien heute.“ (15) Diese Institutionen lassen sich aktualisiert um das weltweite Internet ergänzen. Der Wille zur Wahrheit tendiert dazu, andere Diskurse zu verdrängen oder gar zu bezwingen.

Foucault nennt verschiedene Beispiele, wie etwa die Diskurse um eine Theorie des Rechts oder um ökonomische Praktiken[10].

Foucault macht eine weitere Gruppe von Prozeduren aus, die modifizierend auf Diskurse einwirken. Es handelt sich vor allem um *interne Prozeduren*, deren Wirkung sich durch Klassifizierung, Anordnung und Verteilung entfaltet (vgl. ODis, 17). „Diesmal geht es darum, eine andere Dimension des Diskurses zu bändigen: die des Ereignisses und des Zufalls." (17) Es gibt ein Gefälle zwischen Diskursen des Alltags, die – nach dem Aussprechen – wieder vergehen und den Diskursen, die ihren Ursprung in anderen Sprechakten haben, diese wiederholen, in einen neuen Zusammenhang stellen, interpretieren usf. (18). Dies ist für die Frage nach der Lebensführung interessant: wenn Alltagsdiskurse an allgemeine, hegemoniale Sprechakte anknüpfen, beispielsweise ständig zitiert wird – in allen Variationen –, wie eine ›gute Mutter‹ zu ihren Kindern zu sein hat, dann ‚wirken' diese Alltagsdiskurse in die Lebensführung hinein. Foucault weist auf den Nutzen des permanenten Zitierens hin. Das ‚Gefahrvolle' des Ereignisses und des Zufalls wird gebannt. Die offene Vielfalt wird gezügelt: „Das Neue ist nicht in dem, was gesagt wird, sondern im Ereignis seiner Wiederkehr." (20) Eine weitere Zutat, die die internen Prozeduren lenkt, ist die Organisation von Disziplin (22ff.). „Es ist immer möglich, daß man im Raum eines wilden Außen die Wahrheit sagt; aber im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer diskursiven ‚Polizei' gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muß. Die Disziplin ist ein Kontrollprinzip der Produktion des Diskurses. Sie setzt ihr Grenzen durch das Spiel einer *Identität*, welche die Form einer *permanenten Reaktualisierung der Regeln* hat." (25)

Für die Lebensführung ist dieser Aspekt wichtig, wenn man beruflich Karriere machen, Führungspositionen erreichen oder in bestimmten Berufen erfolgreich sein möchte. Es braucht aber auch ein Wissen um die Sprache des Milieus, in dem man sich bewegt. Über was wird gesprochen, in welcher Art und Weise, mit welchen Begrifflichkeiten. Diese ‚Identitätsspiele' geschehen sicherlich oft unbewusst. Und in den meisten Fällen ‚wächst' man hinein.

Die dritte Prozedur, die Foucault anführt, behandelt die *Verknappung der sprechenden Subjekte*: es geht darum Regeln aufzustellen, wer am Diskurs teilnehmen darf und wer nicht. Kurz: der Zugang zu den Diskursen wird begrenzt (25f.). Dafür existieren verschiedene Einschränkungssysteme. Ein sehr bekanntes System ist das Ritual. Dieses definiert beispielsweise die Qualifikation, die das Subjekt braucht, um sprechen zu dürfen (27). „Die religiösen, gerichtlichen, therapeutischen Diskurse, und zum Teil auch die politischen, sind von dem Einsatz eines Rituals kaum zu trennen, welches für die sprechenden Subjekte sowohl die besonderen Eigenschaften wie die allgemein anerkannten Rollen bestimmen." (27) Weitere Einschränkungssysteme sind die Diskursgesellschaften und Doktrinen. Die Diskursgesellschaften haben die Aufgabe, Diskurse „in einem geschlossenen Raum zirkulieren zu lassen und sie nur nach bestimmten Regeln zu verteilen" (27). Doktrinen hingegen tendieren dazu sich auszudehnen. Durch ein verbindliches Anerkennen bestimmter Diskurse, signalisieren die Individuen

[10] Man denke etwa an die verschiedenen Diskurse innerhalb der politischen Ökonomie im Zuge der Finanzkrise: hat der Neoliberalismus ausgesorgt und was bringt uns der neue Staatsinterventionismus (vgl. z.B. Candeias 2008).

ihre Zugehörigkeit untereinander. Als Mitglied oder Anhänger/in einer bestimmten Doktrin unterwirft man sich deren Aussagen bzw. macht sie sich zu Eigen und findet dadurch vielleicht eine ›gedankliche Heimat‹[11] – nicht zuletzt durch die Abgrenzung zu Anderen (27ff.).

Im weiteren Fortgang des Vortrags fragt sich Foucault, ob die Philosophie in einigen ihrer Ausformungen Antworten gefunden hat auf diese verschiedenen Umgangsformen mit Diskursen bzw. diese in der ein oder anderen Weise sogar verstärkt hat (vgl. ODis, 30ff.). Er greift drei verschiedene philosophische Denkrichtungen auf: „eine Philosophie des begründenden Subjekts", „eine Philosophie der ursprünglichen Erfahrung" und „eine Philosophie der universellen Vermittlung" (32). Dennoch wird innerhalb diesen Philosophierichtungen nur mit dem Diskurs gespielt: durch das Schreiben, das Lesen oder dem Tausch – es würde sich immer nur um ein Spiel mit den Zeichen handeln (32f.).

Foucault fragt sich weiter, warum der Diskurs eine solch ehrerbietende Rolle spiele, warum er so respektvoll behandelt wird. Er schlussfolgert, dass in der Gesellschaft letztlich „eine tiefe Logophobie, eine stumme Angst vor jenen Ereignissen, vor jener Masse von gesagten Dingen, vor dem Auftauchen all jener Aussagen, vor allem, was es da Gewalttätiges, Plötzliches, Kämpferisches, Ordnungsloses und Gefährliches gibt, vor jenem großen unaufhörlichen und ordnungslosen Rauschen des Diskurses" (33).

Übergangsskizze

Gesellschaftliche Diskurse, so heterogen und mittels unterschiedlichste Medien sie uns tagtäglich erscheinen, fließen in Alltagsdiskursen ein, bilden das Hintergrundrauschen, das Entscheidungen, Handlungen aber vor allem Orientierungen von Menschen prägt. Sie generieren die Vorstellungen über ›Normalität‹, über ›Frauen‹ und ›Männer‹, darüber was es heißt, ›beruflich erfolgreich‹ zu sein etc.

Diskurse sind mit Machtstrukturen eng verknüpft: „Die Verbindung zwischen Foucaults Diskursanalyse und seiner Analytik der Macht liegt in der Frage danach, wie Wissen sich im Raum organisiert, wie Räume strategisch von Wissen besetzt werden, wie Wissen strukturiert und räumlich gegliedert wird." (Sarasin 2005, 141)

Menschen sehen die Wirklichkeit in ihrer jeweiligen Lebensführung durch bestimmte Diskursbrillen. Diskurse sind, wie Sabine Hark es formuliert, „als wirklichkeitserzeugender Modus" zu verstehen, „d.h. als gesellschaftlich-institutionell verankertes Raster des Verstehens, Ordnens und Hierarchisierens, das Möglichkeiten der Wahrnehmung von Realität generiert, das die Gegenstände des Wissens kreiert, indem Aussagen über diese gemacht und sie somit ihrer Betrachtung erst zugänglich werden. Denn es wird keine vorgängig vorhandene Wirklichkeit interpretiert, sondern eine ganz bestimmte Wirklichkeit und keine andere geschaffen." (Hark 2006, 366)

Hier wird die Ansicht vertreten, dass der Diskurs – so wie Foucault den Begriff entwickelt hat – mit den Bedeutungsstrukturen im Verständnis der Kritischen Psychologie zusammengedacht werden kann.

[11] Dies hat Foucault in seinem Vortrag nicht gesagt. Die Idee der Suche nach einer ‚gedanklichen Heimat' war Thema eines Gesprächs mit Seddik Bibouche, in dem es um die Sehnsucht vieler (linker) Intellektueller geht, einer Gruppe zuzugehören, die ähnlichen Aussagesystemen anhängt.

Die Kritische Psychologie und Foucaults Diskurstheorie aufeinander zu beziehen ist ein Unterfangen mit einigen Klippen – gerade in Bezug auf den Subjektbegriff. Dennoch kann die Diskurstheorie als eine weitere gesellschaftstheoretische Bezugsebene der Kritischen Psychologie herangezogen werden. Dies soll im folgenden Kapitel ausgeführt werden.

3.3. Zusammendenken Holzkamp – Foucault oder die Überbrückung trotz Sollbruchstelle

Die Frage nach dem Subjekt

Eine wesentliche Sollbruchstelle zwischen dem Ansatz der Kritischen Psychologie und Michel Foucaults Theorien ist die Frage nach dem Subjekt. Die Kritische Psychologie vertritt in diesem Punkt eine universelle Grundannahme:

„Wie präzise und konkret man … auf gesellschaftstheoretischer Bezugsebene die Lebensbedingungen auch erfassen und erforschen mag, man erreicht auf diesem Wege niemals den Punkt, an dem die Handlungen/Befindlichkeit des Individuums als total durch diese Bedingungen determiniert betrachtet werden können: Das individuelle Subjekt entzieht sich *als solches* durch seine Möglichkeit des bewußten ›Verhaltens‹ zu den Bedingungen *seiner vollständigen ›Bedingtheit‹*. Dies gilt, wie schon erwähnt, unabhängig davon, welchen klassenspezifischen Einschränkungen, Unterdrückungen, Mystifikationen, ideologischen Mächten o.ä. das Individuum in seinen Lebensbedingungen immer ausgesetzt sein mag: Auch noch so eingeschränkte Handlungsalternativen bleiben immer noch Alternativen, und zu noch so gravierenden Unterdrückungsverhältnissen, objektiver Scheinhaftigkeit, ideologischer Beeinflussung etc. *kann* sich das Individuum als Subjekt bewußt ›verhalten‹. Die totale Eliminierung dieser Möglichkeiten ist gleichbedeutend mit der Auslöschung der menschlichen Existenz.“ (GdP, 345)

Das kennzeichnet die subjektwissenschaftliche Herangehensweise der Kritischen Psychologie. Der Fokus liegt zwar auf der ›gesellschaftlichen Natur‹ des Menschen – auch um sich theoretisch u.a. von psychoanalytischen Konzepten abzugrenzen, die mit einer antigesellschaftlichen Triebnatur des Menschen argumentieren oder von biologistischen Konzepten, die versuchen menschliche Verhaltensweisen mit Rückgriff auf biologische Funktionalitäten zu erklären (vgl. Markard 2009, 143). Es wird jedoch – wie es im obigen Zitat aus der Grundlegung der Psychologie deutlich wird – davon ausgegangen, dass eine bestimmte Verhaltensweisen durch gesellschaftliche Bedingungen und Bedeutungen zwar nahegelegt werden, aber niemals das Verhalten determinieren. Wenn man gesellschaftstheoretische Bezüge mit einbezieht, werden die Bedingungen, „*wie das Individuum sie erfährt*“, sichtbar (151). Die konkrete psychologische Bedeutung ist aber stets vom Standpunkt des Subjekts her zu denken (151).

Die Frage nach dem Subjekt in den theoretischen Arbeiten von Michel Foucault gestaltet sich schwieriger[12]. Er hat keine kohärente Methode entwickelt, wie sich Macht-, Diskurs- und Subjektverhältnisse fassen lassen, sondern hat seine Instrumente ständig korrigiert, ist von Werk zu Werk ‚gestolpert‘ – wie er es einmal in einem Gespräch bezeichnet (vgl. Sch III, 522; Sarasin 2005, 13). Sein Blick und

[12] Über diese Frage ließe sich eine eigene Arbeit schreiben. Dies wird hier nur sehr kurz abgehandelt.

seine Perspektiven auf diese Verhältnisse wandeln sich und es lassen sich keine lupenreine Definitionen finden.

Wie im letzten Kapitel erörtert, bleibt die Frage nach dem ›sprechenden Subjekt‹ in „Archäologie des Wissens“ und in der „Ordnung des Diskurses“ offen (vgl. u.a. Sarasin 2005, 116).

Dennoch – das arbeitet Stuart Hall in seinem Artikel „Wer braucht ›Identität‹?“ in Bezug auf „Archäologie des Wissens“ heraus – ist es Foucaults Verdienst, dass er „‚den grandiosen Mythos der Innerlichkeit‘ attackierte“ (Hall 2004, 178). Foucault hat sich von subjekttheoretischen Standpunkten – wie dem Humanismus, oder einer Philosophie des Bewusstseins – distanzieren wollen und nahm eine radikale Historisierung vor.

Stuart Hall führt weiter aus, dass das Subjekt als ‚Effekt‘ in Diskursen, in spezifischen diskursiven Formationen produziert wird. Im Wechsel verschiedener Subjektpositionen erscheint keine beständige Existenz, keine transzendentale Kontinuität – geschweige denn eine Identität. Dennoch problematisiert auch Hall, dass Foucault nicht erklärt, wie der Einzelne letztendlich seine Subjektpositionen ausfüllt (vgl. Hall 2004, 178).

Mit Beginn der Fokussierung auf Machtverhältnisse und der Entwicklung seiner genealogischen Methode versucht Foucault, in seinen Arbeiten die Beziehungen zwischen diskursiven, ökonomischen und sozialen Formationen systematischer zu erfassen (vgl. Sarasin 2005, 126f.). Der Diskurs, das Sagbare tritt zurück, und er strebt danach, nunmehr als Genealoge, die Ebene der Praktiken zu rekonstruieren. Dies geschieht mit „Überwachen und Strafen“ – auch mit der Absicht, Gegenwartsgeschichte zu schreiben, die Gegenwart der Gefängnisrevolten in Frankreich Anfang der 1970er Jahre, wo er sich politisch engagierte (128).

In jenen Arbeiten, in denen die Vorstellung eines Subjekts dominiert, das sich durch Machtformen wie dem Überwachen, dem Geständnis und der Seelenführung selbst reguliert, bleibt dennoch offen, „was den fortlaufenden Einsatz der Einzelnen in die diskursiv konstruierten Subjektpositionen unterbindet, verhindert oder stört“ (Hall 2004, 180). Die inhärenten Spannungen des Machtbegriffs, die das Denken von einem Subjektbewusstsein als reinen Machteffekt unhaltbar machten, zwangen Foucault schließlich seit Ende der 1970er dazu, sich mit den Fragen nach der ›Regierung‹ und dem Subjekt zu beschäftigen (vgl. Sarasin 2005, 174).

Hall merkt ebenfalls an, dass dieser in späteren Werken versucht, die Kritik aufzunehmen, wie z.B. in „Der Gebrauch der Lüste“ oder „Die Sorge um sich“: „Ohne sich allzu weit vom produktiven Charakter der normativen Regulation zu entfernen (…), erkennt Foucault implizit an, dass es nicht ausreichend ist, dass das Recht auffordert, diszipliniert, herstellt und reguliert, sondern dass auch eine entsprechende Erwiderung von Seite des Subjekts erfolgen muss.“ (Hall 2004, 181) Es gebe viele produktive Einsichten in Foucaults Werk, so Hall, wenn er auch eben „keinen vollendeten Übergang zu ‚Handlungsfähigkeit‘, Absicht und Wille“ beschreitet (182). Die Darstellung der Praktiken der Selbstkonstitution und wie diese sich zu normativen Regulierungen verhalten – letztlich wie ‚Subjektivierung‘ überhaupt erst durch die normativen Zwänge entsteht – all dies sind bedeutende Einsichten, die

Foucaults Werke liefern. „Damit wird in Foucaults Werk zum ersten Mal die Existenz einer inneren Landkarte des Subjekts adressiert, wie auch innere Mechanismen der Zustimmung zur Norm, deren Macht objektiv wahrnehmbare Disziplinierungen bewirkt." (182)

Michael Jäger und Thomas Seibert gehen in ihrer Flugschrift „alle zusammen. jede für sich. die demokratie der plätze" mit ihrer Argumentation in eine ähnliche Richtung: es sei zwischen Determinismus und ‚emanzipatorischer Dekonstruktion' zu unterscheiden. Das Motiv der Subjektkritik bei Foucault (aber auch bei Althusser und Butler) ist „der Verweis darauf, dass und wie Staat, Kapital und Patriarchat das Selbst durch Isolation, Atomisierung und Normalisierung für sich produktiv und beherrschbar gemacht haben" (Jäger and Seibert 2012, 14).

Foucault selbst schreibt in einem 1982 erschienenen Artikel, dass es ihm nicht darum ging „Machtphänomene zu analysieren oder die Grundlagen für solch eine Analyse zu schaffen. Vielmehr habe ich mich um eine Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung des Menschen in unserer Kultur bemüht. Und zu diesem Zweck habe ich Objektivierungsformen untersucht, die den Menschen zum Subjekt machen" (Sch IV, 269). Letztlich sei es ihm in seiner Arbeit immer um das Subjekt gegangen. Allerdings sah er sich veranlasst, sich mit Machtverhältnissen zu beschäftigen, da Produktionsverhältnisse und die Sinnbeziehungen, in denen das menschliche Subjekt eingebunden ist, nichts anderes als hochkomplexe Machtbeziehungen sind (270). In diesem Artikel schlägt er einen neuen Forschungsansatz vor – Machtbeziehungen anhand von Widerstand zu analysieren. Wenn man wissen möchte, in welcher Form Macht ausgeübt wird, wäre es weiterführend das Widerständige zu erforschen. „Ich schlage daher vor, zum Ausgangspunkt eine Reihe von Widerständen zu nehmen, die sich in den letzten Jahren entwickelt haben: den Widerstand gegen die Macht der Männer über die Frauen, der Eltern über ihre Kinder, der Psychiatrie über die Geisteskranken, der Medizin über die Bevölkerung, der staatlichen Verwaltung über die Lebensweise der Menschen." (273) Er zählt auf, was diese Kämpfe verbindet und kommt zum Schluss, dass sie sich nicht gegen bestimmte Institutionen, Eliten, Gruppen etc. richten, sondern sie bekämpfen eine bestimmte Machtform, die dem unmittelbaren Alltagsleben gilt. Ein Alltagsleben deren inhärente Machtformation die Individuen in Kategorien steckt, ihnen eine Individualität zuschreibt – eine Macht, die das Gesetz der Wahrheit errichtet, dass die Individuen in sich selbst und in ihrem Gegenüber zu identifizieren haben – kurz: eine Macht, die Individuen in ›Subjekte‹ wandelt. „Das Wort »Subjekt« hat zwei Bedeutungen: Es bezeichnet das Subjekt, das der Herrschaft eines anderen unterworfen ist und in seiner Abhängigkeit steht; und es bezeichnet das Subjekt, das durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis an seine eigene Identität gebunden ist." (275)

Die Annäherung an das ›Subjekt‹ geschieht unter anderem auch in seinen Vorlesungen zur »Hermeneutik des Subjekts«, in denen er mittels einer Analyse des griechischen Begriffs der ›Sorge um sich‹ (*epimeleia heautou*) versucht die Beziehung zwischen ›Subjekt‹ und ›Wahrheit‹ herauszuarbeiten (vgl. HdS, 16f.). Dennoch bleibt er gegenüber einer universellen Vorstellung von ›Subjekt‹ ablehnend. ›Subjekt-Sein‹ bedeutet für ihn sowohl unter allgemeinen Herrschaftsverhältnissen unterworfen als

auch an seine Identität gebunden zu sein. Nichtsdestotrotz schwinge in jeder dieser Bedeutungen eine Macht mit, „die unterjocht und unterwirft" (Sch IV, 275).

Überbrückung trotz Sollbruchstelle

Holzkamp hat in seinem Werk „Lernen" bestimmte Überlegungen von Foucault aufgegriffen. Sein Anliegen mit dem Buch „Lernen" ist es, einen Beitrag zur Klärung der Frage zu leisten, wie versucht wird bestimmte Gruppen in effektiver Weise dazu zu bringen, das zu lernen, was gelernt werden soll oder gelernt werden muss. Dazu gehören Kinder, Arbeitslose, Menschen mit Behinderung, Schüler/innen etc. (vgl. Holzkamp 1993, 11).

Lernen erscheint einem als Erwachsenen oft als erlebte Beeinträchtigung im Alltagsleben, welche man schon hinter sich gebracht hat – mit zwiespältigen Erinnerungen an die eigene Schul- und Berufsausbildungszeit. Dass Lernen jedoch auch einen Möglichkeitsraum bietet, seine Selbständigkeit als Erwachsener zu realisieren und daher im Sinne seines eigenen Lebensinteresses sei, kommt im allgemeinen Lernverständnis kaum mehr vor bzw. ist widersprüchlich überformt (11). Das liegt daran, dass Lernen mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen verflochten ist: „Gerade weil nicht nur die Fähigkeiten, sondern auch generelle Haltungen, Lebensgewohnheiten, Handlungsbereitschaften, Urteilskompetenzen der Individuen dem Vernehmen nach durch Lernen entstanden sind und geändert werden können, hatten herrschende Instanzen von je her ein besonderes Interesse daran, das Lernen zu okkupieren und der Bevölkerung zuzuteilen." (11f.)

Es ginge weniger um Lernen als vielmehr um *Be-Lehren*. Da diese Form von ‚Lernen' vor allem an Institutionen gekoppelt ist, ist anzunehmen, dass ferner die Kontrolle über die jeweiligen Lerngruppen angestrebt wird. Das was gelernt werden soll wird kanalisiert, selektiert. Darüber hinaus werden herrschende Denk- und Sichtweisen beschworen – alles Mittel und Wege die herrschende Ordnung zu festigen und „nicht durch ein »Zuviel« des Lernens" zu gefährden. Kontrolliertes Lernen geschieht in bestimmten gesellschaftlichen Institutionen, wie in der Familie, über die Medien und vor allem in der Schule. Mit der Institution Schule wird ein planmäßiges, systematisches Unterrichten verbunden – das Mittel, um Lernprozesse in Gang zu setzen (ebd.).

Im 4. Kapitel analysiert er die „Bedeutungsanordnung »Schule«" – das historische „Muster institutionell verfassten Lernens" (341). In Holzkamps lerntheoretischer Grundbegrifflichkeit sind Lerngegenstände Aspekte umfassender gesellschaftlicher Bedeutungsstrukturen. Daher schwingen die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse – innerhalb derer Lernproblematiken auftreten können – immer mit. Es handelt sich daher „immer um *historisch bestimmte* Verhältnisse" (341).

Holzkamp führt in diesem Kapitel eine neue Vermittlungsebene ein – die Vermittlungsebene zwischen den institutionellen Anordnungen, hier den ‚Lernstätten', und den gesamtgesellschaftlichen Strukturen. Die Lernstätten werden als Ausschnitte bzw. Mikrostrukturen dieser gesamtgesellschaftlichen Strukturen begriffen. Daher sind auch die jeweiligen institutionalisierten Lernstätten in ihrer historischen Entwicklung zu begreifen (341). Das schulische Lernen – so Holzkamp – gehört zu einer Art

universellen Grunderfahrung. Die Schulzeit sei einem in verschiedenster Hinsicht gegenwärtig, sie nimmt einen hohen Stellenwert ein in der eigenen Lebens- und häufig Leidenserfahrung und ist daher Teil der ‚erwachsenen' Welt- und Selbstsicht (342).

Ausgehend von der Diskussion um Schulreformen – dreigliedriges Schulsystem oder Gesamtschule etc. – kommt Holzkamp zu dem Schluss, dass es sich lohnt Schule« in ihrer charakterisierenden Struktur zu betrachten – die Betrachtung des Schulgebäudes an sich: als ein Gebäude, das man betritt, in dem man auf eine bestimmte Anordnung von Räumen, Individuen trifft (346). „Diese Strukturen kann man als *Bedeutungsstrukturen* in unserem Sinne verstehen: Als das *sinnlich-praktische Arrangement von vergegenständlichten sachlich-sozialen Handlungsmöglichkeiten*, *-beschränkungen und –widersprüchen*." (346) An dieser Stelle wendet sich Holzkamp Michel Foucault zu und zieht dessen Genealogie zur ‚Schuldisziplin' aus „Überwachen und Strafen" heran. Er tut dies mit Abstrichen: Holzkamp kritisiert, dass Foucault zum einen die gesamte Entwicklung der Pädagogik im Zuge der Aufklärung – etwa durch Rousseau, Pestalozzi, Schleiermacher und Dewey – völlig außen vor lässt[13]. Zum anderen befremdet es Holzkamp, dass Foucault die Schuldisziplin nur als unselbständigen Teilaspekt anderer Disziplinen sieht – hier vor allem des Gefängnisses (346).

Er greift dennoch auf Foucaults Arbeiten zurück, da seine Analyse der historischen Entwicklung schulischer Disziplinierungsstrukturen an Holzkamps Vorstellungen ›schulischer Bedeutungsstrukturen‹ herankommt: „So ist für ihn die Schule weder einfach Resultat bildungspolitischer Planung noch der Objektivierung bestimmter pädagogischer Handlungsintentionen, sondern vor allem eine (im historischen Selbstlauf entstandene) gegenständlich-praktische Anordnung von Sachen und menschlichen Körpern, also wirklich das »Schulgebäude«, in dem durch räumliche und interpersonale Arrangements bestimmte Handlungen und Beziehungen der Insassen ermöglicht und andere unterbunden werden." (347) Wichtig für Holzkamp ist darüber hinaus wie Foucault ›Disziplin‹ als eine neue Machtformation betrachtet, mit der im Innern von Institutionen mittels Strategien, Manövern, Anordnungen und anderen Techniken bestimmte Machtverhältnisse durchgesetzt und reproduziert werden (347).

„Damit ist in der Art, wie hier die Institutionen als historischer Gegenstand entfaltet werden, deren Fassung in Termini ihrer Funktionalität als vergegenständlichte Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen im Kontext unseres Bedeutungskonzeptes unmittelbar nahegelegt." (347)

Auch die Art und Weise wie Foucault ›Macht‹ und ›Wissen‹ in Beziehung setzt, wie Schulpädagogik letztlich als normierende, bewertende, ein- und ausschließende Wissenschaft eingesetzt wird, ist für Holzkamp anschlussfähig an sein subjektwissenschaftliches Konzept einschließlich der Kritik an der Pädagogischen Psychologie in der Schule (347). Es geht Holzkamp vor allem darum mit Foucault die ›disziplinäre Grundstruktur‹ der Schule herauszuarbeiten. Die Institution Schule wird in der bürgerlich

[13] Allerdings geht es Foucault auch nicht um eine Genealogie der Institution Schule – sondern wie der Titel schon sagt um „Überwachen und Strafen", um die Genealogie von Disziplinierungssystemen. Im dritten Teil ›Disziplin‹ versucht Foucault den historischen Moment herauszuarbeiten, ab dem man begonnen hat den Körper „in die Machtmaschine" (ÜuS, 176) einzuverleiben – ihn mittels vielfältiger Machtmechanismen zu nutzen, produktiv und gefügig zu halten und vor allem zu disziplinieren. Die Institution ‚Schule' erscheint hier nur als eine Institution unter vielen.

kapitalistischen Gesellschaft immer problematisch sein – sprich Schule kann sich nur ambivalent und widersprüchlich reproduzieren. Dies sei das analytische Instrument, „eine Art Skalpell", mithilfe dessen es möglich wird, schulische Lernmöglichkeiten bzw. -behinderungen schärfer herauszuarbeiten (348).

In „Lernen" verknüpft Holzkamp seine Vorstellung von ›schulischer Bedeutungsstrukturen‹ mit Foucaults Überlegungen zu Disziplinierungssystemen unter anderem der Institution Schule. Holzkamp hat mit dieser Lektüre für sich entdeckt, dass Schul- und andere Lerninstitutionen bestimmte hegemoniale Diskurse über Disziplin, über Kontrolle etc. widerspiegeln. Das Handeln der Menschen in diesen Institutionen ist folglich in Zusammenhang mit diesen Machtstrukturen zu analysieren.

Wie aber lässt sich dieses Gedankenspiel auf Fragen der Lebensführung ausweiten?

Siegfried Jäger hat hierzulande – in Anschluss an Foucaults Diskurstheorie – eine Methode zur Analyse von Diskursen entwickelt: die Kritische Diskursanalyse (vgl. Jäger 2009).

Er versucht sich an einer ähnlichen Verknüpfung zwischen Subjekt und Diskurs/Objektwelt. Dazu zieht er theoretisch das Tätigkeitskonzept von A.N. Leontjew heran. Leontjew hat Anfang vergangenen Jahrhunderts in Russland gelebt und war Mitwirkender an der Kulturhistorischen Schule – welche die Psychologie in der Sowjetunion maßgeblich geprägt hat[14]. Mit diesem theoretischen Relais kann Jäger darstellen, dass der Diskurs ein Produkt menschlicher Arbeit/Tätigkeit ist (78ff.).

Ausgangspunkt für Leontjew ist die von Marx aufgezeigte Bestimmung des Bewusstseins eines Menschen durch dessen gesellschaftliches Sein, welches den Lebensprozess eines Menschen prägt. Das menschliche Leben besteht jedoch hauptsächlich aus einem System sich gegenseitig ablösender Tätigkeiten. Im Zuge der Tätigkeit wandelt sich das Objekt, mit dem der Mensch in diesem Moment zu tun hat, in eine subjektiv verarbeitete Form – in eine Bedeutung (89f.). Daher schlussfolgert Jäger: die Menschen eignen sich die Wirklichkeit an, sie verinnerlichen sie in Form von Bedeutungen, sie ›verarbeiten‹ sie durch Tätigsein, wodurch das Äußere zu Innerem wird. Dieser Prozess der Verarbeitung von Wirklichkeit zu Bedeutungskonstellationen findet jedoch „*in sehr spezifischer Weise*" und vor allem für jedes Individuum anders statt (90). „Das Subjekt steht niemals »alleine« der Wirklichkeit gegenüber, sondern i.d.R. immer zusammen mit anderen, wodurch es mit gesellschaftlichen Prägungen ausgestattet und eingebunden wird in historisch-gesellschaftlich gegebene *Diskurse*. Ebenso ist die Wirklichkeit selbst nicht bloße Natur, sondern historisches Produkt, das seine bestimmten Formen in starker Abhängigkeit von den herrschenden Diskursen bzw. von dem jeweils gegebenen »*diskursiven Gewimmel*« angenommen hat." (90)

Jäger ist es wichtig herauszustreichen, dass das Individuum im alltäglichen Gebrauch von Sprechakten, Texten und Diskursen an diesen immer mitwirkt, die vielschichtigen Bedeutungen aufnimmt und weitergibt (107). Dies meint jedoch nicht, dass Bedeutungen einfach der Wirklichkeit entnommen werden, abgelauscht und in den historischen Prozess zurückgegeben werden[15]. Vielmehr würde der

[14] Auch die Kritische Psychologie respektive Klaus Holzkamp beziehen sich auf Vertreter/innen der Kulturhistorischen Schule.

[15] Dies im Gegensatz zur Tätigkeitstheorie: Leontjew geht von einer ›objektiven‹ Wirklichkeit aus, der man die

Prozess in umgekehrter Form verlaufen: „Die Menschen haben versucht den Wirklichkeiten Bedeutungen *zuzuweisen*, sich sozial darauf »geeinigt«, welchen Wirklichkeitsausschnitten welche Bedeutung zugewiesen wird. Diese menschlichen Produkte werden weitergegeben, bei gleichzeitigen tätigen Auseinandersetzungen mit diesen Wirklichkeitsausschnitten (…)." (108) Der wesentliche Moment ist für Jäger, dass man aktiv den Gegenständen eine Bedeutung zuweist. Diese Bedeutung lernt man im tätigen Umgang, in den jeweiligen sozialen und diskursiven Zusammenhängen. Daher schlussfolgert Jäger: „Die Objektivität von Bedeutungen (mit all ihren Inkonsistenzen) ist so auch nichts anderes als das Resultat sozialer menschlicher Arbeit. Sie ist Resultat einer Abstraktionsleistung." (109)

Mit der Tätigkeitstheorie könne jedenfalls erreicht werden, was Foucault nicht zustande bekommen hätte: den Vermittlungsprozess zwischen Subjekt und Diskurs denken zu können (111f.).

Man kann an dieser Stelle einen weiteren Überbrückungsversuch heranziehen. Stuart Hall forscht ebenfalls nach einer Lösung der Frage, wie das Subjekt sich selbst in diskursiven Formationen platziert: „Es war nie genug – weder bei Marx, Althusser noch bei Foucault – eine Theorie zu entwickeln, die erklärt, wie Individuen in diskursiven Strukturen platziert werden. Es war immer auch ein Ansatz erforderlich, der darlegt, wie Subjekte sich selbst konstituieren." (Hall 2004, 183) Foucault selbst schlägt vor, wie diese Subjektkonstitution mittels ‚Technologien des Selbst' als eine normative Selbst-Regulation vonstattengehen könnte. Hall greift dies auf und führt weiter aus:

„Was bleibt ist, die Schließung der Kluft theoretisch zu vollziehen: zwischen der Erklärung der Mechanismen, mit denen der Einzelne sich als Subjekt mit den ‚Positionen' identifiziert oder nicht identifiziert, zu deren Annahme er aufgefordert wird, und den Fragen, wie die Einzelnen diese Positionen formen, stilisieren, herstellen und ‚verkörpern', warum sie dies nie ein für alle Mal vollständig umsetzen, warum manche dies gar nicht tun, oder warum manche in einem fortwährenden, antagonistischen Prozess mit Normen und Regeln (…) kämpfen, sich diesen Normen und Regeln anpassen, sie verhandeln oder ihnen widerstehen. Kurz: was bleibt ist die Erfordernis, das Verhältnis zwischen Subjekt und diskursiven Formationen als *Artikulation* zu denken (…)." (183; Hervorhebung i.O.)

Die zentrale Verknüpfungsmöglichkeit zwischen Foucaults Diskurskonzept und Holzkamps Überlegungen zur Lebensführung ist Holzkamps Konzept des *Begründungsdiskurses*. Wesentlicher Aspekt bei Holzkamp ist, dass gesellschaftliche Bedeutungen und Bedingungen sich als Handlungs*möglichkeiten* dem Individuum entfalten (vgl. Holzkamp 1996, 53). Warum das Individuum dann handelt, wie es handelt, liegt in seinen ‚je subjektiven' Begründungen (55). Das Individuum richtet sein Handeln demzufolge danach aus, indem es für sich *begründet*, warum es diesen Weg einschlägt und keinen anderen. In diesem *Begründungsdiskurs* – so die Annahme – findet die *innere Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Bedeutungen* statt, wie sie dem Individuum in Form von Alltagsdiskursen, Wissenschafts- und Mediendiskursen etc. begegnen. Der Begriff ›Begründungsdiskurs‹ steht somit für den

---

Bedeutungen *entnehmen* kann. Jäger kritisiert, dass „den »festen« Strukturen »objektiver« Wirklichkeit ein zu starkes Gewicht zugemessen wird" (Jäger 2009, 112). Letztlich sei das Denken des Menschen nur »entfremdet« und „der Kampf gegen diese Entfremdung bestünde dann darin, den Menschen die Augen für die (wahre) Sicht der wirklichen Wirklichkeit zu öffnen" (ebd.). Schlussendlich ist die Tätigkeitstheorie in diesem Punkt ideologiekritisch befangen, so Jäger (ebd.).

Verarbeitungsprozess äußerer Anforderungen, dem subjektiven Empfinden und den Schlüssen, die das Individuum daraus zieht. Dieser ›Begründungsdiskurs‹ zeigt sich sowohl in der ‚*intersubjektiven Verständigung*' – oder anders: in der *sozialen Selbstverständigung*, dem verbalen Austausch, Dialog mit den Menschen aus dem sozialen Umfeld – als auch im ‚*inneren Sprechen*': dem Dialog mit sich selbst (60f.). Im folgenden Schema wird ein Schema zur Lebensführung der Tübinger Forschungsgruppe (siehe Kap. 2) wieder aufgegriffen und um Foucaults Begriffe ›Diskurs‹ und ›Gouvernementalität‹ erweitert:

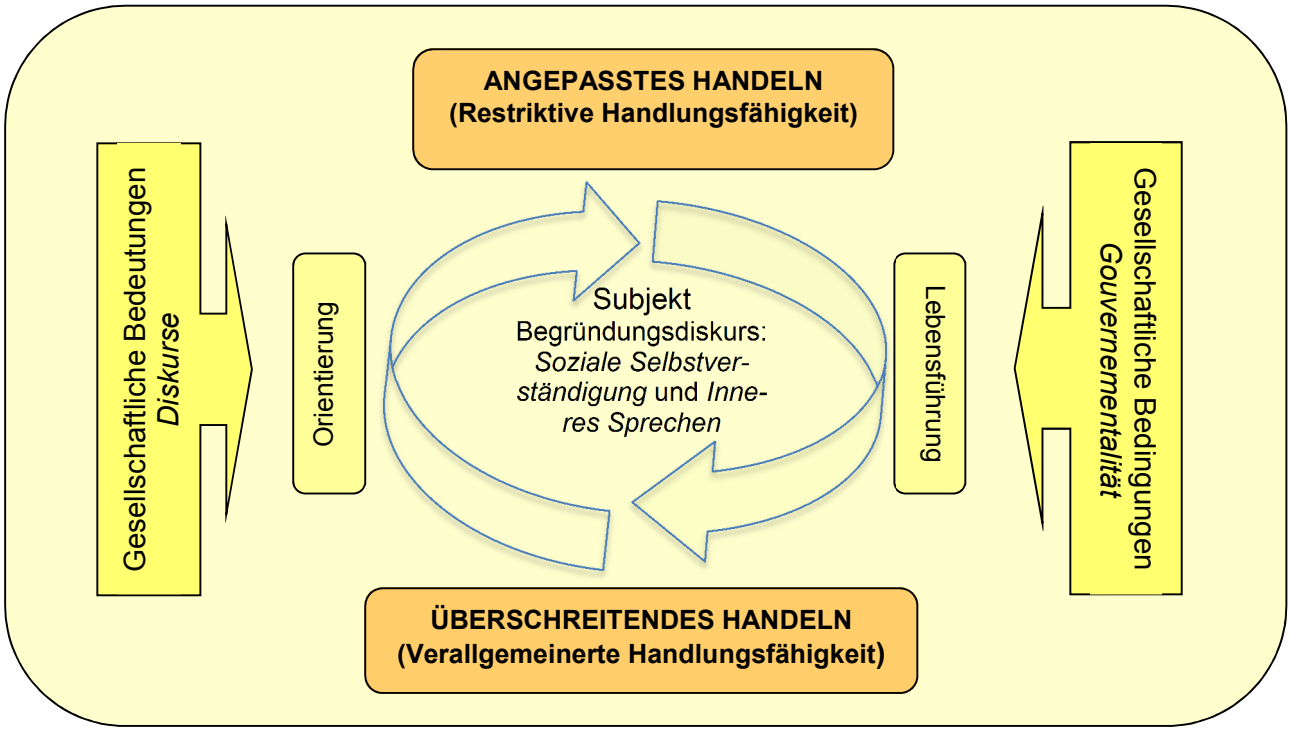

Abbildung 3 Lebensführung im Spannungsfeld liberaler Gouvernementalität und Diskursen

In dieser Arbeit wird davon ausgegangen, dass im Begründungsdiskurs des Subjekts immer eine Auseinandersetzung mit Diskursen (Foucault) stattfindet, in welcher Form auch immer: Alltagsdiskurse; wissenschaftliche Diskurse; Diskurse, die der jeweiligen Gouvernementalität entsprießen. Der Diskursbegriff ist nicht gleichzusetzen mit dem kritisch-psychologischen Begriff der Bedeutungsstrukturen. Mit dem Hinzuziehen von Foucaults theoretischen Bezügen – hier: Gouvernementalität und Diskurs – lassen sich weitere Dimensionen von Machtstrukturen in ihrer Vielfalt und Widersprüchlichkeit fassen. Während in der Kritischen Psychologie vor allem die Produktionsverhältnisse als gesellschaftlicher Bedingungsrahmen eine zentrale Rolle spielen, kann mit dem Diskursbegriff „die Gesamtheit erzwungener und erzwingender Bedeutungen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse durchziehen" (Sch III, 164) in anderer Weise erfasst werden. Holzkamp selbst hat in einem seiner letzten Texte Machtverhältnisse als „*Verteilung* von Machtbeziehungen" gefasst und sich dabei explizit auf Foucaults Machtkonzepte bezogen (Holzkamp 1995, 839 f.).

An dieser Stelle wird folgende Schlussfolgerung gezogen: Ein Rückgriff auf Ansätze von Michel Foucault im Zuge kritisch psychologischer Analysen bedeutet *nicht* den Subjektstandpunkt aufzugeben. Die jeweiligen subjektiven Begründungsdiskurse/Begründungsprämissen sind eingebettet in historisch konkrete Bedingungen und Bedeutungen. Diese können verstanden werden als geronnene Diskurse, Machtformationen und Regierungsweisen. Das Individuum ist im Zuge seiner Lebensführung mit diesen Formen von Bedeutungsstrukturen konfrontiert. Es muss für sich und in seinem sozialen Umfeld ›*artikulieren*‹, was für sein Handeln ausschlaggebend ist, welche Interessen es dabei verfolgt etc. Dabei schwebt ihm im Innern ein wie auch immer geartetes Bild eines ‚*eigentlichen Lebens*' (Holzkamp) vor. Daher werden die in dieser Arbeit verwendeten Interviews mit jungen Frauen auch hinsichtlich hegemonialer Diskurse betrachtet – als Bedeutungsstrukturen mit denen sich die jungen Frauen im Zuge ihrer Lebensführung auseinandersetzen, an denen sie sich orientieren.

Übergangsskizze

Das was meines Erachtens die Lebensführung erschwert, ist, dass Bedeutungen gleichzeitig als Korsett fungieren, als Zementierung von gesellschaftlichen Zusammenhängen. Diese liefern einerseits Orientierungshilfen, die im Großen und Ganzen Stützen sind/sein können, die andererseits – wenn man sie eher als Gefängnis erlebt – aufgeschlossen, aufgebrochen werden müssen. Frauen, die andere Vorstellungen von ›Frausein‹ leben wollen, haben mit Widerständigkeiten zu kämpfen (vgl. u.a. Kap. 7.4). Es ist schwer andere Bedeutungen in die zementierten einzuschreiben.

Foucaults Verdienst ist es, dass er diese Korsetts theoretisch ‚sichtbar' gemacht hat. Er zeigt damit auf, dass man immer in diesem Bezugsrahmen steckt und ein Entkommen nicht möglich ist. Dennoch legt Foucault dar, dass es jederzeit möglich ist, sich kritisch dazu zu verhalten. In seinem Vortrag „Was ist Kritik?" über die Geschichte der Kritik – als Gegenpol zur Entwicklung der ‚Regierungskünste' herausarbeiten – skizziert er die Entwicklung einer moralischen und politischen Haltung: „eine Denkungsart, welche ich nenne: die Kunst nicht regiert zu werden bzw. die Kunst nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden" (Foucault 1992, 12).

Mit Holzkamp lässt sich aufschlüsseln, dass es immer einen Möglichkeitsraum gibt – in einer noch so verschlüsselten Umgebung, gefangen in einem Diskurs – es gibt in jedem Augenblick die ›Freiheit‹ mit seinen Gedanken die Diskursgrenzen zu überschreiten und Verhaltensweisen aufzubrechen (vgl. auch GdP, 352ff.). Wie Holzkamp herausgearbeitet hat, ist eine wesentliche psychologische Vermittlungsebene, der ‚*Begründungsdiskurs*' – die Handlungsgründe aus Sicht des Subjekts. Wenn man nun hegemoniale Diskurse als Bedeutungen fasst, mit denen sich das Subjekt in seiner Lebenstätigkeit auseinandersetzen muss, so stellt sich die Frage (die meines Erachtens von Holzkamp nicht genügend erfasst wird) nach der *Orientierung*. Im Zuge der alltäglichen Lebensführung ist man einem regelrechten »*diskursiven Gewimmel*« (Jäger) ausgesetzt. Die von der Kritischen Psychologie propagierte universelle Handlungskategorie der ›doppelten Möglichkeit‹ erscheint einem im Alltag oft eher vielfach gebrochen. Im normalen Chaos der Lebensführung kommt es einem so vor, als gäbe es tausende Mög-

lichkeiten, manchmal aber auch nur ein einziger Ausweg. In dieser Arbeit ist daher die Annahme, dass die Entwicklung einer ›subjektiven *Orientierungstätigkeit*‹ ein wesentlicher Aspekt von Lebensführung ist.

In der Auseinandersetzung mit alltäglichen Anforderungen an die Lebensführung innerhalb der vorherrschenden Machtverhältnisse wird es zudem zu Momenten kommen, in denen das Individuum sich mit der Frage nach Kritik/Widerstand/widerständigem Handeln auseinandersetzen muss. Ausgehend vom im ersten Kapitel entwickelten Begriff der ›Lebensführung‹ wird daher auch widerständiges Handeln aber auch solidarisches Handeln als Teil von Lebensführung betrachtet.

Diesen Aspekten von Lebensführung – ›Orientierung‹ und ›Widerständiges Handeln/Solidarisches Handeln‹ – wird in den folgenden Kapiteln nachgegangen.

4. Dimensionen der Lebensführung

4.1. Orientierung

„Sich orientieren heißt, in der eigentlichen Bedeutung des Worts: aus einer gegebenen Weltgegend (in deren vier wir den Horizont einteilen) die übrigen, namentlich den Aufgang finden." (Kant 1786, 1)

Dieses Zitat stammt aus einem Text von Immanuel Kant aus der Berlinischen Monatszeitschrift mit dem Titel: „Was heißt: sich im Denken orientieren?" Kant möchte in diesem Text eigentlich herleiten, wie man über Denken und Vernunft auf die Existenz Gottes kommt. Ausgangspunkt seiner Ausführungen ist die Grundform von Orientierung in der Welt. Daraus arbeitet er bereits wesentliche Elemente heraus: es gibt objektive Details aus der unmittelbaren Umgebung, an der man sich orientiert. Dies geschieht jedoch auf der Grundlage *subjektiver* Unterscheidungsgründe. Sich im Denken orientieren ist „ein Geschäft der reinen Vernunft" (ebd.): die Vernunft hat die Grenzüberschreitung der bisher gemachten Erfahrungen zu überwachen und das Urteilsvermögen zu leiten.
Es ist eine Weile her, dass Reisende sich anhand der Himmelsrichtungen ausrichten und entscheiden, in welche Richtung sie gehen. Heute kommt man am Bahnhof einer fremden Stadt an, tritt vor das Bahnhofsgebäude und orientiert sich anhand von Schildern und Plänen, oder lässt sich mit einem elektronischen Gerät in der Hand leiten. In jedem Fall muss eine Einteilung der Umgebung stattfinden, die Dinge um einen herum sortiert und zugeteilt werden, um beispielsweise den U-Bahn-Abgang zu finden. Voraussetzung für den Vorgang ist, dass man ein Ziel oder zumindest eine ungefähre Vorstellung hat, wohin man gerne gehen möchte. Kant arbeitet heraus, dass die Orientierung an äußeren Dingen immer ein subjektives Moment enthält und dass das ‚Denken', das Urteilen über diese äußeren Dinge Voraussetzung ist, über seine bisherigen Erfahrungen hinaus zu gehen. Daher sind seine Gedanken für die bisherigen Überlegungen zur Lebensführung weiterführend. Für Alltags- oder Lebensentscheidungen braucht es den orientierenden Blick in die unmittelbare Umgebung: welche Menschen stehen für welche Ideen; welche Anforderungen werden an einen gestellt; welche stellt man sich selbst, welche will man erfüllen und welche lehnt man ab; was soll man von seiner einem unmittelbar umgebenden gesellschaftlichen Realität halten und wie verhält man sich dazu. Und nicht zuletzt: welche Träume hat man und wie viel Raum kann man ihnen geben.
Im Folgenden soll zunächst skizziert werden, wie Klaus Holzkamp den Begriff ›Orientierung‹ verwendet. Daran entschlüsselt sich eine weitere Sollbruchstelle zwischen den beiden Theoretikern Holzkamp und Foucault. Im Anschluss wird aufgezeigt, wie Kritische Psychologen den Orientierungsbegriff theoretisch weiterentwickelt haben. Zentraler Ausgangspunkt ist das Verständnis von Orientierung als ‚Orientierung im gesellschaftlichen Raum'. Orientierungstätigkeit geschieht in der Auseinandersetzung mit den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen. Daher entfaltet sie sich entlang der zentralen Kategorie der Kritischen Psychologie der ‚doppelten Möglichkeit' als ‚re-

produktive‘ bzw. ‚überschreitende Orientierungstätigkeit ‘. Neben der Übergangsskizze enthält dieses Kapitel erstmalig eine Unterbrechungsskizze, ein ausformulierter Riss im Denken.

4.1.1 Orientierung bei Klaus Holzkamp

Der Begriff ›Orientierung‹ spielt in den Konzepten von Klaus Holzkamp eine eingeschränkte Rolle. In der „Grundlegung der Psychologie“ steht er für elementarste Orientierungsfunktionen, wie z.B. die Gradientenorientierung: die Entwicklung der Fähigkeit im Zuge der Ausbildung der Sinnesorgane, hell und dunkel, warm und kalt unterscheiden zu können (vgl. Holzkamp 1985, 85f.; Markard 2009, 120). Diese Bedeutung von Orientierung bezieht sich hier auf „Lebensaktivitäten auf vorpsychischem Niveau“ (GdP, 86). Im Laufe der Hominidenentwicklung, in dem Moment als die waldbewohnenden Primaten in die Savannen-Biotope eindringen, ihre Körper sich aufrichten und sie anfangen auf zwei Beinen zu gehen, spricht Holzkamp von einer „*Verfeinerung der Orientierung im Nahraum*“ (165), da die visuelle Orientierung der Umgebung angepasst und präzisiert werden musste. Darüber hinaus entwickelt sich die *manipulative Orientierung* im Zuge visueller und haptischer Begutachtung von Gegenständen, wodurch diese immer stärker an Bedeutung gewannen (ebd.).
Im Zuge des Dominanzwechsels von „der Festgelegtheit zur Lernfähigkeit“ (Kap. 4.5, 151ff.) spielen immer stärker die *sozialen Orientierungsbedeutungen* eine Rolle. Im Entwicklungs- und Erziehungsprozess in der Jugendphase eines Tieres/Hominiden muss dieses/dieser soziale Kommunikationsformen einüben und lernen – durch Erfahrung von emotionaler Nähe zu Eltern, aber auch durch Abgrenzung, Verselbständigung etc. (154f.). In Bezug auf die Sprachentwicklung spricht Holzkamp von *kommunikativen Orientierungsbedeutungen*, die sich im Laufe der Zeit verselbständigen. Damit meint er alle ›soziale Signalfunktionen‹, die vonnöten sind die Aktivitäten unter den Artgenossen zu koordinieren und das Überleben zu sichern. Diese *Kommunikativorientierung* ist hier letztlich nur eine Vorstufe zur Herausbildung sprachlicher Kommunikation, wie sie zur Sozialkoordination sozialer Werkzeugaktivität notwendig ist (223). In der „Grundlegung der Psychologie“ bleibt der Begriff ›Orientierung‹ demnach auf der vor-gesellschaftlichen Ebene verhaftet.

In Holzkamps früherer Schrift „Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung“ (Holzkamp 1973) hat er noch einen anders akzentuierten Orientierungsbegriff. Holzkamp möchte hier die Wahrnehmungstätigkeit des Subjekts als wesentliches Moment der Lebensführung in der bürgerlichen Gesellschaft analysieren. Diese elementare Voraussetzung zur Lebenstätigkeit soll unter kritisch-psychologischen Aspekten ausgeleuchtet werden – auch bzw. vor allem als Abgrenzung zu anderen damaligen psychologischen Theorien, namentlich ‚positivistischen‘ Ansätzen (16f.). Für die Bedeutung von ›Orientierung‹ in der Lebensführung ist vor allem das letzte Kapitel dieser Schrift interessant. Hier arbeitet Holzkamp die „Besonderheiten der menschlichen Wahrnehmungstätigkeit und –funktion in der kapitalistischen Gesellschaft“ heraus (295).

Er möchte in diesem Kapitel die zentrale Frage bearbeiten, „*wie die in diesem Buch von allem Anfang an zugrunde gelegte Tatsache, daß Wahrnehmung ihrer gesellschaftlichen Funktion nach sinnliche Erkenntnis, also adäquate Erfassung realer Gegebenheiten ist, mit dem Umstand vereinbart werden kann, daß ein durch sinnliche Evidenzen geleitetes Denken nicht zum Erkennen, sondern zum Verkennen der wesentlichen Zusammenhänge der bürgerlichen Lebenswelt führt*“ (296). Lebensführung in der bürgerlich-kapitalistischen Lebenswelt ist für ihn demnach vor allem durch ein Ausblenden von Unterdrückungs- und Ausbeutungsstrukturen, die mit der kapitalistischen Formation der Gesellschaft strukturell bedingt zusammenhängen, gekennzeichnet.

Warum dies so ist, macht Holzkamp unter anderem an der Tatsache fest, dass unsere Wahrnehmung immer semierratisch, ‚halbirrtümlich‘ strukturiert ist. Die Erfassung eines Gegenstands, einer Umgebung geschieht stets nur teilweise. Es war in der menschlichen Entwicklung unausgesetzt notwendig das Wahrnehmungsfeld zu gliedern und zu organisieren, um Freund von Feind, um Futter von Ungenießbarem etc. unterscheiden zu können (309f.). Im Zuge der Entwicklung der Orientierung bildeten sich so genannte ‚Organisationseffekte‘ heraus, „weil sie »funktionale« Ergänzungen der Orientierung zur Steuerung der lokomotorischen Aktivitäten von Organismen sind“ (318). Diese ‚Organisationseffekte‘ in der Wahrnehmung haben sich in der Evolution durchgesetzt, vermutlich da sie höchst notwendig für die Überlebenschancen sind: wenn bei Nahrung und Feinderkennung die Orientierung versagt, mindert das die Überlebenschancen des Organismus (320f.). Im Zuge der Evolution hängt die „Herausbildung der gegenständlichen Welterfassung und die Herausbildung der Organisationseffekte“ eng miteinander zusammen (322). An dieser Stelle ist zu ergänzen, dass ‚Organisationseffekte‘ bei der Herausbildung eines Welt- und Menschenbilds ebenfalls eine Rolle spielen. So wird beispielsweise bei einer rassistischen Grundorientierung die Umwelt gefiltert nach ‚Dazugehörigen‘ und ‚Fremden‘. Für die Ursachen des Zustandekommens eines solchen Organisierungseffekts gibt es viele Erklärungsansätze. Wie an späterer Stelle gezeigt wird, lässt sich feststellen, dass diese Organisierung des Blicks auf die Umwelt sich zu einem unbewussten Vorgang entwickeln kann[16].

Holzkamp führt weiter aus, dass die wahrnehmende Erfassung von Gegenständen und ihren Bedeutungen notwendigerweise beschränkt bleibt. Aufgrund der zwangsläufig partiellen Unzugänglichkeit und Undurchdringlichkeit des eigenen Körpers und der wirklichen Dinge unterliegt die sinnliche Erkenntnis bestimmten Schranken (326f.). Ferner haben sich die Bedeutungsstrukturen im historischen Verlauf komplex weiterentwickelt:

„Die gegenständlichen Bedeutungsstrukturen der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer historischen Bestimmtheit bestehen (…) aber keineswegs lediglich aus einfachen Gegebenheiten, deren gegenständliche Bedeutung in ihrer figural-qualitativen Beschaffenheit restlos und widerspruchsfrei aufgeht; wir haben es hier vielmehr mit *in sinnlicher Hülle erscheinenden komplex-widersprüchlichen sachlich-personalen Verhältnissen zu tun, die in vielfältigen Gebrochenheiten Ausdruck des Produktions- und Verwertungsprozesses der bürgerlichen Gesellschaftsformation sind*. Die menschliche Praxis erfordert

[16] Vgl. Kap. 4.1.3 den Abschnitt zum „Uznadze-Effekt“.

nicht nur eine angemessene Orientierung zur Steuerung von lokomotorisch-motorischen Tätigkeiten, sondern eine *angemessene Erkenntnis der in sinnlicher Hülle vorliegenden sachlich-personalen gesellschaftlichen Verhältnisse der bürgerlichen Lebenswelt*." (327)

Für Holzkamp liegt es auf der Hand, dass die Realität der Lebenswelt in der bürgerlichen Gesellschaft hinter dieser ‚sinnlichen Hülle' quasi verborgen liegt, dass die zentralen objektiven Zusammenhänge hinter der ‚glatten Oberfläche' verschwinden und der Wahrnehmung nicht zugänglich sind (332).

„Demgemäß sind *Widersprüche* als Einheit des Gegensätzlichen in der objektiven gesellschaftlichen Bewegung, wie der Widerspruch zwischen Gebrauchswert und Wert, zwischen konkret-nützlicher und abstrakt-menschlicher Arbeit etc. (…) *niemals möglicher Bestandteil der Wirklichkeit, soweit sie primär sinnlich erfaßbar ist*." (333)

Widerspruchsblindheit ist demnach eine notwendige Voraussetzung: gesellschaftliche Verhältnisse und deren ‚objektive Widersprüche' werden nicht wahrgenommen oder als solche (an)erkannt, sondern als ›subjektiver‹ Mangel der eigenen Wahrnehmung gedeutet und aus der Erfahrung rausgestrichen (333). Alltag in der bürgerlichen Gesellschaft erscheint als festgefügte Ordnung, mit einer vordergründig-alltäglichen Praxis (334). Die sinnliche Erfahrung mit ihren je subjektiven Organisationseffekten führt daher – laut Holzkamp – nicht zu Gewinn, sondern es kommt zu Einbußen an Wirklichkeitserkenntnis. Die sinnliche Hülle der bürgerlichen Lebenswelt bleibt widersprüchliches Blendwerk, deren Bedeutungsstrukturen als chaotische, sich widersprechende, irrationale Prozesse erscheinen, die sich einer vernünftigen Durchdringung entziehen.

„Die Ordnung, Vereindeutigung, sparsamste Durchstrukturierung der bürgerlichen Lebenswelt durch die sinnliche Erfahrung führt hinsichtlich der wesentlichen Bestimmungen nicht an die gesellschaftliche Wirklichkeit heran, sondern von der Wirklichkeit hinweg, fördert nicht das Erkennen, sondern befestigt das Verkennen der vielfältigen Erscheinungsformen des bürgerlichen Lebens in der Geprägtheit durch die kapitalistische Gesellschaftsstruktur." (335)

Holzkamp unterscheidet dementsprechend im Folgenden zwischen *orientierender* und *begreifender Erkenntnistätigkeit* (336ff. und 360ff.).

Orientierende Erkenntnistätigkeit bezieht sich bei Holzkamp nur auf eine *individuell-utilitaristische Praxis* in der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft, in der das Individuum versucht sich individuell zurecht zu finden und sein Interesse an einer persönlichen Daseinsbewältigung ausgerichtet ist. Es bleibt hier in seinem Handeln in der „Pseudokonkretheit einer scheinbar naturhaft-selbstverständlichen Umwelt" verhaftet (359). Dass es die Möglichkeit gibt diese widersprüchlich-komplexe Realität zu Begreifen und dies als Moment bewusster gesellschaftlicher Handlung, ist in dieser Tätigkeitsform nicht einsehbar (ebd.). Der Begriff ›Orientierung‹ bezieht sich demnach hier nur auf Orientierung im Rahmen gegebener gesellschaftlicher Verhältnisse, nicht darüber hinaus.

Von der *Orientierenden Erkenntnistätigkeit* grenzt Holzkamp sodann die *Begreifende Erkenntnistätigkeit* ab. Er geht davon aus, dass der Mensch prinzipiell die Möglichkeit hat im Alltagsleben die Momente der bürgerlichen Gesellschaftsstruktur zu erfassen. In diesem Augenblick würde ihm auch die

Prägung seines eigenen Erkenntnisprozesses deutlich (360f.). Dieses Begreifen ist gesellschaftlich möglich, allerdings sei diese objektive Erkenntnismöglichkeit erst in den Anfängen angestoßen, aber noch ausbaufähig (361).

„*In dem Widerspruch zwischen orientierender und begreifender Erkenntnistätigkeit manifestiert sich unter einem bestimmten Aspekt der Widerspruch zwischen den vorantreibenden, progressiven und den zurückhaltenden, reaktionären Kräften innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft*." (362)

Diese gesellschaftliche Möglichkeit, dass durch den Prozess begreifender Erkenntnis der bürgerlichen Gesellschaftsstruktur eine Bewusstwerdung über die objektiven Widersprüche geschehen kann, bedeutet für Holzkamp im selben Atemzug „die *Notwendigkeit des Wirklichwerdens* einer solchen Erkenntnis", da dies die Voraussetzung für eine Praxis ist, die gesellschaftlichen Verhältnisse umzugestalten (362). Ziel der Aufklärung sollte sein, Analysen und Theorien des ‚Wissenschaftlichen Sozialismus' einer breiten Masse zugänglich zu machen, mit dem Ziel letztlich die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu überwinden (ebd.).

„*Erkenntnis der gesellschaftlichen Realität und die Erkenntnis des eigenen Selbst*" sind „*zwei Seiten des gleichen Erkenntnisprozesses*": wirkliche Gesellschaftserkenntnis impliziert immer auch Selbsterkenntnis und umgekehrt (369). Orientierendes Erkennen ist daher bei Holzkamp nur ‚*individuumszentriert-subjektivistisch*': die bürgerliche Klassengesellschaft spiegelt sich auch in engsten Beziehungen, aber auch in den Wünschen, Interessen, Ziele, in Ausprägungen der Welt- und Selbstsicht der Individuen wider. ‚Individualismus' als Ziel der eigenen Lebensführung, das Ausleben ‚privater' Interessen sei letztlich nur der Ausdruck von bestimmten objektiven gesellschaftlichen Verhältnissen. Die ‚millionenfache Konformität' isolierter Persönlichkeiten stellt für Holzkamp nur einen Moment bürgerlicher Ideologie dar, welche die gemeinsamen Interessen der ‚arbeitenden Menschen' verschleiert und eine gesellschaftliche Praxis verhindert (370).

Eine Antwort auf die Frage, wie ein solches Bewusstsein begreifender Erkenntnis durchzusetzen wäre, wie solche Bewusstseinsbildungsprozesse in Gang gesetzt werden, bleibt Holzkamp zumindest *in dieser Schrift* schuldig. Letztlich hinge es am „»Reifegrad« gesamtgesellschaftlicher Entwicklung" und weiteren Faktoren (399). Holzkamps Denken hat sich an diesem Punkt weiterentwickelt. In einem Interview, das Holzkamp in der Zeitschrift „Psychologie Heute" 1984 – zehn Jahre später – gegeben hat, betont er, dass die Kritische Psychologie nicht mit Vorschlägen von Außen an Menschen herantreten sollte: „Solange die Erfahrung des Ungenügens nicht den Betroffenen zu Klärungen und zu Veränderungen seiner Lebensbedingungen drängt, solange er sein Leben in Ordnung findet, so lange haben wir uns nicht einzumischen." (Holzkamp 1984b) Aber das Sich einrichten in den Verhältnissen würde – so Holzkamp weiter – zunehmend widersprüchlich und damit auf Dauer unerträglich (ebd.). Dieser Zustand kommt im Konzept der ‚Selbstfeindschaft' zum Ausdruck (vgl. Kap. 3.1), das die widersprüchliche Situation beschreibt, in der man aufgrund eines Bedürfnisses nach (kurzfristiger) Sicherheit und Befriedigung langfristig seine eigenen Lebensinteressen verletzt (vgl. Holzkamp 1985b, 5). Dennoch bleiben Fragen offen: wie wird einem sein ‚selbstfeindliches' Handeln bewusst? Ist die

‚Selbstfeindschaft' der einzige Ausdruck einer ‚restriktiven Handlungsfähigkeit'? Und liegen die Gründe für die Probleme in der Lebensführung immer in den bürgerlich-kapitalistischen Verhältnissen?

4.1.2 Einwände gegenüber Holzkamps Konzept der „Sinnlichen Erkenntnis" – oder: eine weitere Sollbruchstelle

Wie bereits in der Kritik an Holzkamps Konzept der ›Bedeutungskonstellation‹, insbesondere seinen Ansichten zum Thema ›Selbstfeindschaft‹ (vgl. a.a.O.; Kap. 3.1) formieren sich hier in besonderem Maße seine holzschnittartigen Vorstellungen von Machtkonstellationen. Seine breit angelegte Herangehensweise an das Thema Wahrnehmung bleibt zum Schluss spröde und in einer dichotomen Denkweise verhaftet. Auch zu dieser Schrift gibt es Fragen von Zeitgenossen, warum er das Thema „Ideologie" ausspart, eine Diskussion, die ebenfalls Vertreter/innen des »Projekts Ideologietheorie« ab 1977 mit Vertreter/innen der Kritischen Psychologie geführt haben (vgl. Gestigkeit 1979, 52; vgl. Kap. 3.1). Werner Gestigkeit kritisiert in einem Aufsatz zu Grundproblemen „historisch-politischer Bildung" die Vorstellungen von ‚verkehrtem' und ‚richtigem Bewusstsein' (50). Wolle man politische Bildungsprozesse in Gang setzen, reicht reine ‚Entlarvung des falschen Bewusstseins' nicht aus. Im Gegenteil, führt dies doch nur zu Verunsicherung, einem schlechten Gewissen oder gar zu Abwehr (51f.). Gestigkeit argumentiert, dass sinnliche Erkenntnis und Alltagsbewusstsein nicht von vornherein ideologisch ist[17]. Die objektive Realität prägt das Bewusstsein und erscheint zunächst als Selbstverständlichkeit. Die praktische Existenz der gegenwärtigen Wirklichkeit – so widersprüchlich, fragwürdig und erdrückend sie erscheint – gilt es wahrzunehmen. Es gelte sie „so zu verstehen, wie sie in ihrem praktischen Vorhandensein »nun mal da ist« und funktioniert" (53). Gestigkeit argumentiert in diesem Punkt als Pädagoge: möchte man in irgendeiner Weise Menschen in Bildungszusammenhängen erreichen, dann ist es notwendig „das selbstverständlich-richtige Moment ideologischer Bewußtseinsformen aufzunehmen" (55). Er wirft Holzkamp vor, dass er die Möglichkeit eines ‚begreifenden *Alltags*-erkennen' einfach voraussetzt, welches zum einen an den Widersprüchen der Alltagspraxis ansetzt und zum anderen wissenschaftliche Erkenntnisse aus der marxistischen Forschung heranzieht und aufarbeitet. Holzkamp bliebe letztlich die Antwort darauf schuldig, wie dieses Alltagsbewusstsein aufgebrochen werden kann (55f.).

Neben diesen Fragen aus Sicht eines Pädagogen und darüber hinaus eines Menschen, der als Elektriker die Erfahrung der Eigensinnigkeit (in der positiven Bedeutung des Wortes) des Alltagsbewusstseins bei Menschen in Betrieben erlebt hat, gilt es an dieser Stelle doch noch einen anderen Blick auf Holzkamps Theoriegebäude zu werfen – sein gesellschaftstheoretisches Bezugssystem des Marxismus'. Die Schrift „Sinnliche Erkenntnis" ist zweifellos unter einem bestimmten historischen Eindruck entstanden. Wie Günter Rexilius in einem Text zur Bedeutung der Kritischen Psychologie beschreibt,

[17] Hier könnte man entgegenhalten, dass Ideologien direkt an der ‚sinnlichen Erkenntnis' ansetzen und diese letztlich grundlegend beeinflussen bzw. von vornherein strukturieren. Für diesen Hinweis danke ich J. Held.

ist diese in der Bundesrepublik Deutschland Anfang der 1970er Jahre Teil großer gesellschaftlicher Bewegungen: die kapitalistischen Grundlagen der bundesdeutschen und weltweiten Begebenheiten wurden in bestimmten Kreisen begrifflich analysiert und auf den Punkt gebracht; es entstanden vielfältige und kreative Projekte um die Lebensbedingungen benachteiligter und ausgegrenzter Menschen zu verändern; gesellschaftspolitisches Engagement war mit dem Anspruch verknüpft, die herrschende gesellschaftliche Amnesie hinsichtlich des Faschismus und der Weimarer Republik aufzubrechen (vgl. Rexilius 2008, 5f.). Rexilius fragt sich jedoch, warum die Vertreter/innen dazu neigten sich in ihrer Berliner Enklave einzuigeln und sich einer theoretischen Weiterentwicklung der Kritischen Psychologie verweigerten (19f.).

Die Schwierigkeit der Schrift „Sinnliche Erkenntnis" liegt dessen ungeachtet im unhinterfragten Wahrheitsanspruch einer marxistischen Lesart gesellschaftlicher Verhältnisse, die hier in besonderem Maße mitschwingt[18]. Dieser Blick auf gesellschaftliche Verhältnisse differiert mit den gesellschaftstheoretischen Konzepten Foucaults. Das Verhältnis zwischen Foucault und der marxistischen Theorietradition ist schillernd und von Verleumdungen aus verschiedensten Richtungen geprägt (vgl. Demirović 2008, 179f.). Alex Demirović bringt Foucaults grundsätzliche Fragen an den Marxismus wie folgt auf den Punkt: „Foucault kritisiert die Macht, die mit dem Wahr-Sagen in der Theorie von Marx und im Marxismus verbunden ist. Diese Kritik (…) zielt auf das grundsätzlichere Problem, ob Emanzipation im Namen der Wahrheit erreicht werden kann." (179)

Für Foucault schwimmt der Marxismus[19] ‚wie ein Fisch' im Denken des 19. Jahrhunderts. Der Marxismus wollte die Welt verändern, aber hatte nicht die Mittel dazu. Er könne deshalb keinen wirklichen Einschnitt in der Geschichte bewirken (vgl. Foucault 2003 [1978], 749; Sarasin 2005, 83). Das Problem lag für ihn darin, dass der Marxismus den Anspruch erhob eine Wissenschaft zu sein, „eine Art Gerichtshof der Vernunft, der zu unterscheiden erlaubte zwischen dem, was Wissenschaft, und dem, was Ideologie war; mit einem Wort, er beanspruchte, ein allgemeines Rationalitätskriterium für jede Art Wissen anzugeben" (Foucault 2005 [1980], 66). Aufgrund seines Auftretens als prophetische Wissenschaft entfaltete sich eine bestimmte Diskursdynamik. Es wurden spezifische Wahrheiten ausgesprochen und verbreitet – hinsichtlich der Vergangenheit, aber auch auf die Zukunft gerichtet. Es gehörte zum Wesen des Marxismus, dass diese Wahrheiten als zwingende Kräfte auftraten. Ein weiteres Merkmal war, dass der Marxismus letztlich nicht ohne eine politische Partei existieren konnte (vgl. Foucault 2003 [1978], 754). „Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die drei Aspekte des Marxismus, d.h. der Marxismus als wissenschaftlicher Diskurs, als Prophezeiung und als Staatsphilosophie oder Klassenideologie, unvermeidlich mit der Gesamtheit der Machtverhältnisse aufs Engste verbunden sind." (755) Ausgehend von Foucaults Verständnis von Wissenschaft als spezifisches Kräftefeld,

[18] In der „Grundlegung der Psychologie" ist dieser theoretische Bezug ebenfalls vorhanden, wird in „Sinnliche Erkenntnis" jedoch expliziter herangezogen, etwa an der Stelle, an der Holzkamp fordert, dass die Theorien des wissenschaftlichen Sozialismus einer breiten Masse zugänglich gemacht werden sollten – allein darin offenbart sich für Holzkamp eine Möglichkeit zu ‚begreifender Erkenntnis' (vgl. Holzkamp 1973, 362).

[19] Was ist ‚der Marxismus' und was versteht Foucault darunter? Bezüglich dieser Frage ist es evtl. weiterführend, die marxistischen Strömungen in Frankreich in den 1970er Jahren im Hinterkopf zu behalten.

zeigt er auf, dass der Marxismus als Wissenschaft versucht einen Kampf um Emanzipation zu führen, der unter Bezugnahme auf den Klassenstandpunkt dabei letztlich die Freiheit untergräbt. Denn es ist doch grundsätzlich zu fragen, ob Wissenschaft in der Lage ist, Siege in Befreiungskämpfen zu erringen, oder ob es sich bei den Wissenschaften nicht vielmehr um ein Feld handelt, in dem Menschen und ihr Wissen zum Verstummen gebracht werden bzw. deren Denken nur innerhalb bestimmter Regeln zugelassen wird (vgl. Demirović 2008, 185). Natürlich braucht es für das Projekt der Emanzipation Theorie und Wissenschaft. Aber für Foucault sind das letztlich Wahrheitsspiele: „Der Herrschaft einer Wahrheit entkommt man … nicht, indem man ein Spiel spielt, das dem Spiel der Wahrheit vollständig fremd ist, sondern indem man das Wahrheitsspiel anders spielt, indem man ein anderes Spiel, eine andere Partie oder mit anderen Trümpfen spielt." (Foucault 2005 [1984], 895)

Jedenfalls fällt im Marxismus dem Proletariat die Aufgabe zu, das Wesen der Gesellschaft objektiv zu erkennen – bei Holzkamp die in *‚sinnlicher Hülle erscheinenden komplex-widersprüchlichen Verhältnisse'* zu begreifen – um die objektive Tendenz und damit die Erfüllung der Geschichte zu vollenden (vgl. Demirović 2008, 187). „Foucault wendet sich gegen diese Konzeption von Geschichte, die zwischen einer Struktur und einem Bewusstsein unterscheidet, die nur Kontinuität und Finalität kennt, die die Freiheit lediglich als Verwirklichung einer schon angelegten Entwicklungsdynamik, als zunehmende Einsicht in die Notwendigkeit begreift und dem Zufall und Kampf keinen logischen Ort zuerkennen kann." (188)

Dabei ist es Foucault wichtig den Begriff des Klassenkampfs neu zu denken. Der Klassenkampf sei ‚der Motor der Geschichte', aber die elendige Diskussion darüber, wer denn die Klasse sei, führe letztlich in eine Denksackgasse (188f.). Foucault fragt sich, was denn der Kampf sei, wenn vom Klassenkampf die Rede ist: „Da man »Kampf« sagt, handelt es sich um Konflikt und Krieg. Aber wie entwickelt sich dieser Krieg? Was ist sein Ziel? Was sind seine Mittel? Auf welchen rationalen Eigenschaften beruht er? Worüber ich gerne im Ausgang von Marx diskutieren würde, ist nicht das Problem der Soziologie der Klassen, sondern die strategische Methode, die den Kampf betrifft. Dort ist mein Interesse an Marx verankert, und von dort aus möchte ich gerne die Probleme stellen." (Foucault 2003 [1978], 761) Seine Aufmerksamkeit gilt den Antagonismen und deren Wirkung selbst (ebd.). An der Stelle, an der Marx natürlich erscheinende Phänomene als gesellschaftliche Verhältnisse festlegt, fragt Foucault nach Machtbeziehungen: Alltag, Normalität, gesellschaftliche Verhältnisse – oder allgemein: ‚die Ordnung der Dinge'; all dies sei letztlich ein „Ergebnis von Kämpfen und Machtbeziehungen" (Demirović 2008, 190). Er verweist auf den Charakter der Ereignishaftigkeit von Kämpfen, auch um die Möglichkeit der Freiheit neu denken zu können. Wenn man von Kämpfen spricht, dann unter Berücksichtigung von Offenheit, Zufall, Unwahrscheinlichem und Widerständigem (ebd.).

Foucault spricht nicht von Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse, falschem oder richtigem Bewusstsein oder gar von Orientierung. In einem Gespräch mit dem Japaner R. Yoshimoto (mit dem Titel: „Wie man sich vom Marxismus befreien kann") diskutieren beide über die Rolle des *‚individuel-*

len Willens‘[20] (vgl. Foucault 2003 [1978], 758ff.). Der Wille sei vorstellbar als Kampf: wenn Antagonismen zutage treten, vielleicht eine spezifische Drucksituation entsteht, kann es den Willen auf den Plan rufen, die (gesellschaftliche) Situation zu analysieren, um einen bestimmten strategischen Standpunkt einzunehmen (760). Letztlich ist Foucaults ‚Motor der Geschichte‘ eventuell der *entschiedene Wille, „nicht regiert zu werden“*, eine individuelle und kollektive Haltung, aus der Unmündigkeit herauszutreten (Foucault 1992, 41; Hervorh. L.B.).

Interessanterweise treffen sich Foucault und Holzkamp genau an dieser Stelle – jeder von einer anderen Denke kommend. Innerhalb der Kritischen Psychologie ist die zentrale Annahme, dass es in der menschlichen Lebensführung allzeit die *›doppelte Möglichkeit‹* im Handeln gibt: entweder Handeln *unter* und *innerhalb* der gesamtgesellschaftlichen Bedingungen oder ein Handeln, das die Bedingungen *überschreitet*, um die Lebensmöglichkeiten zu *erweitern* (vgl. GdP 1985, 355). Durch diese Möglichkeit erhält menschliches Leben die Qualität *subjektiver Freiheit und Selbstbestimmung* (354).

Holzkamps Konzept der *›restriktiven/verallgemeinerten Handlungsfähigkeit‹* baut letztlich auf diese *›doppelte Möglichkeit‹* auf und es löst immer wieder Verwirrung aus: wie lässt sich damit die gesellschaftlich-historische Entwicklung der Menschheit erklären (vgl. z.B. Maretzky 1990)? Gibt es geschichtliche Phasen, in denen Gruppen kollektiv verallgemeinert handeln? Wäre das revoltierende ‚Proletariat‘ eine Bevölkerungsgruppe im Zustand »verallgemeinerter Handlungsfähigkeit«? Holzkamp weist dies zurück: Es geht ihm *nicht* um *„eine bestimmte Menschengruppe (etwa »Unterdrückte«)“*, sondern um *„»je ich« als Subjekt der Alternative »restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit«“* (Holzkamp 1990, 36). Eine Charakterisierung von Menschen lehnt er ab. Zentral ist die Art der Wahl in einer ‚bestimmten aktuellen Situation‘, in der sich die Handlungsalternative öffnet. Diese Alternative stelle sich prinzipiell jedem Menschen aufs Neue. Holzkamp schränkt ein – stets dann, wenn es zu einer Einschränkung der Handlungsfähigkeit komme und eine subjektive Handlungsnotwendigkeit besteht, die Bedrohung zu überwinden (38). „»Verallgemeinerte Handlungsfähigkeit« ist dabei die Alternative, die immer dann hervortritt, wenn mir der restriktiv-selbstschädigende Charakter einer Begründungsfigur deutlich wird: Meine blinde Involviertheit in solche restriktiven Denkweisen und Praxen ist für mich nur soweit durchschaubar, wie die Perspektive von deren Überwindbarkeit in verallgemeinerten Bewältigungsformen für mich – wenn schon (noch) nicht realisierbar – sodoch wenigstens »denkbar« ist (…).“ (39f.)

Letztlich schützt ihn hier seine radikale subjektwissenschaftliche Perspektive vor den theoretischen Schranken eines vulgärmarxistischen Geschichtsverständnisses.

Foucault hingegen formuliert die menschliche *Freiheit* negativ: in menschlichen Beziehungen ist Macht immer präsent. Die menschliche *›Freiheit‹* drückt sich für ihn darin aus, dass die *Möglichkeit zu Widerstand* immer gegeben ist. Gerade aufgrund dieser Machtbeziehungen seien die Subjekte frei.

[20] Der ‚Wille‘ nimmt in Foucaults Werken eine zentrale Rolle ein (siehe z.B. „Wille zum Wissen“). Dennoch bleibt unklar, was letztlich den Willen ausmacht, den individuellen Willen. Es wäre sicherlich lohnenswert diese Kategorie bei Foucault genauer herauszuarbeiten. Wobei er im Anschluss an seinen Vortrag „Was ist Kritik?“ in der Diskussion mit seinen Gesprächspartnern betont, dass es sich bei dem Willen, nicht regiert zu werden, nicht um eine „eine Art fundamentalen Anarchismus“ oder eine ‚ursprüngliche Freiheit‘ handelt (Foucault 1992, 52f.).

Wenn es keine Möglichkeiten zum Widerstand gibt, dann gibt es auch keine Machtbeziehungen. Selbst unter Bedingungen der Sklaverei gibt es immer noch die ‚Freiheit' sich zu töten oder den anderen zu töten etc. (Foucault 2005 [1984], 890). Der Wille, nicht regiert zu werden, formuliert sich als Antwort auf bestimmte Antagonismen. Foucaults Geschichte ist hier allerdings zu Ende. Es bleibt offen, wohin der Wille, nicht regiert zu werden, führt. Auch wenn er als politischer Mensch an das Projekt der Emanzipation ‚glaubt' (sofern ein Foucault an etwas glauben kann). Bei Holzkamp ist das Ziel eindeutiger: es geht ihm um die Erweiterung der Verfügung über Lebensmöglichkeiten – *aller*. Aber sowohl bei Holzkamp als auch bei Foucault bleibt der Prozess unsichtbar: wie wird sich ein Mensch seiner ‚restriktiven Denkweisen und Praxen' bewusst? Holzkamp deutet an, dass der Widerspruch einer ‚selbstfeindlichen' Lebensweise letztlich unerträglich wird und damit der Druck entsteht über bestimmte Zustände zu reflektieren (vgl. a.a.O.). Aber ist das so? Muss es nur allen schlecht genug gehen, dass sich Widerstand regt, bzw. der Wille, nicht regiert zu werden? Und kommt automatisch eine Kritik an den kapitalistischen Verhältnissen zum Vorschein?
Meines Erachtens ist hier ein Konzept der „Orientierung" unerlässlich.

4.1.3 Das Konzept der Orientierung bei anderen Vertretern der Kritischen Psychologie

Kritische Psychologen/innen, vor allem Forscher/innen im Umfeld des Kritischen Psychologen Josef Held, haben Konzepte zu Orientierung entwickelt. Theoretischer Hintergrund war die Auseinandersetzung innerhalb der Kritischen Psychologie mit dem sozialpsychologischen Konzept der ‚Einstellung'. Morus Markard hat Mitte der 1980er Jahre dieses Einstellungskonzept als unbrauchbar zurückgewiesen, da es die gesellschaftlichen Verhältnisse ausklammert und die subjektive Einstellung nur als eine neutrale Meinung darstellt (vgl. Markard 1984). Aber es gab auch praktische Gründe sich mit dem Thema ‚Orientierungen' auseinanderzusetzen: als Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre zum einen rechtsextreme Parteien in verschiedenen Landtagen erfolgreich einzogen und zum anderen rechtsextremistische Straftaten – insbesondere von Jugendlichen begangen – enorm anstiegen (vgl. Merten 2005), wurde bei Sozialwissenschaftler/innen über politische Orientierungen bei Jugendlichen diskutiert. Athanasios Marvakis und Josef Held entwickelten Konzepte zur „Orientierung im gesellschaftlichen Raum" (Marvakis 1996, 14) – als Voraussetzung für die Ausbildung einer wie auch immer gearteten politischen Orientierung. Diese Begriffsentwicklung geschah im Zusammenhang mit mehreren durchgeführten Studien (vgl. u.a. Bibouche and Held 2002; Held 1994; Marvakis 1996).
In der IG-Metall Jugendstudie haben Seddik Bibouche und Josef Held neue Orientierungen und Engagementformen junger Arbeitnehmer/innen erforscht. Theoretisch gehen sie davon aus, dass Orientierung eine wesentliche Voraussetzung von Handeln ist – ein grundlegender Teil im ‚Handlungsgesamt' (vgl. Bibouche and Held 2002, 225; Marvakis 1996, 23). Dabei beziehen sich Bibouche und Held auf Holzkamps Handlungskonzept: Handeln als Lebenstätigkeit des Menschen, für das er ‚je subjektive

Gründe‘ hat, dessen Zielausrichtung subjekthaftaktiv ist, für das er aber gerade aufgrund seines inneren *Begründungsdiskurses* verantwortlich ist (vgl. Holzkamp 1986, 381; 1996, 60f.)

An dieser Stelle formulieren Bibouche und Held folgende Grundannahme: „Die gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungsstrukturen, also die gesellschaftlichen Vorgaben, ‚wirken‘ nicht unmittelbar auf das Handeln, sondern sie gehen über die sozialen Repräsentationen in die subjektiven Begründungen ein, werden also vom Subjekt jeweils spezifisch wahrgenommen, überdacht, gewertet und interpretiert, sie erhalten eine subjektive Bedeutung. In diesem Sinn wird aus der Handlungstheorie und dem darin enthaltenen Orientierungskonzept ein subjektwissenschaftliches Grundkonzept.“ (Bibouche and Held 2002, 226)

Josef Held beschreibt das Orientierungskonzept ausführlicher in seinem Buch über „Praxisorientierte Jugendforschung“. Orientierung an sich spielt in der hiesigen und amerikanischen Sozialpsychologie kaum eine Rolle. Es gibt auch keine Konzepte zu „Orientierung im ‚gesellschaftlichen Raum‘“ (Held 1994, 50). Phänomene wie Rassismus, Autoritarismus, Nationalismus etc. werden in der Sozialpsychologie als ‚Einstellungen‘ oder ‚Vorurteile‘ behandelt – Termini, die für Held zu kurz greifen. Denn auf diese Weise wird nicht abgebildet, dass Vorurteile immer ein bestimmtes angebotenes Interpretationsmuster widerspiegeln, diese letztlich Teil eines umfassenden Orientierungssystems sind, einschließlich eines spezifischen Menschen- und Weltbilds (50f.).

Held hat sich daraufhin anderen Psychologieforschungen zugewendet und wurde in Osteuropa fündig: insbesondere Vertreter der Kulturhistorischen Schule – vor allem die Psychologen Alexei N. Leontjew und Pjotr J. Galperin – haben theoretisch zu Orientierung und Orientierungsgrundlagen gearbeitet. Auch der georgische Psychologe Dimitri Uznadze lieferte entscheidende Anregungen für die Entwicklung einer wissenschaftlichen Kategorie ›Orientierung‹. Wesentlicher Aspekt des Orientierungskonzepts ist, dass es sich um „Orientierung in der Welt“ handelt – sprich um Orientierung innerhalb gesellschaftlich angebotener Bedeutungsstrukturen (52). Dabei unterscheidet Held drei Formen, die aufeinander aufbauen.

Zum einen wird Orientierung als ‚*explorative Tätigkeit*‘ gefasst. Damit wird die grundlegende Orientierungstätigkeit beschrieben, die Motivation und die Neugier, die Welt zu ergründen. Ausgangspunkt der Überlegungen ist der von Pawlow beschriebene ‚Orientierungsreflex‘, mit dem Organismen auf Reize aus der Umgebung spezifisch und unspezifisch reagieren. Diese Orientierungstätigkeit ist nach Pawlow im Zuge der Evolution sehr entscheidend für die Verhaltensentwicklung des Menschen (aber auch anderer Organismen) gewesen. Im Zusammenhang mit dem hier entwickelten Orientierungsbegriff, ist der Augenmerk darauf zu richten, dass man als Mensch immer in ein bestimmtes gesellschaftliches Setting hineingeboren wird. Sprich – er/sie ist mit spezifischen Orientierungsangeboten und damit zusammenhängenden Handlungsaufforderungen konfrontiert, die er/sie erkunden muss und zu denen er/sie sich in bestimmter Weise verhalten, eine tätige Beziehung aufbauen muss. Dieser Prozess führt zur Herausbildung eines bestimmten individuellen (sich im Lauf des Lebens wandelnden) *Orientierungsstils* (53f.).

Dies führt zur zweiten Komponente: „*Orientierung als innere Ausrichtung und Haltung*“ (54). Mit diesem Aspekt des Orientierungskonzepts lassen sich vorbewusste innere Haltungen erfassen. Es geht nicht um Persönlichkeitseigenschaften, sondern um Einstellungen, die durch bestimmte äußerliche oder innerliche, mehrfach wiederholte Tätigkeiten zu einer bestimmten inneren Ausrichtung führen (Uznadze-Effekt)[21] (54f.). Folgender Aspekt lässt sich hier ergänzen: Handlungen stellen – wie Marvakis mit Bezug auf Gerhard Kaminski erörtert – eine spezifische „Form der *theoretischen Integration*“ dar (Kaminski in Marvakis 1996, 22). Wenn man Handeln als zielorientierten Prozess versteht, dann braucht die handelnde Person immer eine bestimmte Vorstellung, eine Antizipation dessen, welcher Zielzustand erreicht werden soll (ebd.). Das bedeutet hier, dass eine bestimmte Repräsentation bereits verfügbar sein muss – und diese Repräsentationen sind im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext vielfach vorhanden. Auch die einfachsten alltäglichen Dinge, die man sich im Laufe seines Lebens aneignet, wie Ankleiden, Mahlzeiten, Körperpflege usw. beruhen letztlich auf einer Auseinandersetzung mit bestimmten kulturellen, sozialen Setzungen. Jedes Mal findet eine ‚theoretische‘ Auseinandersetzung statt, je nach Geläufigkeit oder Häufigkeit einer Handlung mehr oder weniger bewusst. Darüber hinaus trifft man in seinem sozialen Nahraum auf unterschiedliche Orientierungsstile, Einstellungen, Umgangsformen etc. – ganz abgesehen von den jeweils hegemonialen Diskursen. Wesentlich sind auch die Repräsentationen, die sich aus Hoffnungen, Träumen oder Vorstellungen vom ‚eigentlichen Leben‘ (Holzkamp) entstehen. Aufgrund bestimmter Eindrücke, dramatischer Erlebnisse bzw. aufgrund des ganz normalen, alltäglichen ‚Wahnsinns‘ kommt es zu *generalisierten inneren Haltungen*, wie z.B. eine zum Leben offene Einstellung oder gegenteilig – wie Ute Osterkamp einmal herausgearbeitet hat – eine ‚defensive Lebenshaltung‘ (vgl. Held 1994, 55). Rassistische Vorurteile aber auch Geschlechterstereotype lassen sich mit dieser Orientierungsform als ‚*Einstellungstäuschungen*‘ fassen. Sie bieten letztlich in komplexen, widersprüchlichen oder befremdenden Situationen kontinuierliche Handlungsmuster. Jeder Mensch wird im Laufe seines Lebens zu verschiedenen Aspekten seiner Lebensführung unterschiedliche Einstellungen entwickeln, die aber nicht beliebig heterogen sind, sondern – je nachdem welche Vorstellung jemand von sich selbst hat – lassen sich diese im sich entwickelnden *sozialen Ich* bündeln (ebd.).

Das *soziale Ich* – so die Annahme – entwickelt im Lebensverlauf eine spezifische *Orientierungsgrundlage*. Dies ist die dritte Komponente des hier beschriebenen Orientierungskonzepts – „*Orientierung als inneres Schema*“ (55): „Die Bildung der *Orientierungsgrundlage (OG) als ein inneres Schema* geht der Ausführung einer Handlung voraus und ermöglicht sie erst, die Kontrollphase der Handlung wirkt auf sie zurück. Die Orientierungsgrundlage besteht nicht nur aus Vorstellungen über die Struktur eines Gegenstands, sondern auch über den Zusammenhang, in den ein bestimmter Gegenstand eingeordnet werden kann (…).“ (56) Letztlich sei die Orientierungsgrundlage eine Art ‚Brenn-

[21] Diese Überlegungen gehen auf den georgischen Psychologen Uznadze zurück, der Anfang der 1920er Jahre zu Sinnestäuschungen geforscht hat. Er hat den ‚*Einstellungseffekt*‘ beschrieben, der sich einstellt, wenn man bestimmte Tätigkeiten mehrfach hintereinander wiederholt – beispielsweise wenn man mehrmals ein schweres Gewicht hochgehoben hat und dann ein leichteres, kommt es einem im Verhältnis viel leichter vor (vgl. Held 1994, 54).

glas‘, das den Orientierungsprozess und die jeweiligen Handlungen bündelt. Es lässt sich zwischen einer *allgemeinen* und einer *konkreten* Orientierungsgrundlage unterscheiden: die allgemeine OG gründet auf den Normen und Werten, dem Menschen- und Weltbild der jeweiligen Person. Sie stellt letztlich die Begriffe, Deutungsschemata bereit. Die konkrete OG erarbeitet sich auf dieser Basis (ebd.).

Wenn Orientierungen als Teil der Lebensführung verstanden werden, lassen sich im Anschluss an das hier vorgestellte Lebensführungskonzept folgende Dinge feststellen: Orientierungen sind immer kontextabhängig. Es handelt sich nicht um einen autonomen Subjektprozess. ‚Gesellschaftliche Orientierungsangebote‘ stellen ein vielfältiges und oft äußerst widersprüchliches Abhängigkeitsnetz dar. Dennoch wirken die gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen bzw. die jeweiligen hegemonialen Diskurse nicht deterministisch auf das um Orientierung ringende Subjekt. Der jeweilige subjektive *Begründungsdiskurs* (Holzkamp) ist letztlich eine Art *Orientierungsprozess*, bei dem eine Auseinandersetzung zwischen der subjektiven Orientierungsgrundlage (OG), den jeweiligen Interessen und Bedürfnissen, als auch den konkreten Bedingungen stattfindet. Daher sind die handlungsrelevanten Orientierungen für das Subjekt immer *subjektiv funktional* (vgl. Held 1994, 58f.).
Orientierung kann demnach als ein *subjektiver Prozess* verstanden werden, unter kognitiven Bedingungen, den jeweiligen Emotionen und dem Handeln. Orientierung ist aber vor allem ein *sozialer Prozess*: er findet über den sozialen Austausch statt (59).

4.1.4 Reproduktive versus überschreitende Orientierungstätigkeit

Marvakis und Held haben beide herausgearbeitet, dass sich die Orientierungstätigkeit aufgrund der gesellschaftlichen Verhältnisse immer widersprüchlich gestaltet. Sie gehen davon aus, dass – in Anlehnung an Holzkamps Überlegungen bezüglich der ›restriktiven‹ versus ›verallgemeinerten Handlungsfähigkeit‹ – sich auch die Orientierungstätigkeit in diesem Spannungsfeld bewegt (vgl. Held 1994, 58; Marvakis 1996, 46f.). An dieser Stelle wird bewusst das Orientierungskonzept mit Holzkamps Konzept der Handlungsfähigkeit verknüpft, wobei Marvakis anstelle von ›restriktiver‹ bzw. ›verallgemeinerter‹ Orientierungstätigkeit die Begriffe ›reproduktiv‹ und ›überschreitende‹ verwendet. Der Bezug zu Ernst Bloch liegt auf der Hand: „Denken heißt Überschreiten“ (Bloch 1985, 2): „Orientierung in gesellschaftlichen Verhältnissen bedeutet immer zweierlei: a) Orientierung an gesellschaftlichen Vorgaben und damit Re-produktion vorhandener Verhältnisse; b) Orientierung in Überschreitung der vorgegebenen/vorherrschenden Vorgaben.“ (Marvakis 1996, 47) Aufgrund der sehr spezifischen Vorstellung von Klaus Holzkamp bezüglich der Bedeutung von ›restriktiver‹ versus ›verallgemeinerter‹ Handlungsfähigkeit (vgl. Holzkamp 1990, 35-45; siehe auch Kap. 2.2), soll im weiteren Verlauf Marvakis Begrifflichkeiten verwendet werden. Das Konzept der ›verallgemeinerten‹ Handlungsfähigkeit beinhaltet die Idee, zusammen *mit anderen* in einem Prozess der sozialen Selbstver-

ständigung die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern/überschreiten (vgl. Osterkamp 2003, 182). Orientierungstätigkeit ist zwar ein Aspekt der Handlungsfähigkeit, aber sie führt nicht automatisch zu einer konkreten Handlung. Gerade in Bezug auf die interviewten Frauen, braucht es den Blick auf die kleinen Orientierungsbewegungen, das Unbehagen im Denken, die Gedankenwirbel am Grund. Das Spannungsfeld Orientierung in Reproduktion gesellschaftlicher Vorgaben und Orientierung in Überschreitung dieser kann auch die Orientierungstätigkeit fassen, die im *inneren Sprechen* stattfindet, die innere Auseinandersetzung mit Anforderungen, die an einen herangetragen werden, mit den eigenen Wünschen und Träumen (vgl. Holzkamp 1996, 61ff.).

Die Frage ist nun, was innerhalb des hier aufgespannten theoretischen Rahmens dieser Arbeit eine ›*reproduktive Orientierungstätigkeit*‹ bedeutet.
In ihrem Lebensführungskonzept hat die Tübinger Forschungsgruppe folgenden Grundkonflikt herausgearbeitet (vgl. Held et al. 2011, 22ff.; Kap. 2.1): einerseits strebt das Subjekt nach Autonomie, es ist auf der Suche nach größtmöglicher *Selbstbestimmung* – ein spezifisches Element im Selbstverständnis des modernen Subjekts in den hiesigen gesellschaftlichen Formationen. Andererseits ergeben sich durch die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsformation starke Anforderungen, die sich als markante Momente der *Fremdbestimmung* in der Lebensführung niederschlagen. Der Prozess der Individualisierung – so die weiterführende Annahme – ist in unserer Gesellschaft „zu einem institutionalisierten Erwartungsmuster der sozialen Reproduktion geworden“ (Honneth 2002, 146). In diesem Moment der *Autonomieanforderung* wird von einem erwartet, gemäß seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten sich weiterzuentwickeln, seine Chancen zu nutzen, den Erfolg von der Straße aufzuklauben, mithilfe der Mittel und Werkzeuge, die einem durch die schillernde Konsumwelt zur Verfügung gestellt werden. Dies kann Gefühle der *Überforderung* hervorbringen. Denn die Vielfalt der Möglichkeiten zwingt einen dazu, Entscheidungen zu treffen, treffen zu müssen. Je nach Lebenssituation gestaltet sich dieses Spannungsfeld in anderer Weise. Diese widersprüchliche Konstellation lässt sich mit Hanna Meissners Worten zuspitzen: Autonomie erscheint zum einen als ‚historisch-kulturelle Konstruktion‘, „zugleich ist sie eine Bedingung ›unserer‹ Existenz als Subjekte: ›Wir‹ *sind* diese Konstruktion“ (Meißner 2010, 13f.).
Dieses ‚institutionalisierte Erwartungsmuster‘, wie Honneth es genannt hat, lässt sich als eine Facette der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ einfangen, die Foucault in seinen Studien zur „Geschichte der Gouvernementalität“ herausgearbeitet hat (vgl. Kap. 3.2). Diese Form der Regierungskunst knüpft in geschickter Weise an dem grundlegenden menschlichen Bedürfnis nach Autonomie und Selbstbestimmung an und schafft mittels eines ganzen Netzes von speziellen Sicherheitstechnologien einen Möglichkeitsraum, der den Individuen die Nachricht vermittelt: „Ich werde dir die Möglichkeit zur Freiheit bereitstellen. Ich werde es so einrichten, daß du frei bist, frei zu sein“ (GG II, 97). Diese Freiheit drückt sich unter anderem in Meinungs- und Ausdrucksfreiheit aus. Aber eben auch in der Frei-

heit des Marktes, in der Freiheit des Eigentumsrechts etc. – sprich allen Aspekten, die der Neoliberalismus als dominante politische Ökonomietheorie mit ins Feld führt (ebd.).

Der wesentliche Mechanismus der Sicherheitstechnologien liegt darin, die Bildung von Selbsttechnologien anzuregen. Damit wirken sie indirekt auf die Handlungs- und hier die Orientierungstätigkeit der Subjekte (vgl. Ludwig 2011, 110). Das Spezifische der Regierungstätigkeit der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ liegt darin, dass sie das ‚Selbst' aktivieren möchte: „im Prozess der Subjektkonstitution" (re-)produzieren die Individuen sowohl sich selbst, als auch die jeweiligen Machtstrukturen – wenn auch nie als reine Kopie, sondern immer als Neuinterpretationen, als Ab- und Umwandlungen, als Modifikationen (ebd.).

Eine Facette ›reproduktiver Orientierungstätigkeit‹, welche dieser liberalen Gouvernementalität entspricht, hat die Tübinger Forschungsgruppe als ‚*Ich-Orientierung*' bezeichnet. Es handelt sich um eine ‚*internale Kontrollüberzeugung*', welche die Eigenverantwortlichkeit sowohl für die berufliche Lebensplanung als auch für den gesamten Lebenslauf betont. Vorstellungen, dass ein anderer Akteur, wie z.B. der Staat oder ein Kollektiv, Funktionen sozialer Absicherungen übernimmt, werden eher abgelehnt. Dementsprechend werden soziale Schieflagen, ungerechte Strukturen in einer Gesellschaft ausgeblendet. Karriere und berufliches Weiterkommen nehmen einen wichtigen Stellenwert ein (vgl. Held et al. 2011, 82ff.). Diese Form der Orientierung ist im Grunde das Äquivalent zur liberalen Gouvernementalität, die Foucault an das Aufkommen des Neoliberalismus knüpft. Der *homo oeconomicus*, der „als Unternehmer seiner selbst" sich immer beschäftigungsfähig hält und durch Konsum die Sättigung seiner Bedürfnisse produziert (GG II, 314f.), wird zu einem Raster, zu einer „Kontaktfläche zwischen dem Individuum und der Macht, die auf es ausgeübt wird" (ebd. 349). Die von Foucault Ende der 1970er Jahre formulierten Thesen erinnern an das hierzulande in den vergangenen Jahren von Arbeitssoziologen/innen formulierte Konzept des »Arbeitskraftunternehmers«[22], mit dem ein bestimmter Wandel von Beschäftigungsverhältnissen beschrieben wird, die Prozesse zunehmender ›Selbstkontrolle‹, ›Selbstökonomisierung‹ und ›Selbstrationalisierung‹ als Anforderung für große Gruppen von Beschäftigten vor allem im industriellen und im Dienstleistungssektor umfassen (vgl. u.a. Voß 2007, 97ff.; Kap. 2.1). Das Janusgesicht dieser Selbsttechnologie ist, dass es dem Bedürfnis von Beschäftigten nach selbstbestimmtem Arbeiten und Leben entgegenkommt. Diesen Freiheitsgewinn gibt es jedoch häufig zum Preis von Selbstunterwerfung und Selbstausbeutung. Unternehmerisches Denken, Flexibilitäts- und Effizienzanschauungen werden in die Orientierungsgrundlage eingebettet; sich ergebende Probleme sind individuell zu lösen (vgl. Candeias 2007b, 50; Dörre 2009, 48).

Für die Entfaltung einer ›*reproduktiven Orientierungstätigkeit*‹ ist darüber hinaus wesentlich, welche Vorstellung von ‚Normalität' in der jeweiligen Ausformung der Gouvernementalität hegemonial ist. Dies hat in besonderer Weise Auswirkungen auf die Übersetzung der Regierungstechniken in Selbsttechnologien (vgl. Ludwig 2011, 145). Stuart Hall hat dies mit „einer inneren Landkarte des Subjekts" umschrieben, den „innere(n) Mechanismen der Zustimmung zur Norm" (Hall 2004, 182). Diese

[22] Allerdings – soweit der Autorin bekannt – ohne sich explizit auf Foucault zu beziehen.

Selbsttechnologien wenden Individuen an, um ihre Lebensführung der „Idee eines ›normalen Lebens‹“ anzunähern (Ludwig 2011, 145). Damit sind all jene Orientierungsgrundlagen gemeint, mittels denen versucht wird, sich innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse einzurichten: ein festes Beschäftigungsverhältnis haben, das einem ein Leben in Sicherheit und (standesgemäßem) Konsum ermöglicht; altersgemäße soziale Beziehungen führen (z.B. eine heterosexuelle auf Dauer angelegte Paarbeziehung; evtl. Familiengründung); in einer Wohnung leben, deren Einrichtung individuellen Geschmack ausdrückt, aber sich dennoch im Rahmen des gerade Modernen bewegt; etwas für die finanzielle Absicherung im Alter getan haben; seinen eigenen Körper pflegen, Sport treiben, sich modern kleiden; am Sonntag Tatort schauen. ‚Normalität' ist hierbei jedoch nicht als ein homogenes Konzept zu verstehen. Es existieren vielfältige ‚Normalitäten' nebeneinander. Anhand von Forschungsergebnissen z.B. aus der Arbeitssoziologie lassen sich solche Normalitätsvorstellungen herausarbeiten. Forscher/innen um den Arbeitssoziologen Michael Vester haben akribisch mittels Bourdieus Konzepts des sozialen Raums verschiedene soziale Milieus anhand von Berufsfeldern herausgearbeitet und erforscht. Jedes Berufsmilieu nimmt im gesellschaftlichen Feld eine bestimmte Position ein, verbunden mit ähnlichen Vorstellungen zur Lebensführung, Berufs- und Arbeitsauffassungen, Geschmacksvorlieben (vgl. Vester, Teiwes-Kügler, and Lange-Vester 2007, 31ff.). „Im Alltag erfolgt die soziale Orientierung vorzugsweise auf der symbolischen Ebene, d. h. über Abgrenzungen des Geschmacks und der Moral.“ (36) Wesentliches Element der liberalen Gouvernementalität ist daher, dass eine Bandbreite an verschiedenen, zum Teil sich widersprechenden Normalitäten ermöglicht werden, dass sich die jeweilige Gouvernementalität und Regierungstätigkeiten „aus heterogenen Wissensformen und Deutungsmustern speisen, die in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und von heterogenen gesellschaftlichen Gruppen artikuliert werden“ (Ludwig 2011, 147). Daher sind diese ‚Normalitäten' auch ständig im Wandel: Veränderungen in den verschiedenen gesellschaftlichen Strukturen, insbesondere in den Produktionsverhältnissen, wirken sich auf die verschiedenen Milieus aus und damit auch letztlich auf die Vorstellungen, was ‚normal' ist. Das, was man beispielsweise in den 1950er Jahren als ‚normale' Mittelschicht Kleinfamilie bezeichnet hat, mit den dazugehörigen Praxen, Geschlechterrollen etc. stellt sich heute in anderer Weise dar (vgl. auch Kap. 5.1). Dieser Wandel ist jedoch nicht als Einbahnstraße zu verstehen. Es kommt immer darauf an, wie die Subjekte mit den jeweiligen ‚*Anrufungen*' (Althusser) umgehen – wie sie in ihrem subjektiven ‚*Begründungsdiskurs*' (Holzkamp) die jeweiligen Diskurse und Praxen für *sich artikulieren* (vgl. auch Hall 2004, 183).

Innerhalb dieser liberalen Gouvernementalität zeichnen sich für die Lebensführung und die dafür notwendige Orientierungstätigkeit vielfältige Widerspruchslinien ab. Eine der zentralen Widerspruchslinien liegt darin, dass das Freiheitsversprechen der liberalen Gouvernementalität für immer mehr Menschen nicht mehr greifbar ist. Profitierten in den 1970er Jahren noch viele Lohnabhängige in Westeuropa vom „sozialen Kompromiss des Industriekapitalismus“ (Castel 2009, 21) – womit weitgehend gesicherte Beschäftigungsverhältnisse und vor allem die staatlichen sozialen Sicherungssysteme gemeint sind – sind diese Strukturen kollektiver Absicherung durch eine Entwicklung der Entkollektivie-

rung und Re-Individualisierung brüchig geworden (23ff.). Die historisch wichtigen Diskussionen um kürzere Arbeitszeiten wurden durch Erstarken der neoliberalen Wirtschaftsweise gestoppt und letztlich ins Gegenteil gedreht: sie gehören seit langem der Vergangenheit an (vgl. u.a. Connell 2009, 30). Damit wächst auch der Druck auf die Reproduktionssphäre: die Flexibilisierungsansprüche und der Leistungsdruck in der Erwerbssphäre steigen, seit Jahren findet eine Reallohnsenkung statt. Gleichzeitig ist die „soziale Reproduktion in der Krise" (Winker): Öffentliche Dienstleistungen werden gekürzt – als notwendige ‚Sparmaßnahmen' verbrämt – was das System öffentlicher Daseinsfürsorge durchlöchert. Damit werden immer mehr Sorge-, Erziehungs- und Pflegeaufgaben in die Privatsphäre, in die Familien hineinverlagert. Dies führt – gerade für Frauen mit Sorgeverpflichtungen – zu steigendem Druck in der Lebensführung und damit zu Überlastung und Überbeanspruchung (vgl. Haug 2011, 359f.; Winker 2011, 336ff.; 2012).

Dies sind nicht die einzigen Widerspruchslinien: entlang der Strukturkategorien Geschlecht, Klasse und ‚Rasse' ließen sich weitere Überkreuzungen verschiedener Widerspruchslinien finden, an denen sich Ungleichheit und Ausgrenzung kristallisieren (vgl. Klinger 2003, 24ff.).

Wie gehen nun Menschen mit diesen Widersprüchen in ihrer Lebensführung und den damit verbundenen Anforderungen um? Natürlich ist es letzten Endes eine Frage nach *Formen von Bewältigungshandeln*. Innerhalb des Angebots an Selbsttechnologien der liberalen Gouvernementalität befindet sich diesbezüglich eine unglaubliche Schwemme an Ratgebern zu Selbst-Management-Techniken, die das Versprechen beinhalten, dass man den Alltag, die Lebensführung durch schlichtes Zeitmanagement, Arbeitsorganisation, Stressbewältigung viel besser, vor allem effizienter in den Griff bekommt (vgl. Bröckling 2000, 153ff.). Daneben wetteifern Angebote für Praktiken der ‚Selbstsorge' um zahlungskräftige Nutzer/innen: Yoga-Zentren, Fitness-Center, Hotels für Kurzurlaube mit Wellness- und Spa-Bereiche etc. Sie liefern Selbsttechnologien, die sich auf den Körper richten, um diesen für die alltäglichen Anforderungen fit zu halten. Diese Auswahl an Praktiken ist eine Facette der Bandbreite an Orientierungsangeboten einer *›reproduktiven Orientierungstätigkeit‹*. Dies soll hier nicht beanstandet werden. Diese Praktiken sind für viele zunächst tatsächlich eine Hilfe den Alltag zu bewältigen. Aber sie bewegen sich eben *in* den gesellschaftlichen Verhältnissen, lassen die widersprüchlich-komplexe Realität verschleiert. Im Zusammenhang einer liberalen Gouvernementalität zielen sie vor allem auf eine *individuelle Lösung* vorhandener Lebensprobleme.

Wie lässt sich nun eine *›überschreitende Orientierungstätigkeit‹* denken? Was bedeutet sich im Denken abzusetzen? Was heißt es, sich den Regierungskünsten zu widersetzen?

Foucault hat diese Frage in einem 1978 gehaltenen Vortrag mit dem Titel „Was ist Kritik?" ins Zentrum gestellt (vgl. Foucault 1992). In dieser Zeit hielt er die Vorlesungen zur „Geschichte der Gouvernementalität", deren erster Teil sich intensiv mit der Entfaltung der Regierungskünste in Europa seit dem 16. Jahrhundert befasst (vgl. GG I). In seinem Vortrag arbeitet er heraus, dass dies jedoch zugleich das ‚Gegenstück', ‚Partnerin' und ‚Widersacherin' zu den Regierungskünsten auf den Plan

gerufen hat: „eine moralische und politische Haltung, eine Denkungsart, welche ich nenne: die Kunst nicht regiert zu werden bzw. die Kunst nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden." (Foucault 1992, 12) Foucault arbeitet verschiedene Ebenen heraus, auf denen Kritik geübt wurde. Er sieht den ‚Entstehungsherd' im Beziehungsgeflecht zwischen Macht, Wahrheit und Subjekt: „Wenn es sich bei der Regierungsintensivierung darum handelt, in einer sozialen Praxis die Individuen zu unterwerfen – und zwar durch Machtmechanismen, die sich auf Wahrheit berufen, dann würde ich sagen, ist die Kritik die Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin. Dann ist die Kritik die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit. In dem Spiel, das man die Politik der Wahrheit nennen könnte, hätte die Kritik die Funktion der *Entunterwerfung*." (15; Hervorhebung: L.B.) Mit Foucault ließe sich demzufolge ein Aspekt der ›überschreitenden Orientierungstätigkeit‹ denken: es ist der Moment des sich Wehrens gegen das scheinbar Selbstverständliche; dass Anforderungen infrage gestellt werden, einschließlich der Wahrheitsdiskurse, die einem von allen Seiten entgegenschallen. Das können Diskurse über Gesellschaftsverhältnisse sein aber auch Diskurse, die einen ganz subjektiv betreffen, wie Judith Butler es in einem Essay über Foucaults Vortrag „Was ist Kritik?" formuliert: „Wer gilt als Person? Was gilt als kohärente Geschlechterzugehörigkeit? Wer ist als Bürger qualifiziert? Wessen Welt ist als reale legitimiert? Subjektiv fragen wir: Wer kann ich in einer Welt werden, in der die Bedeutungen und Grenzen des Subjekt-seins für mich schon festgelegt sind? Welche Normen schränken mich ein, wenn ich zu fragen beginne, wer ich werden kann?" (Butler 2001)

Am Anfang steht eine Art diffuses Unbehagen (vgl. Billmann and Held 2011, 138f.): das Unbehagen, das auftritt, wenn die Anforderungen an einen, die Diskurse, die einen umgeben massiv den eigenen Vorstellungen eines ‚eigentlichen Lebens' (Holzkamp) entgegenstehen. Das Gefühl des Unbehagens kann umschlagen zu Wut und Empörung[23]. In der deutschen Übersetzung von Albert Camus' Essayband „Der Mensch in der Revolte" heißt es gar: „Ich empöre mich, also sind wir." (Camus 2006, 31)[24] Diese Emotionen sind ein wesentliches Moment im Orientierungsgesamt.

Was in Holzkamps Konzeption der Verallgemeinerten Handlungsfähigkeit (aber auch in „Sinnliche Erkenntnis") im Zentrum steht, ist das Begreifen der jeweiligen gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen, mit denen man sich konfrontiert sieht, einschließlich der eigenen Involviertheit in diese restriktiven Praxen, der jeweiligen Denkweisen und deren selbstschädigender Charakter (vgl. Holzkamp 1990). Holzkamp geht es „um die Aufschlüsselung »je meiner« widersprüchlich-restriktiven Handlungsbegründungen" (36). In Foucaults Terminologie wäre das der Moment, in dem man sich der Selbsttechnologien bewusst wird: dass die Art und Weise wie man seinen Alltag bewältigt, vor allem anderen (Macht-) Interessen dient und nicht den eigenen. In Bezug auf den ‚Willen, nicht dermaßen

[23] Stéphane Hessel beschreibt mit seiner Schrift „Empört Euch!" (2011), dass die Empörung das Grundgefühl und Handlungsmotiv der Résistance war und ruft die junge europäische Generation dazu auf, ihre jeweiligen Gründe für ihre Empörung zu suchen (13ff.).

[24] Wenn es sich hierbei auch um eine etwas müde Übersetzung des Originalsatzes handelt; der lautet: „Je me révolte donc nous sommes."

regiert zu werden‘ wäre die ‚doppelte Aufgabe‘ des/der Kritikers/in, herauszuarbeiten, wie Macht und Wissen Hand in Hand arbeiten, um die Bedingungen für die Akzeptanz einer bestimmten (Welt-) Ordnung zu schaffen (vgl. Butler 2001; Foucault 1992, 33). Zweitens wäre die Aufgabe auf die bereits vorhandenen gesellschaftlichen Bruchstellen hinzuweisen. Denn beim Versuch die Akzeptanzbedingungen eines Systems durchzusetzen, tauchen immer Schwierigkeiten auf (vgl. Foucault 1992, 34f.). Foucault hegt jedoch großes Misstrauen hinsichtlich der Vorstellung, man könne sich aus Machtverhältnissen – welcher Art auch immer – befreien. Er lehnt den Gedanken ab, dass es ein Wesen gibt, „eine Natur des Menschen …, die sich infolge einer Reihe historischer, ökonomischer und sozialer Prozesse in und durch Repressionsmechanismen entfremdet und eingesperrt wird“ (Foucault [1982] 2005, 877). Ihn interessieren eher die ‚Praktiken der Freiheit‘, die Suche nach ihnen und deren Definition. Manchmal braucht es dessen ungeachtet tatsächlich zunächst einen Befreiungsprozess, um die Voraussetzungen für die Suche nach Praktiken der Freiheit zu schaffen, aber der Prozess an sich reicht nicht aus (877f.).

Welchen Stellenwert man einem wie auch immer gearteten Befreiungsprozess beimessen möchte, für eine ‚*überschreitende Orientierungstätigkeit*‘ braucht es in jedem Fall die Reflexion der (gesellschaftlichen) Situation, um das Überschreiten im Denken zu ermöglichen. Der südamerikanische Pädagoge Paulo Freire hat sich in seinem Werk „Pädagogik der Unterdrückten“ mit solchen Prozessen auseinandergesetzt. Jede Gesellschaft hat ihre Themen, ihre ‚Grenzsituationen‘, wie Freire das nennt, die es zu benennen gilt. Ihn interessiert in besonderem Maße das Verhältnis der ‚Objekt‘-Gesellschaften (der so genannten ‚Dritten Welt‘) gegenüber den ‚Weltmacht‘-Gesellschaften und die Frage nach dem ‚unterdrückten Bewusstsein‘ der Menschen in den erstgenannten Gesellschaften. Um die undurchdringliche und abgeschlossene Wirklichkeit zu begreifen braucht es eine Art der ‚Dekodierung‘ der Situation. Diesen Prozess nennt er ‚*conscientização*‘ – das mit ‚Bewusstwerdung‘ übersetzt werden kann (vgl. Freire 1998, 78-91). „Menschen finden sich als Wesen ‚in einer Situation‘, in zeitlich-räumlichen Bedingungen verwurzelt, die sie kennzeichnen und von denen sie auch gekennzeichnet werden. Sie neigen dazu, auf ihre eigene ‚Situationalität‘ in dem Maß zu reflektieren, in dem sie von ihr dazu herausgefordert sind, an ihr zu handeln. Menschen *sind*, weil sie *in einer Situation sind*. Und sie werden mehr sein, je mehr sie nicht nur kritisch auf ihre Existenz reflektieren, sondern kritisch an ihr handeln.“ (91)

Paulo Freire geht davon aus, dass durch Orientierung und kritische Reflexion der Situation, in der man lebt, die Erkenntnis gewonnen werden kann, dass man nicht in einer abgeschlossenen Welt lebt, dass Situationen beeinflussbar sind durch einen selbst. Durch diese Reflexion, die Bewusstwerdung, die ‚*conscientização*‘ können Menschen aus ihrer Überflutung herauftauchen und haben dadurch die Chance, in ihre Wirklichkeit einzugreifen: „Conscientização ist gleichbedeutend damit, die Haltung des Wahrnehmens zu vertiefen, die allem Auftauchen eigentümlich ist.“ (91)

Um die eigene Situation – eingebettet in die je relevanten gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen/Diskurse – aufbrechen zu können, braucht es neben dem Gefühl des Unbehagens und der Wut,

die Sehnsucht nach dem ‚*eigentlichen Leben*', das was man sich vom Leben wünscht und erhofft, das Streben nach Glück oder nach einem Mehr an Autonomie. Holzkamp betont, dass jede/r eine andere, ganz eigene individuelle Vorstellung vom ‚eigentlichen Leben' hat. Der Terminus verweist nur auf die spezifische Leerstelle innerhalb der alltäglichen Lebensführung (vgl. Holzkamp 1995, 845). Daher hängen das Gefühl der Hoffnung und die ‚überschreitende Orientierungstätigkeit' eng zusammen. Ernst Bloch hat dies zum ‚Prinzip' erhoben: „Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen. Seine Arbeit entsagt nicht, sie ist ins Gelingen verliebt statt ins Scheitern. (…) Wie reich wurde allzeit davon geträumt, vom besseren Leben geträumt." (Bloch 1985, 1)

‚*Überschreitende Orientierungstätigkeit*' – so lässt sich zusammenfassen – basiert auf der Beziehung folgender psychischer Aspekte: Es braucht zum einen auf einer *emotionalen Ebene* die Dialektik zwischen den Gefühlen des Unbehagens, der Wut, der Empörung einerseits und die Sehnsucht nach dem ‚*eigentlichen Leben*' und die Hoffnung darauf andererseits. Eine zentrale Emotion ist die *Angst*, denn schließlich können die Lebensbedingungen derart die eigenen Ressourcen beanspruchen, dass die Gefahr besteht, die Kontrolle über wesentliche Aspekte der Lebensführung zu verlieren (vgl. Held 1994, 70). Wichtige Leitfragen wären hier zum Beispiel: was bewegt mich in meiner Lebensführung und warum?

Zum zweiten ist auf der *kognitiven Ebene* der ‚Wille zum Wissen' vonnöten – hier verstanden als der Wille, bis zu einem gewissen Grad seine Umgebung zu verstehen; begreifen zu wollen, warum bestimmte Anforderungen an einen gestellt werden und welchen Interessen diese dienen. Dies ist der Prozess, den Freire als ‚conscientização' beschrieben hat, der Versuch der Bewusstwerdung über die gesellschaftlichen Verhältnisse. Eine einzige ‚Wahrheit' über gesellschaftliche Verhältnisse gibt es nicht. Aber es gibt die Möglichkeit sich mit hegemonialen und gegenhegemonialen Diskursen auseinanderzusetzen. Das wäre ein Aspekt der Orientierung als ‚*explorativer Tätigkeit*'. Die leitenden Fragen wären hier beispielsweise: wie ist die Situation, in der ich mich befinde? Welche Anforderungen werden an mich gestellt mit welchen Begründungen? Gibt es andere Aussagen zum Zeitgeschehen als die, die mich umgeben?

Die dritte Ebene betrifft die *sozialen Beziehungen*. Sowohl die emotionalen Prozesse als auch die Momente des sich Bewusstwerdens beginnen oft als ‚*inneres Sprechen*' (Holzkamp). Die Widersprüche werden im inneren Denken bearbeitet, hin und her geschoben. Es kann durchaus gesellschaftliche Situationen geben (bzw. es gab sie hierzulande und gibt sie andernorts nach wie vor), in denen das laute Aussprechen der Bedenken, der Kritik lebensgefährlich ist. Und es gibt sicherlich viele Menschen, die ihr Unbehagen mit sich herumtragen und dafür weder aussprechbare Worte noch einen Raum finden, wo sie ihren Gefühlen Luft machen können[25]. Um jedoch zu einer *Handlungsfähigkeit*

[25] In Zeiten von allwöchentlichen Pegida-Aufmärschen manifestieren sich plötzlich ‚Orte der Selbstverständigung': tausende kommen zusammen, um ihre gemeinsames ‚Unbehagen' öffentlich zu äußern. Es sind und bleiben jedoch Orte der formulierten Angst, der Abwehr, des Beschwörens einer vermeintlich ‚heilen' Vergangenheit, die es so nie gegeben hat. Und es sind Orte, an denen Kritik, Widersprüchliches keinen Platz hat.

zu gelangen, in der sich Kritik in Handlungsformen manifestiert, die gesellschaftliche Situationen aufbricht, braucht es *Orte der sozialen Selbstverständigung*. Die leitenden Fragen wären hier: wem könnte es genauso gehen wie mir? Wo gibt es bereits solche Räume der sozialen Selbstverständigung? Letztlich findet überall da, wo Menschen anfangen, sich nicht dermaßen regieren zu lassen, ein Überschreiten im Denken statt.

Übergangsskizze

Wie weiter oben beschrieben ist das Arrangement der Lebensführung häufig in einem ›*diskursiven Gewimmel*‹ (Jäger) eingebettet. Orientierung ist grundlegende Voraussetzung, um Handlungsfähigkeit zu erreichen. Und dennoch bleibt vieles verwirrend. Es ist mit einer einfachen Orientierungstätigkeit nicht getan. Es braucht den ganz eigenen Moment des sich Behauptens in diesem ›*diskursiven Gewimmel*‹. Gemäß Adornos Aussage, dass es kein richtiges Leben im falschen geben kann, ist man in der Regel genügend in der Bewältigung des Alltags gefordert. Das Handeln bleibt in der ‚*restriktiven Handlungsfähigkeit*' verhaftet, um mit Holzkamp zu sprechen. Dementsprechend findet die allgemeine Orientierung an dem statt, was einen umgibt, das man nicht ständig in Frage stellen muss. Das ermöglicht die Alltagsbewältigung und bringt letztlich eine (wenn auch sicherlich manchmal trügerische) Ruhe ins Denken.

Hier wird die These vertreten, dass jeder Mensch in seinen Orientierungen eine *Melange* bildet, die sich aus unterschiedlichen Orientierungsformen zusammensetzt. Ursache hierfür sind zum einen die jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen, Bedeutungen und Diskurse, aber auch eigene Erfahrungen, biographische Ereignisse, die einen prägen. Dabei wird auf ein Bild von Antonio Gramsci zurückgegriffen. Gramsci hat sich in seinen Gefängnisbriefen unter anderem mit der *pädagogischen* Beziehung zwischen den gesellschaftlichen Ebenen auseinandergesetzt, dem Zusammenhalt, dem stetigen Ringen um Hegemonie zwischen Geführten und Führenden (vgl. Merkens 2004, 8). Gramsci hat in seinen theoretischen Überlegungen die Vorstellung eines autonomen Subjekts, mit einem eigenständigen ›konkreten‹ Willen. Die Selbsttechnologien bei Foucault können nicht jenseits von Machtverhältnissen gedacht werden – dennoch gibt es auch bei ihm die Idee der „»*Selbst*tätigkeit« … des Subjekts innerhalb eines Möglichkeitsfeldes" (Ludwig 2011, 27).

Daher ist das Konzept des ›*Alltagsverstands*‹ von Antonio Gramsci in Verbindung mit dem Ausgangspunkt, den Menschen als ‚*geschichtlichen Block*' zu begreifen, hier weiterführend: „Der Mensch ist zu begreifen als geschichtlicher Block von rein individuellen, subjektiven Elementen und von massenhaften, objektiven oder materiellen Elementen, zu denen das Individuum eine tätige Beziehung unterhält. Die Außenwelt, die allgemeinen Verhältnisse zu verändern, heißt sich selbst zu potenzieren, sich selbst zu entwickeln." (Gramsci 2004, 96)[26]

[26] In Heft 11 führt Gramsci weiter aus: „Man ist Konformist irgendeines Konformismus, man ist immer Masse-Mensch oder Kollektiv-Mensch. (...) die eigene Persönlichkeit ist auf bizarre Weise zusammengesetzt: es finden sich in ihr Elemente des Höhlenmenschen und Prinzipien der modernsten und fortgeschrittensten Wissenschaft, Vorurteile aller vergangenen, lokal bornierten geschichtlichen Phasen und Intuitionen einer künftigen Philoso-

Letztlich – so die Annahme bei Gramsci – gibt es bei jeder/jedem ‚Elemente des Höhlenmenschen' und Elemente des Aufbegehrens, fortschrittliche Gedanken, die es zu erkennen gilt. Wichtiger Aspekt in diesem Bild von Gramsci ist seine Überzeugung, dass das Tätigwerden, das Engagement, die Sorge um gesellschaftliche Missstände nicht spurlos an einem vorübergeht. In Gramscis Vorstellung führt dies immer zu einer Horizonterweiterung, zu einer Weiterentwicklung des Selbst.
Jede/r steckt in ihrem/seinem widersprüchlichen Alltag, der den ›*Alltagsverstand*‹ (Gramsci) prägt. Der Mut zu einer ‚überschreitenden Orientierung' kann sich zu einer wesentlichen Bereicherung offenbaren. Vielleicht muss es auch zunächst gar nicht um ‚überschreitende Orientierung' gehen, sondern um das Ausgraben der Gefühle – dessen, was einen bewegt. Wichtig ist das Verallgemeinern dieser Emotionen, vor allem der Ängste. Sprich es ist vonnöten, sich in sozialen Selbstverständigungsprozessen darüber klar werden, dass es nicht nur um *individuelle* Empfindungen handelt, sondern dass die (beängstigenden) Verhältnisse viele betreffen (können). Wie ein Titel eines Artikels von Holzkamp deutlich macht – „Nur wer Angst hat, kann vernünftig sein" (Holzkamp 1983) – sind dies Voraussetzungen, um im Erkenntnisprozess weiterzukommen.
Wie Holzkamp in Bezug auf die ›*verallgemeinerte Handlungsfähigkeit*‹ festgestellt hat, braucht es eine Vorstellung von ‚verallgemeinerten Bewältigungsformen' – eine ‚denkbare' Perspektive (vgl. Holzkamp 1990, 39f.). Daher wird in dieser Arbeit die Frage nach solidarischem und widerständigem Handeln gestellt. Was bedeutet solidarisches bzw. widerständiges Handeln heutzutage? Welche Formen gibt es? Wie können sie sich als Aspekte der Lebensführung darstellen?
Wenn man den Satz ‚eine andere Welt ist möglich' denkt und ihn als zu erfindende Fluchtlinie in der Lebensführung skizziert, soll an dieser Stelle Zweifel an der eigenen Argumentation formuliert werden. Zweifel können sehr gefährlich werden. Sie können – einmal an die Oberfläche gelassen – eine Massivität entwickeln und den Sinn einer spezifischen Argumentation in Frage stellen. Darum geht es hier aber nicht. Es geht darum diese Unruhe zuzulassen und nach dem produktiven Element dieser Zweifel zu fragen.

4.1.5 Keine Übergangsskizze. Eher eine Unterbrechungsskizze. Einwand gegen die eigene Argumentation oder: die ausformulierte Fußnote

Die bisherige Argumentation könnte den Eindruck erwecken, es brauche nur den notwendigen Druck in der Lebensführung, um die Bereitschaft steigen zu lassen, sich kritisch mit den Verhältnissen auseinanderzusetzen. Eine ‚*überschreitende Orientierungstätigkeit*' als Grundvoraussetzung für solidari-

phie, wie sie einem weltweit vereinigten Menschengeschlecht zueigen sein wird. Die eigene Weltauffassung kritisieren heißt mithin, sie einheitlich und kohärent zu machen (...). Der Anfang der kritischen Ausarbeitung ist das Bewusstsein dessen, was wirklich ist, das heißt ein 'Erkenne dich selbst' als Produkt des bislang abgelaufenen Geschichtsprozesses, der in einem selbst eine Unendlichkeit von Spuren hinterlassen hat (...)." (ebd. 97f.)

sches und widerständiges Handeln ist aber letztlich nur eine Variante oder Möglichkeit menschlichen Handelns.

Gilles Deleuze und Félix Guattari – Zeitgenossen von Foucault – zeichnen in ihrem philosophischen Werk „Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie" ein bestimmtes „Verwirklichungsmodell", anhand dessen sie ihre „Theorie der Mannigfaltigkeiten" aufzeigen: das *Rhizom* (vgl. Deleuze and Guattari 2005, II). Die Analogie zum Rhizom in der Botanik ist gewollt und wird als Bild bewusst eingesetzt. „Das Rhizom selber kann die unterschiedlichsten Formen annehmen, von der verästelten Ausbreitung in alle Richtungen an der Oberfläche bis zur Verdichtung in Zwiebeln und Knollen." (16)

Das Rhizom setzen sie als Gegenentwurf zum ‚Baum-Denken' ein, das ihrer Meinung nach vor allem das abendländische Denken prägt: Der Baum, der eine Wurzel hat, aus der sich alles Denken speist, woraus sich verschiedene Denkstränge entwickeln, sich vereinigen und wieder verästeln.

Davon ist die bisherige Argumentation geprägt: die Lebensführung steht unter einem bestimmten (bestimmbaren) Druck. Das Handeln ist restriktiv auf Bewältigung ausgerichtet. Die Widersprüche dieser auf Dauer ‚selbstfeindlichen' Lebensweise spitzen sich zu. Die ‚Wurzel' des Übels liegt in einer (neo)liberalen Gouvernementalität, einer Regierungsform, eingebettet in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Diese Wurzel gilt es zu erkennen, sich seiner *Grenzsituation* (Freire) bewusst werden. Daraus folgt – und hier tritt das Denken aus dem dunklen, geknechteten Erdreich – dass es das ‚Überschreiten im Denken' braucht, in der Orientierung, die Entwicklung einer Utopie, wonach das Denken – wie der Stamm zur Krone – strebt. Verkürzt gesprochen.

Das ‚Baum-Denken' wollen Deleuze und Guattari aufbrechen oder vielmehr aufsplittern: „Aus eins wird zwei: jedes Mal wenn wir dieser Formel begegnen, ob sie nun von Mao strategisch ausgesprochen oder ob sie so ‚dialektisch' wie möglich verstanden wird, haben wir es mit dem reflektiertesten und klassischsten, mit dem ältesten und am meisten ausgelaugten Denken zu tun. Die Natur verhält sich nicht so: die Wurzeln sind dort Pfahlwurzeln mit zahlreichen seitlichen und kreisförmigen, aber keinesfalls dichotomischen Verzweigungen. Der Geist bleibt hinter der Natur zurück." (14)

Das Rhizom weist einige Prinzipien auf, die als Spuren von den Autoren gelegt werden, um die zweifelnde Leserschaft zu überzeugen. Zunächst werden die Prinzipien der *Konnexion* (Verbindung) und der *Heterogenität* angeführt. Die einzelnen Punkte eines Rhizoms können und sollen mit jedem anderen Punkt verbunden werden (16f.). Ein weiteres Prinzip des Rhizoms ist die *Mannigfaltigkeit*. Es gibt kein Subjekt, kein Objekt. Die Mannigfaltigkeit lässt sich mit Dimensionen, Größen und Bestimmungen benennen, die sich beim Wachsen immer mit verändern (18). Als viertes Prinzip benennen Deleuze und Guattari das *Prinzip des asignifikanten Bruchs*: wenn ein Rhizom an einer Stelle unterbrochen wird, kann es sich an derselben Stelle oder an einer anderen Linie fortsetzen (23). Die Autoren grenzen sich hier in neuer Form vom ‚Baum-Denken' ab. Die Tiefenstruktur dieses Denkens sei ständig reproduzierbar. Die Baum-Logik bliebe in der „Logik der Kopie und der Reproduktion" verhaftet (23). Daher setzen sie dem Bild der Kopie das der *Karte* gegenüber.

Interessant in diesem Zusammenhang ist das Konzept der ‚Linien': das Rhizom besteht aus Linien – weniger eine Struktur, als vielmehr mannigfaltige Dimensionen. Daher arbeiten die Autoren auch nicht mit einem geradlinigen Aufbau des Buches, sondern mit ‚Plateaus', die einzeln herausgegriffen werden können, sich in unterschiedlicher Weise aufeinander beziehen. Sie weisen jeden Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zurück, wollen keine Ideologie produzieren, sondern präsentieren nur ein Gefüge (36ff.). Deleuze und Guattari unterscheiden zwischen verschiedenen Linienarten:

„Jedes Rhizom enthält Segmentierungslinien, die es stratifizieren, territorialisieren, organisieren, bezeichnen, zuordnen etc.; aber auch Deterritorialisierungslinien, die jederzeit eine Flucht ermöglichen. Jedesmal wenn segmentäre Linien auf einer Fluchtlinie explodieren, gibt es eine Unterbrechung im Rhizom, aber die Fluchtlinie bildet einen Teil des Rhizoms. Diese Linien weisen ununterbrochen aufeinander. Deshalb kann man niemals einen Dualismus oder eine Dichotomie konstruieren, auch nicht in der rudimentären Form von Gut und Böse. Man vollzieht einen Bruch, man folgt einer Fluchtlinie, aber es besteht immer die Gefahr, daß man auf ihr Organisationen begegnet, die das Ganze neu schichten, also Gebilde, die einem Signifikanten die Macht zurückgeben und Zuordnungen, die ein Subjekt wiederherstellen – alles was man will, vom Wiederaufleben ödipaler Konflikte bis zu faschistischen Versteinerungen. Gruppen und Individuen enthalten Mikrofaschismen, die nur darauf warten, Gestalt anzunehmen." (19f.)

Lässt man sich auf das Gedankenexperiment ein und betrachtet die Lebensführung als ein rhizomartiges Gefüge, so lassen sich diese Linienarten evtl. genauer fassen. Anhand von drei Novellen verknüpfen Guattari und Deleuze das Thema ‚Linien' in ihrem 8. Plateau mit dem Thema ‚Lebenslinien' (263ff.). Novellen hätten die Besonderheit eine universelle Materie zu behandeln, nämlich den Umstand, dass wir aus Linien bestehen, „Linien, die *zwischen den geschriebenen Linien* stehen", Lebenslinien, Linien, die Glück bzw. Unglück ins Leben spülen (266).

„Es gibt dabei, wie für uns alle, eine Linie der harten Segmentarität, wo alles berechenbar und vorhersehbar erscheint, den Anfang und das Ende eines Segments, den Übergang von einem Segment zum anderen. (…) Dies ist eine erste Lebenslinie, *die Linie der harten oder molaren Segmentarität* (…)." (267)

Diese Linie durchzieht das ganze Leben, sie setzt sich immer wieder durch und sie taucht bei allen anderen Linien auf (267). Dieses Bild umschreibt alle ‚harten Fakten', mit denen die Rahmenbedingungen der Lebensführung beschrieben werden können: die Zuordnung zu einem Geschlecht und die dazugehörigen Geschlechterverhältnisse, Nationalität, Bildungsstand, Beruf, Einkommen, Beziehungen / Ehe / Alleinstehend usw. Es umschreibt aber auch die klaren Linien in makropolitischen Zusammenhängen: Wirtschaftssystem, politisches System, hegemoniale Wissenschaftsdiskurse, um nur einige zu nennen. Diese Linien könnten im Lebensführungskonzept die Momente der Fremdbestimmung darstellen – die Aspekte, auf die man keinen Einfluss hat, aber die einem auch das Gefühl von Sicherheit und Kontinuität vermitteln können (vgl. a.a.O.).

Eine weitere Linie ist „eine *Linie der molekularen oder geschmeidigen Segmentierung*, bei der die Segmente so etwas wie Deterritorialisierungsquanten sind“ (269). Auf dieser Linie finden sich die Spuren des gegenwärtigen Moments – eine ‚ungreifbare molekularisierte Materie‘ (ebd.). Vielleicht beschreiben diese Linien, das Unvorhergesehene, was im Leben eines Menschen passieren kann. Eine Begegnung, die einen nachhaltig verändert, oder ein Ereignis, das einen Eindruck hinterlässt. Oder biografisch betrachtet: das Kind, das im Erwachsenen noch lebendig ist. Der Schalk, der aus den Augen blitzt. Der kritische Blick, mit dem die Umgebung aufmerksam betrachtet wird.

Die Autoren zitieren die Essayistin Nathalie Sarraute, die darauf aufmerksam macht, dass man in Dialogen die Positionen und Haltungen der Individuen wiederfindet. Gleichzeitig tauchen jedoch sogenannte *Mikrobewegungen* auf, „feine Segmentierungen, die ganz anders verteilt sind, unauffindbare Partikel einer anonymen Materie, winzige Risse und Einstellungen, die noch nicht einmal durch die gleichen Instanzen wirksam werden, nicht einmal im Unbewußten, heimliche Linien der Desorientierung oder der Deterritorialisierung: ein ganzes Infragespräch innerhalb des Gesprächs, wie sie es nennt, also eine Mikropolitik des Gesprächs“ (269). Gerade diese Mikrobewegungen können viel über einen Menschen aussagen, wie er sich verortet, vielleicht auch wie er mit den ‚harten Segmenten‘ in seinem Leben umgeht. Und schließlich nennen Deleuze und Guattari die dritte Linie „die wie eine Linie des Bruchs ist und die Explosion der beiden anderen markiert, ihre Erschütterung… zugunsten von etwas anderem?“ (272) Es handelt sich dabei um die *Fluchtlinie* (274).

„Ob Individuum oder Gruppe, uns durchziehen Linien, Meridiane, geodätische Linien, Wendekreise und Zeitzonen, die nicht dem gleich Rhythmus folgen und nicht von gleicher Art sind. Wir sind aus Linien zusammengesetzt, aus drei Arten von Linien, wie wir meinen. Oder vielmehr aus Linienbündeln, denn jede Sorte ist vielfältig. Man kann sich für eine dieser Linien mehr als für die anderen interessieren, und vielleicht gibt es tatsächlich eine, die nicht determinierend, aber wichtiger als die anderen ist… wenn es sie gibt. Denn einige dieser Linien werden uns von außen aufgezwungen, wenigstens teilweise. Andere entstehen eher zufällig, aus einem Nichts, und man erfährt nie warum. Andere müssen ohne Vorbild oder Zufall erfunden, gezogen werden: wir müssen unsere Fluchtlinien erfinden, wenn wir dazu fähig sind, und wir können sie nur erfinden, indem wir sie tatsächlich ziehen, im Leben. Sind die Fluchtlinien nicht das Schwierigste?“ (276f.)

In Bezug auf die bisherigen Überlegungen zur Lebensführung könnten die Fluchtlinien mit dem Konzept des ‚*eigentlichen Lebens*‘ (Holzkamp) in Verbindung gebracht werden. Die Fluchtlinien sind die Versuche, mit denen man sich aus dem Alltag herausangeln möchte, die über den Alltag hinausweisen, die von einem anderen, begehrten Leben erzählen. Die ‚*überschreitende Orientierungstätigkeit*‘ könnte sozusagen den Anfang einer zu erfindenden Fluchtlinie darstellen. Wobei Deleuze und Guattari betonen, dass Fluchtlinien nichts Imaginäres sind (279).

„Und die Fluchtlinien bestehen niemals darin, die Welt zu fliehen, sondern vielmehr darin, sie fliehen zu lassen, als wenn man ein Rohr zum Platzen bringt, und es gibt kein Gesellschaftssystem, das nicht bei jeder Gelegenheit flieht, auch wenn seine Segmente sich unaufhörlich verhärten, um die Fluchtli-

nien abzudichten. (…) Alle Linien, die wir unterschieden haben, können gleichzeitig in einer Gruppe oder einem Individuum vorhanden sein. Aber häufiger funktioniert eine Gruppe oder ein Individuum selber als Fluchtlinie; es schafft sie eher, als daß es ihr folgt, es ist selber eher die lebende Waffe, die es schmiedet, als daß es sie sich aneignet. Fluchtlinien sind Realitäten; das ist gefährlich für die Gesellschaften, obwohl sie nicht darauf verzichten können und sie manchmal wie ein rohes Ei behandeln." (279)

Dieses Konzept der Fluchtlinien löst ein zutiefst ambivalentes Gefühl aus: die Fluchtlinien zupfen an der Hoffnung auf ein mögliches anderes Leben, an den Traum vom besseren Leben. Gleichzeitig wird die Möglichkeit des ‚Scheiterns' bzw. des Verhärtens der Linie wachgehalten: Fluchtlinien, die eine Gruppe beschreiten – selbst in zunächst rein emanzipatorischer Absicht – können umschlagen zu faschistischen Gefügen bzw. können eine *Kriegsmaschine* in Gang setzen (303).

Deleuze und Guattari erinnern daran, dass der Traum vom ‚*eigentlichen Leben*' nie von den vorhandenen komplexen Gefügen losgelöst betrachtet werden kann: „Das Begehren ist nie eine undifferenzierte Triebenergie, sondern resultiert selber aus einer komplizierten Montage, aus einem *engineering* mit vielen Interaktionen: eine ganz geschmeidige Segmentarität, die mit molekularen Energien umgeht und das Begehren eventuell schon dazu determiniert, faschistisch zu sein." (293) Oder sexistisch, rassistisch, homophob etc.

Daher geben die Autoren zu, dass sie eigentlich nicht sagen können, welche der drei Linien ‚gut oder schlecht' wären. Auf einem anderen Plateau führen sie vier Gefahren für das gesamte Gefüge auf (309ff.): es handelt sich um die Furcht, die Klarheit, die Macht und die Lust am Vernichten. Die erste Gefahr, die Furcht, betrifft die ‚großen molaren Organisationen' wie die Sicherheit oder andere binäre Maschinen, die den Status bewahren, den man sich erarbeitet hat etc. „Wir flüchten vor der Flucht, wir verhärten unsere Segmente, wir überlassen uns der binären Logik, wir werden um so härter in dem einen Segment, je härter man mit uns in einem anderen Segment umgesprungen ist (…). " (310)

Die zweite Gefahr ist die Klarheit – im Sinne der Überzeugung, dass man eigentlich schon alles begriffen und daraus seine Konsequenzen gezogen hat. Hier geht es weniger um die große Furcht, sondern um die vielen kleinen fixen Ideen, die jede/r x-beliebige ‚in seinem eigenen schwarzen Loch' entwickelt, sich zur/zum selbsternannte/n Richter/in, Gerechtigkeitsapostel oder Blockwart aufspielen kann (311f.).

Die Gefahr der Macht taucht natürlich auf allen Linien auf (312). Aber Guattari und Deleuze interessieren sich hier besonders für die vierte Gefahr: die Lust am Zerstören. Diese Gefahr betrifft die Fluchtlinien: „wenn die Fluchtlinie die Mauer durchbricht, aus schwarzen Löchern herauskommt und sich dann, anstatt sich mit anderen Linien zu verbinden und jedesmal ihre Wertigkeit zu erhöhen, *sich in eine Zerstörung wandelt, in schlichte und einfache Vernichtung, in eine Lust am Vernichten*" (313).

Warum ist dieser Gedankengang an dieser Stelle zwischen den Kapiteln wichtig? Er soll die Unruhe im Denken wach halten. Zum einen gilt es im Blick zu behalten, dass sich in der Vorstellung vom ‚*eigentlichen Leben*' immer bestimmte gesellschaftliche Strukturen (Geschlechterverhältnisse, Klas-

sengefüge, Rassismen etc.) reproduzieren (können), dass mit dem Traum vom ‚eigentlichen Leben' nicht automatisch eine utopische Spur ins Denken gelegt wird. Zum anderen braucht es einen differenzierten Blick auf die Fluchtlinien, die sich Menschen in ihre Lebensführung einbauen. Sie können der ‚Selbstfeindschaft' – bewusst oder unbewusst – Vorschub leisten, den tiefen Ängsten in einem selbst in die Hände spielen.

Die momentane Ausprägung der organischen Krise des Finanzmarkt-Kapitalismus' hat an vielen Orten Widerständiges und neue Formen solidarischen Handelns hervorgebracht. Gleichzeitig haben beispielsweise rechtsnationale Gruppen nicht nur in Griechenland und in Osteuropa, sondern auch hierzulande massiven Zulauf. Sie sind beweglich, politisch kreativ, nutzen die Ängste der Menschen. In dieser ‚offenen historischen Situation' (vgl. Institut für Gesellschaftsanalyse 2011) braucht es Menschen, die Fluchtlinien erfinden dringender denn je. Aber mit offenen Augen und unruhigem Geist.

4.2. Solidarisches Handeln

Die Tübinger Forschungsgruppe hat solidarisches Handeln als einen Aspekt von Lebensführung herausgearbeitet. Bereits bei den Pre-Tests wurde jedoch deutlich, dass der Begriff „Solidarität“ nicht geläufig ist. Wurden die jungen Beschäftigten nach der Bedeutung von Solidarität in ihrem Leben gefragt, verstummten sie oder wussten oft gar nichts mit dem Begriff anzufangen (vgl. Billmann and Held 2013b, 180; Held et al. 2011, 29). Die Forschungsgruppe diskutierte die Frage, ob man in Bezug auf „Solidarität“ eine Bedeutung vorausgesetzt hat, deren Wurzel mehr als zwei Jahrhunderte zurückreicht, und die heutzutage evtl. diese Bedeutung gar nicht mehr hat – nämlich ganz klassisch – die Arbeitnehmer/innen-Solidarität?

Ganz offensichtlich ist der Begriff „Solidarität“ unscharf. Dafür gibt es mehrere Gründe. Zum einen wird der Begriff inflationär von unterschiedlichsten Parteien, Organisationen, Kirchen etc. verwendet (vgl. Zoll 2000, 15f.). Das reicht von Appellen zu Solidarität mit ‚unseren‘ Soldaten/innen im Einsatz bis hin zur Forderung von ‚nationaler Solidarität‘ rechter Parteien (vgl. Scherr 2013, 263). Ein weiterer Grund für das Zurückdrängen der Bedeutung von ‚Solidarität‘ im Zusammenhang mit der Arbeiter/innen-Bewegung liegt sicherlich im neoliberalen Wirtschaftsstrukturwandel der letzten Jahrzehnte. Der öffentliche Diskurs – geprägt vom Beharren auf einer Alternativlosigkeit zur neoliberalen Wirtschaftsdoktrin – diskreditiert unter anderem die Gewerkschaften als die Ewig-Gestrigen (vgl. Kröll 2010, 2013). Diese Ausrichtung von Politik und Ökonomie hat nicht nur nachhaltig eine Umstrukturierung der Beschäftigungsverhältnisse bewirkt – Zunahme von Leiharbeit, dem Anwachsen des Niedriglohnsektors etc. – sondern sich auch im kollektiven Bewusstsein niedergeschlagen. Ein Aspekt ist unter anderem das Phänomen, das im Projekt U35 als ‚Ich-Orientierung‘ bezeichnet wurde, eine Form von internaler Kontrollüberzeugung, selbst verantwortlich für seine erfolgreiche Lebensführung zu sein, verbunden unter anderem mit einem Misstrauen gegenüber kollektiven Solidarsystemen (vgl. Held et al. 2011, 82ff.).

Ein dritter Grund für die Unschärfe des Solidaritätsbegriffs liegt jedoch in seiner wechselhaften Geschichte selbst. In den diversen Zeitaltern unterlag der Begriff vielfachen Bedeutungszuweisungen und – das ist evtl. das Entscheidende – es wurden sehr unterschiedliche zum Teil widersprüchliche Handlungsformen darunter gefasst. Einigen Bedeutungssträngen soll in diesem Kapitel in einem ersten Teil nachgegangen werden. Danach werden drei Bereiche herausgegriffen, die für diese Arbeit in besonderer Weise interessant erscheinen: Rahmenbedingungen für solidarisches Handeln in der Berufssphäre, in der gesellschaftlichen Sphäre in Verbindung mit dem Begriff Solidarismus – ein Begriff, der für die Verantwortung des Staates steht, für solidarische Strukturen in der Gesellschaft zu sorgen, und schließlich das solidarische Handeln im sozialen Nahraum. Im letzten Teil geht es um die Frage nach solidarischem Handeln in Bezug auf die Kritisch-psychologische Kategorie der ‚doppelten Möglichkeit‘.

4.2.1 Begriffsgeschichte

Der Begriff ‚Solidarität' hat seinen Ursprung im römischen Recht, über den Terminus ‚*obligatio in solidum*', der ‚gemeinsame Verpflichtung und Haftung' bedeutet. Im Französischen wurde daraus *solidarité* und hatte zunächst vor allem eine juristische Bedeutung: nämlich die Solidarhaftung, die besagt, dass jeder Schuldner sich gegenüber dem Gläubiger verpflichtet, die gesamte Schuld – auch die der anderen Schuldner zurückzuzahlen (vgl. Zoll 2000, 17f.; Zürcher 2007, 53). Diese Begriffsbestimmung galt lange in Frankreich und tauchte auch mit dieser Verwendung in diversen Ausgaben des *Dictionnaire de l'Académie française* im 17. Jahrhundert auf (vgl. Zoll 2000, 18f.). Der Gebrauch des Wortes *solidarité* im Sinne einer ‚gegenseitigen Verantwortlichkeit' vollzog sich offensichtlich über mehrere Jahrzehnte. Es gibt Hinweise, dass bereits während der Französischen Revolution dieses Wort in seiner neuen Bedeutung verwendet wurde (20). Rainer Zoll arbeitet in seiner Monographie „Was ist Solidarität heute?" heraus, dass es der Philosoph Pierre Leroux war, der sich als einer der ersten intensiv mit dem Begriff Solidarität theoretisch auseinandergesetzt hat. Als ‚christlicher Sozialist', wie er bezeichnet wird, setzt er der Barmherzigkeit im Christentum die ‚menschliche Solidarität' entgegen (23). In den Jahrzehnten um die Mitte des 19. Jahrhunderts tauchen viele Werke auf, vor allem in Frankreich aber auch in England, in denen ‚Solidarität' in ihrer neuen Bedeutung gebraucht wird. Zoll stellt fest, dass bereits hier die unterschiedlichen Konnotationen deutlich werden, die noch heute den Begriff ‚Solidarität' nebulös umgeben: Solidarität in ihrer eher sozialwissenschaftlichen Bestimmung, die auf soziale Bindungen im Einzelnen und den sozialen Zusammenhang auf der gesellschaftlichen Ebene verweist und Solidarität als ‚Kampfbegriff', als Verweis auf soziale Kämpfe zwischen gesellschaftlichen Gruppen (24). Markus Zürcher ordnet diese Konnotationen bestimmten theoretischen Ausrichtungen zu: „Von bürgerlichen Gesellschaftstheorien wird dem Prinzip Solidarität eine zentrale Funktion für das Zusammenleben zugeordnet, während sozialistische Theoretiker (Ernst Bloch, Herbert Marcuse) Solidarität sowohl als Mittel wie auch als Ziel des Klassenkampfes verstehen wollen." (Zürcher 2007, 12)

Damit ließen sich drei wesentliche Elemente des Gebrauchs von ‚Solidarität' festhalten: Solidarität in seiner sozialwissenschaftlichen Bestimmung zur Beschreibung *bestimmter Handlungsformen zwischen Einzelnen* oder *auf gesellschaftlicher Ebene* und Solidarität als Moment der Motivierung und Handlungsaufforderung bei *sozialen Kämpfen zwischen Gruppen*.

Émile Durkheim hat mit seiner Monographie „*Über soziale Arbeitsteilung*", 1893 in Frankreich erschienen, eine wesentliche Grundlage für theoretische Überlegungen zu Solidarität gelegt (vgl. u.a. Bierhoff and Küpper 1999, 182; Zoll 2000, 25ff.). Durkheim war derjenige, der Solidarität in Zusammenhang mit gesellschaftlichem Zusammenhalt gebracht hat (vgl. Zoll 2000, 25). Am Anfang seiner Arbeit stellte er sich die Frage: „Wie geht es zu, dass das Individuum, obgleich es immer autonomer wird, immer mehr von der Gesellschaft abhängt? Wie kann es zur gleichen Zeit persönlicher und solidarischer sein? Denn es ist unwiderlegbar, dass diese beiden Bewegungen, wie gegensätzlich sie auch erscheinen, parallel verlaufen" (Durkheim zit. nach Zoll 2000, 26). Es geht ihm um die Beziehung

zwischen autonomen – heute vielleicht eher: ‚individualisierten' Individuen und einer sozialen Solidarität. In seiner gesellschaftlichen Analyse unterscheidet er zwischen zwei Arten von Solidarität: der *mechanischen* und der *organischen Solidarität*. Die *mechanische Solidarität* entsteht – seiner Ansicht nach – in segmentierten Gesellschaften, in denen die Arbeitsteilung noch nicht weit fortgeschritten ist. Und wo die Individuen in Gruppen eingebunden sind, deren soziale Lagen sich ähneln. Der Wert der Autonomie bleibt unterentwickelt, gar unbewusst oder spielt schlicht keine oder eine sehr geringe Rolle. Das vorherrschende Bewusstsein ist das Kollektivbewusstsein (27).

Die beiden Formen des Bewusstseins, mit denen Durkheim operiert – das Bewusstsein von sich als Individuum und das Kollektivbewusstsein – stehen in einem bestimmten Verhältnis zueinander und entwickeln sich auf der Basis spezifischer gesellschaftlicher Prozesse. Für Durkheim ist der „Prozess der sozialen Differenzierung", der über den Ausbau der sozialen Arbeitsteilung geschieht, der entscheidende Faktor (28). Die Menschen sind zunehmend auf die Produkte der Anderen angewiesen, aufgrund dessen sich für Durkheim die Notwendigkeit einer neuen Form von Solidarität ergibt: die *organische Solidarität*, „denn die Menschen als Teile des sozialen Körpers sind wie die Teile eines organischen Körpers voneinander abhängig" (28f.). Die Spezialisierung der Tätigkeiten führt zu einer Veränderung des Bewusstseins: es bildet sich eine Persönlichkeit heraus, das Bewusstsein von sich als Individuum beginnt sich herauszuschälen, das Kollektivbewusstsein tritt zurück (ebd.).

Jedoch entsprach die Wirklichkeit nicht seinen theoretischen Überlegungen: die Solidarität wuchs nicht mit der zunehmenden sozialen Differenzierung: „Den Grund dafür sah er darin, dass sich eine Lücke auftat zwischen dem raschen sozialen Wandel, dem der sozialen Strukturen und der Entwicklung der Moral, die nicht mit dem sozialen Wandel Schritt gehalten hatte. Die Moral der segmentierten Gesellschaft war verkümmert, ohne dass an ihre Stelle eine neue, adäquatere getreten wäre." (30) Durkheim bezeichnet diesen Gesellschaftszustand als Anomie. Er war der optimistischen Meinung, dass dieser Zustand z.B. durch Bildung und Erziehung überwundern werden kann (30).

An Durkheims Konzept gab es schon immer Kritik, unter anderem ließ er bestimmte Aspekte aus, „wie z.B. die Frage, wer denn in der arbeitsteiligen Gesellschaft aufeinander angewiesen ist und wer nicht" (32), auch fehlt der Aspekt der Konkurrenz in kapitalistischen Gesellschaften.

Durkheims Unterscheidung zwischen mechanischer und organischer Solidarität verweist jedoch auf weitere wesentliche charakteristische Merkmale von Solidarität. Die beiden Sozialpsychologen/in Hans-Werner Bierhoff und Beate Küpper haben diese in einem Artikel als Solidarität „auf der Grundlage gemeinsamer und unterschiedlicher Interessen" bezeichnet (Bierhoff and Küpper 1999, 181). Sie gehen davon aus, dass sich diese beiden Solidaritätsformen tendenziell gegenseitig ausschließen, da sie auf unterschiedlichen Werteformen beruhen. Während solidarisches Handeln aufgrund gleicher Interessen darauf abzielt, seine eigene Position zu verbessern – zu mehr Wohlstand, Anerkennung oder einfach nur ein höheres Gehalt zu gelangen (*self-enhancement*), hat solidarisches Handeln trotz unterschiedlicher Interessen eher Werte wie soziale Gerechtigkeit oder Hilfsbereitschaft als Grundlage (*self-transcendence*) (182).

Kornelia Hauser betont in einem Vortrag andere Aspekte: *mechanische Solidarität* passiert in einer sozialen Gruppe, die sich ihrer gemeinsamen Interessen, Ziele und Vorgehensweisen bewusst ist und sich – und das ist evtl. das Wichtigste – gegenüber anderen sozialen Gruppen abgrenzen möchte/muss. Das Wir formiert sich an einziehbaren Grenzen. Die eigene Lage wird einem deutlich durch die Gegenüberstellung und dem Vergleich mit den Anderen, dem Ihr (vgl. Hauser 2010).

„Die *organische Solidarität* [hingegen; L.B.] basiert auf einer abstrakten, nicht mehr sinnlich erfahrbaren oder sichtbaren Gemeinsamkeit, die das Angewiesensein aufeinander transportiert. Sie rekurriert auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung, die in ihrem Herrschaftscharakter die voneinander abhängigen Gruppen und Individuen trennt und gegeneinander stellt." (ebd.) Die Kritik, die in dieser Solidaritätsform mitschwingt, bringt nach Hauser zum einen die gesellschaftlichen Widersprüche zutage und verweist gleichzeitig auf eine Solidarität, welche die gesamte menschliche Gattung als Referenzpunkt hat: „die Vorstellung eines Wirs, das potentiell die Menschheit umfasst" (ebd.).

Die Linie, die Durkheim eingeschlagen hat und die in unterschiedlichen Solidaritätskonzeptionen wieder auftaucht, umreißt demnach zwei wesentliche Dimensionen des Solidaritätsbegriffs, die bis in die Gegenwart hineinreichen, und anhand derer sich viele Fragestellungen entzünden:

Wie entsteht Solidarität in einer sozialen Gruppe[27]? Der Begriff ‚*mechanisch*' suggeriert einen gewissen technischen Automatismus. In einer sozialen Gruppe, mit gleichen Interessen, sind jedoch die Individuen nicht zwangsläufig solidarisch miteinander. Man denke nur an die Gruppe „Frauen", „Beschäftigte" etc. Welche Vorteile hat eine solche mechanische Solidarität? Wo liegen die Probleme?

Wie entsteht eine *organische* Solidarität, eine Solidarität, die sich über die Grenzen der eigenen sozialen Gruppe – welcher Art auch immer – hinwegsetzt, in Respekt der berechtigten Interessen Anderer?

Die Begriffsgeschichte von ‚Solidarität' lässt sich nach Rainer Zoll mit Durkheims Solidaritätskonzept verknüpfen. Er unterscheidet darauf aufbauend drei Bedeutungslinien, die in den jeweiligen Geschichtsphasen unterschiedlich stark auftreten (vgl. Zoll 2000, 34ff.). Der ‚Vorgängerbegriff' von Solidarität ist der Begriff der Brüderlichkeit, ‚*fraternité*'. Diese Bedeutungslinie hat ihre stärkste Bündelung und Ausstrahlung durch die Französische Revolution erhalten. Rainer Zoll nennt die darauffolgende Phase die Phase der ‚mechanischen Solidarität', deren Beginn er die 1840er Jahre in Frankreich setzt (vgl. Zoll 2000, 37). Die Bedeutungslinie der ‚organischen Solidarität' setzt seines Erachtens vor allem in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts (Frauenbewegung, Minderheitenrechte etc.) ein.

Ob diese Einteilung Sinn macht, soll hier nicht diskutiert werden. Der Blick auf die Anfänge, als der Begriff der Solidarität noch in den Kinderschuhen steckte und die Begriffe ‚Brüderlichkeit' neben ‚Freiheit' und ‚Gleichheit' als Kampfbegriffe fungierten, offenbart jedoch weitere Konnotationen.

In der Französischen Revolution wurde die ‚Brüderlichkeit' bereits als der schwächste Part in der Trias angesehen. Eine viel stärkere Ausstrahlung hatten die Begriffe ‚Freiheit' und ‚Gleichheit'. Brüderlichkeit stand für ein bestimmtes Gefühl, das den französischen Revolutionären offensichtlich wichtig war und sie konnten dabei auf eine lange Tradition zurückgreifen (38f.). Rainer Zoll führt die Linie

[27] Ganz abgesehen von der Frage zu welcher ‚sozialen Gruppe' man sich überhaupt dazugehörig fühlt.

der ‚Brüderlichkeit' weit zurück ins Mittelalter: bei der Herausbildung der Mönchsorden hat die Bruderschaftsidee eine entscheidende Rolle gespielt (39).

Es lohnt sich an dieser Stelle einen Blick in Foucaults Vorlesungen zur „Geschichte der Gouvernementalität" zu werfen. In seinem ersten Teil seiner Vorlesungen nimmt er die *Pastoralmacht* als Ausgangspunkt seiner Überlegungen, wie sich die *Kunst, Menschen zu regieren* herausgebildet hat. Sein Blick auf die Geschichte des Mittelalters und der Rolle der Kirche auf die Herausbildung der Regierungskünste hat natürlich – aufgrund seines Blicks auf Machtstrukturen – eine andere Konnotation. Der Bruderschaftsgedanke spielt keine Rolle[28]. Ihn interessiert an der Pastoralmacht zunächst die Achse ‚Hirte – Herde', das Verhältnis des Oberhaupts der Kirche oder des Reichs (des Hirten) zu den Menschen (der Herde). Diese Idee und Organisationsform findet sich bereits im mediterranen Orient. Sie beschreibt ein spezifisches Verhältnis zwischen der Bevölkerung und deren Regenten (vgl. GGI, 185f.). Die Pastoralmacht ist eine wohltätige Macht. Der Hirte muss sich um das Wohl seiner Herde kümmern: das Heil der Herde ist Ziel und Zweck seines Handelns (188f.). „Die pastorale Macht ist eine Macht der Sorge" sagt Foucault (189). Und schließlich ist es die Frage danach, wie es vor allem die Kirche geschafft hat, in diesem Ausmaß in die alltägliche Lebensführung der Menschen hineinzuregieren, mit dem Versprechen auf ein ewiges Leben nach diesem Jammertal (218), mittels eines ausgeklügelten Systems von Gehorsamstechniken, aber vor allem mittels der »Führung der Seelen« (222). Foucault verortet in dieser Pastoralmacht den Anfang einer neuen Macht- und Subjektivierungsform. Er geht davon aus, dass sich gerade durch die totale permanente Gehorsamsbeziehung ein spezifischer Modus der Individualisierung herausgebildet hat (266ff.). Das Individuum hat sich in diesem Gehorsamssystem selbst zu verantworten vor dem Herrn/dem Hirten – auf der Position innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie, in die es hineingeboren wurde. Daher nennt Foucault diese Form der Individualisierung „eine Individualisierung durch Unterwerfung" (268). Wesentlich ist dabei das Verhältnis zwischen dem Seelenheil des Individuums und einer anerkannten Wahrheit. Dieser Wahrheit wird nicht einfach nur ‚geglaubt', sondern sie entfaltet sich im Inneren des Individuums. Das Individuum vervollkommnet sich durch die Erzeugung einer inneren, verborgenen Wahrheit. Die Pastoralmacht sei daher das Präludium für eine gouvernementale Regierungsform, die ihre Anfänge im 16. Jahrhundert hat und bis ins Heute reicht. In der Pastoralmacht liegen wesentliche Anlagen für die Herausbildung des Subjekts (268f.).

In den darauffolgenden Vorlesungen finden sich weitere Elemente, die bezüglich der hier angebrachten Überlegungen zu solidarischem Handeln weiterführend sind. In seiner 8. Vorlesung widmet sich Foucault den Widerstandsformen gegen die Pastoralmacht im Sinne einer Macht der Verhaltensführung (282). Er sieht in den verschiedenen christlichen Strömungen, die sich in Opposition zur herrschenden Kirchenordnung herausgebildet haben – wie z.B. den Waldensern, den Hussiten bis hin zur Revolte Luthers – spezifische Formen von *Verhaltensrevolten* (284f.). Seiner Ansicht nach haben sich im damaligen Mittelalter verschiedene prägnante Formen des *Gegen-Verhaltens* entwickelt. Für den

[28] Auch der Solidaritätsbegriff spielt in seinen Werken keine Rolle.

hier diskutierten Zusammenhang ist zunächst folgende Form von Gegen-Verhalten interessant: Foucault sieht in der Herausbildung verschiedener ‚*Gemeinschaften*' eine Möglichkeit, sich der pastoralen Macht entgegenzustellen (301ff.). Hier zeigt sich eventuell die Doppelgesichtigkeit der Pastoralmacht: wenn es wahr ist, dass sich innerhalb der pastoralen Seelenführung ein individualisierendes Element eingenistet hat, dann wurde auch der Grundstein eines Autonomiegedankens gelegt. Es handelt sich um die Erkenntnis, dass man als ‚Schafe' untereinander ‚gleich' ist vor dem ‚Hirten', dem ‚Herrn'. Da die tägliche Erfahrung oft war, dass das nächstliegende kirchliche Oberhaupt, der Priester oder der Bischof, alles andere als ein gottgefälliges Verhalten an den Tag legte, war die Schlussfolgerung eines John Wycliffs oder Jan Hus' naheliegend: einer religiösen Autorität, die in Todsünde lebt, braucht man nicht zu gehorchen (302f.). Damit war der Schritt zum Gedanken, dass man den Priester nicht mehr braucht, um zum Heil zu gelangen, nicht mehr weit. In diesen oppositionellen religiösen Gemeinschaften war „das Prinzip der absoluten Gleichheit" angelegt: jeder kann ein Hirte, ein Pastor sein (305). Alle sind demnach ‚Brüder' vor dem Herrn.

Dieses Gleichheitsprinzip und der Begriff finden sich auch in den Bauernaufständen. Hier verknüpfen sich die Verhaltens-Revolten gegen die Pastoralmacht als Seelenführung mit handfesten ökonomischen Forderungen. In den »Zwölf Artikeln«, die schwäbische aufständische Bauern 1525 in Memmingen proklamierten, heißt es gleich im ersten Artikel, dass jede Gemeinde ihren Pfarrer frei wählen dürfe und ihn auch wieder abwählen könne, solle dieser sich „ungepürlich" verhalten (vgl. Agnoli 1996, 129). Im zweiten Artikel geht es um grundsätzliche sozioökonomische Strukturveränderungen in der Gemeinde in Bezug auf die Zahlung des ‚Zehnten'. Der Zehnte soll geleistet werden, aber in angemessener Weise: der Pfarrer mitsamt Angehörigen soll durchaus ausreichend bezahlt werden. Der Rest soll aber in zwei Fonds aufgeteilt werden: ein Teil soll an Arme ausgegeben werden und ein Teil fließt in eine Gemeindekasse, aus der Reisekosten für diejenigen bezahlt werden, die kein Land haben, die letztlich ‚arbeitslos' sind und deshalb die Gemeinde verlassen müssen (129f.). „Es handelt sich im Grunde um die Übersetzung des moralischen Prinzips der Caritas in eine ökonomische Forderung." (130) Des Weiteren finden sich in diesen Artikeln die Forderungen nach Freiheit und Rechtsgleichheit und die Forderung nach gleichen Rechten bei der Nutzung von Wäldern und Flüssen – nach gleichen Jagd- und Fischereirechten (ebd.)[29]. In diesem außergewöhnlichen Dokument finden sich Elemente einer kritischen Haltung gegenüber der kirchlichen Autorität, Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit und vor allem eine solidarische Einstellung gegenüber sozial Benachteiligten in ihren Gemeinden.

Rainer Zoll stellt fest, dass der ursprünglich christliche Bruderschaftsbegriffs mit der Zeit eine säkulare Konnotation erhalten hat (vgl. Zoll 2000, 39). Die aufständischen Bauern haben sich „einander christliche Brüder" genannt. Sie haben damit ihrer Gleichheit vor Gott – vermittelt über ihre gemeinsame soziale Lage – zum Ausdruck gebracht (40). Die Bauernaufstände wurden zerschlagen sowie die Bewegung der Wiedertäufer, einer weiteren oppositionellen Bewegung. Dieser Sinn der Bruderschaft verschwindet zunächst: „Aber es ist doch bemerkenswert, wie schon in einem frühen Beispiel sozialer

[29] Vergleiche auch „Zwölf Bauernartikel 1525" auf: http://stadtarchiv.memmingen.de/918.html (gesehen am 23.04.13).

Bewegung die Motive des Kampfbegriffs Solidarität – also Gleichheit, Universalisierungsimpuls und v.a. die stark affektiv aufgeladene Gemeinschaftlichkeit, die sich im Bruderbegriff ausdrückt – auftauchen, die bis heute die »heißen« Momente sozialer Bewegung prägen (…)." (40)

Den Höhepunkt des Begriffs der ‚Brüderlichkeit', der ‚Fraternité' lässt sich in die Französische Revolution legen (vgl. Zoll 2000, 44). Gleichzeitig wurde in dieser Zeit die Begrenztheit dieses Begriffs deutlich, denn „es besteht andererseits auch eine ziemlich unmittelbare Verbindung zwischen *fraternité* und *terreur*, der Schreckensperiode der Französischen Revolution: Unter dem Vorwand, dass es in einem freien Volk nur Brüder oder Feinde geben könne (…), wurde die Homogenisierung der Menschen zu Brüdern blutig verwirklicht." (44) Darüber hinaus blieben in der Frage nach der Bürgerschaft, der *citoyenneté*, und damit dem Recht, wählen zu dürfen, große Teile der (männlichen) Bevölkerung ausgeschlossen (45). Der Begriff ‚Brüderlichkeit' zeigt die wesentliche Ignoranz gegenüber einer Hälfte der Bevölkerung: den Frauen. Sie nahmen zu Beginn der Französischen Revolution an den Kämpfen teil, gründeten Frauenklubs, führten eigene Protestmärsche durch und fingen an, Forderungen nach Bildung, Ausbildung und zivilrechtlicher Gleichbehandlung zu stellen. Diese Bewegung wurde ab 1793 brutal und oft blutig unterdrückt. Die Autorin der „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin" Olympe de Gouges wurde schließlich hingerichtet (49ff.). Dieses Merkmal wird einem immer wieder in der Geschichte der ‚Solidarität' begegnen: es besteht die Gefahr, dass Brüderlichkeit oder Solidarität oftmals mit bestimmten Inhalten und Handlungsformen verbunden werden, die von einer vorherrschenden Gruppe beeinflusst werden, wie es ihr beliebt, bzw. wie es ihren Interessen entspricht.

Linke Intellektuelle beschäftigten sich nach der Französischen Revolution mit deren Fortführung, wie z.B. Charles Fourier oder Etienne Cabet, der in seinem ‚Crédo Communiste' der Brüderlichkeit einen ganzen Abschnitt widmete. Ihm schwebte für ‚das ganze Menschengeschlecht' das Bild der Familie vor und damit eine Gleichheit unter den Menschen erreicht wird (45f.).

Am Vorabend zur Revolution 1848 tauchte der Begriff der Brüderlichkeit in Frankreich wieder auf, wobei ‚Solidarität' zu diesem Zeitpunkt bereits sehr üblich war (46). In Deutschland vollzog sich dieser Übergang langsamer. Es brauchte eine Weile, bis der Begriff der Brüderlichkeit hier diese wesentliche Rolle spielte: „In der revolutionären Bewegung von 1848 in Deutschland wurden die Worte Verbrüderung und Brüderlichkeit v.a. von der beginnenden Arbeiterbewegung im Munde geführt. Die erste umfassende deutsche Gewerkschaft nannte sich »Allgemeine Deutsche Arbeiterverbrüderung« und ihre Zeitung Deutsche Arbeiter-Verbrüderung; in ihr taucht gelegentlich das Wort solidarisch auf." (47) Marx und Engels kritisierten später in „'Die Klassenkämpfe in Frankreich von 1848 bis 1850' die Undifferenziertheit des Brüderlichkeitsbegriffs" (48). Sie äußerten den Vorwurf, dass sich sowohl Royalisten als auch Millionäre plötzlich alle in Arbeiter verwandelten. Die deklarierte ‚Brüderlichkeit' hätte letztlich sentimental die Klassengegensätze verwischt (ebd.).

Alles in allem handelt es sich um eine wechselhafte Geschichte des Begriffs der ‚Brüderlichkeit'. Er wurde im 20. Jahrhundert schlussendlich durch den Begriff der ‚Solidarität' abgelöst (48f.).

„Aus Brüderlichkeit wurde Solidarität“ schreibt Kornelia Hauser: „Das Erbe der Französischen Revolution muss durch die ‚Eiswüste der Abstraktion‘ (Walter Benjamin) gehen und kann erst dann beim Individuum ankommen. Aus den Brüdern gleich *in* Gott, wurden die Brüder gleich im Staat und vor dem Gesetz.“ (Hauser 2010) Mit der Metapher des ‚Bruders‘ wird auf das Gefühl eines Verwandtschaftsverhältnisses, auf die Idee des „kleinsten Ensemble des Sozialen“ verwiesen: der Familie (ebd.). Aber damit erlangt diese Idee auch eine Brüchigkeit: sie ist fixiert auf die männliche Vorherrschaft und sie klebt an einem bürgerlichen Familienbegriff, der die jeweiligen gesellschaftlichen Spaltungen nivelliert. Hinzu kommt der Nationenbegriff, dessen Verwendung und Betonung letztlich in die großen Weltkriege mündete (ebd.). Letztlich ist die Kleinfamilie der Ort, in dem Herrschaftsverhältnisse systematisch reproduziert werden. Dennoch hält der Begriff der ‚Brüderlichkeit‘ wach, dass Menschenrechte – welcher Art auch immer – nicht naturhaft, selbstverständlich vorhanden sind, sondern dass sie immer wieder erkämpft werden müssen. Der Begriff der ‚Solidarität‘ sei insofern schwieriger – so Kornelia Hauser – da „die Flüchtigkeit einer wählbaren Moral … darin historisch ebenso erhalten {ist; L.B.} wie die teils schweren Kämpfe, sie herzustellen“ (ebd.). Dieser ‚*normative Anker*‘ muss historisch-gesellschaftlich geschaffen werden und ist daher „den politischen Bedingungen, dem Stand der Befreiungskämpfe und der gesellschaftlichen Einsicht in Gerechtigkeit und Gleichheit ausgesetzt“ (ebd.).

Übergangsskizze

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in den bisher beschriebenen sozialen Bewegungen wesentliche Elemente auftauchen, die in Bezug auf die *Frage nach Solidarität* auch heute noch eine Rolle spielen. Foucault legt die Spur mit dem Thema der ‚*Gemeinschaft*‘ als Form von Verhaltens-Revolte: die Gemeinschaft, die zum einen *kollektives Handeln* ermöglicht und in der man zum anderen untereinander das Gefühl der ‚*Gleichheit*‘ erlebt. Zweitens ging es für die von Foucault beschriebenen Gemeinschaften um Formen *widerständigen Handelns*: die herrschende Ordnung im Mittelalter brachte in die alltägliche Lebensführung vieler Menschen Elend und Ungerechtigkeit. Das Thema der Pastoralmacht – nämlich die Sorge um die ‚Herde‘ – und die tagtäglich erlebte Unbarmherzigkeit und Not wurde als Widerspruch empfunden, der bei einigen Gruppen zum Motor für kollektives, widerständiges Handeln wurde.

Und schließlich wird – ob bei den aufständischen Bauern in Memmingen 1525 oder den Revolutionärinnen rund um Olympe de Gouges Ende des 18. Jahrhunderts – eine bestimmte *Wertvorstellung* angerufen bzw. ein spezifischer *moralischer Anker* geworfen. Der Traum vom ‚eigentlichen Leben‘ *orientiert* sich hier an alternativen Wertvorstellungen, die sich kritisch auf die herrschende Ordnung und hegemoniale Diskursen beziehen. Die individuelle Orientierungstätigkeit hat in diesen Fällen die Grenzen des ‚inneren Sprechens‘ überwinden können. Über Prozesse der sozialen Selbstverständigung wurden diese neuen Wertvorstellungen greifbar, wurden in Sprache gegossen und bildeten auf diese

Weise einen diskursiven Bezugspunkt, worauf sich eine Promovierende im 21. Jahrhundert beziehen kann.

4.2.2 Dimensionen von Solidarität

Die anhand der Begriffsgeschichte bereits angesprochenen Dimensionen von ‚Solidarität' lassen sich weiter spezifizieren. Im Folgenden sollen zunächst verschiedene Handlungsebenen aufgespannt werden, auf denen solidarisches Handeln eine Rolle spielen kann.

Berufliches Umfeld

Solidarität wird in der Regel mit der klassischen ‚Arbeitersolidarität', bzw. moderner: der Arbeitnehmer/innen-Solidarität in Verbindung gebracht (vgl. auch Zoll 2000, 119). Bei den Befragten im Forschungsprojekt U35 hat diese Dimension im Vergleich mit anderen Dimensionen wie solidarisches Handeln im sozialen Nahbereich jedoch eine geringere Bewertung erhalten (vgl. Held et al. 2011, 129f.). Das führt zu der Frage, wie Arbeitnehmer/innen mit Anforderungen und Druck von Außen umgehen; welche Bewältigungs- und Umgangsformen im Moment vorherrschend sind. Verschiedene aktuelle Untersuchungen von Arbeitssoziologen/innen bieten hierzu Einsichten und Interpretationen, an was sich Beschäftigte orientieren, welche Rolle solidarisches Handeln dabei spielt.

Stephan Voswinkel und Stefanie Hürtgen haben in ihrem Forschungsprojekt „Ansprüche an Arbeit und berufliche Entwicklung von Normalarbeitnehmer/innen" herausgearbeitet, dass sich mit dem Wandel der Arbeitswelt auch Anerkennungsmodi im Beruf änderten. Sie nehmen vor allem die steigende Gewichtung des Leistungsprinzips in den Fokus (vgl. Voswinkel 2013, 217f.). „In der Gegenwart des sich vermarktlichenden Kapitalismus zählt nun zunehmend das Ergebnis zu Lasten des Inputs (…)." (217) Leistung und Erfolg werden verstärkt entkoppelt, da die betriebswirtschaftlichen Ergebnisse im Zentrum der Aufmerksamkeit liegen und weniger das sachliche oder gar das soziale Ergebnis. Engagement und Anstrengung führen nicht mehr unbedingt zum Erfolg. Selbst der Umkehrschluss – Erfolg bedeutet erbrachte Leistung – ist brüchig geworden, betrachtet man sich die Mediendiskurse über unverhältnismäßigen Managergehälter oder Boni-Zahlungen etc. Voswinkel spricht hier von einem Aspekt eines vielschichtigen Prozesses, den er als ‚De-Institutionalisierung von Anerkennung' bezeichnet (217f.).

Diese hier kurz skizzierte Entwicklung wirkt sich auch auf die kollegiale Atmosphäre in einem Betrieb aus. ‚Kollegialität' kann zwar nicht mit dem Begriff der ‚Solidarität' synonym verwendet werden kann, wie Stefanie Hürtgen feststellt (vgl. Hürtgen 2013, 237). Wenn jedoch solidarisches Handeln auch nach einer Verankerung im konkreten sozialen Umfeld, in der täglichen sozialen Praxis verlangt, so muss die Frage gestellt werden, welche Elemente eines kollegialen Verhaltens der Beschäftigten untereinander für ein solidarisches Betriebsklima förderlich sind, bzw. welche dem entgegenstehen. Hürtgen versteht Kollegialität als „aktive, situationsbezogene Herstellung eines doppelt bestimmten

Sozialzusammenhangs“: es geht zum einen um eine zielorientierte Zusammenarbeit, um vorgegebene oder auch selbstbestimmte Leistungsanforderungen gemeinsam zu erfüllen und es geht zum anderen um eine Zusammenarbeit zwischen konkreten ‚Menschen‘, mit ihren jeweiligen psychischen und physischen Eigenschaften (241). Dieses Spannungsfeld ist demnach gekennzeichnet sowohl durch die individuellen Interessen der Kollegen/innen, als auch durch einen je nach Arbeitsfeld spezifischen Leistungsdruck. Letzteres steht wiederum im Kontext von betriebsinternen hierarchischen Strukturen und den steigenden Anforderungen durch Marktprozesse (ebd.). In den vom Forschungsteam durchgeführten Interviews kommt diese Balance zwischen verantwortungsvoller Zusammenarbeit und ‚Mensch-Sein‘ immer wieder zu Sprache. Letztlich handelt es sich um zwei Formen von Anerkennung: die Anerkennung durch die erbrachte Leistung und die Anerkennung als Person (259). Natürlich spielen ökonomische Faktoren eine große Rolle, erzeugen Druck auf die Beschäftigten. Hürtgen plädiert jedoch dafür vom Einfluss „einer Verwertungs- bzw. Wachstumsorientierung in Arbeitsprozessen“ nicht unmittelbar auf Handlungslogiken der Beschäftigten zu schließen (260). Denn diese zeigen eine ‚vielschichtige‘ Herangehensweise, entwickeln letztlich subjektive Bewältigungsformen (ebd.).
Für eine subjektwissenschaftliche Herangehensweise, ist diese Feststellung zentral. Dennoch soll im Folgenden ein Blick in Studien geworfen werden, in denen untersucht wurde, wie die momentan anhaltende krisenhafte Phase sich auf das soziale Gefüge in Betrieben auswirkt. Verschiedene arbeitssoziologische Untersuchungen haben sich in den letzten Jahren mit dem Arbeitsbewusstsein und der Entwicklung bzw. eher dem Ausbleiben von solidarischem Handeln allerdings hauptsächlich in der Metall-, Elektro- und Automobilindustrie beschäftigt (vgl. Detje et al. 2011; Dörre, Behr, et al. 2012; Dörre et al. 2011; Dörre, Hänel, et al. 2012; Holst and Matuschek 2012; Menz et al. 2013).
Die Forschungsgruppe um Klaus Dörre ist der Ansicht, dass viele Beschäftigte in ihrem Denken von einem »guten Betrieb«, aber einer »schlechten Gesellschaft« ausgehen: das heißt einerseits machen sie in ihrem jeweiligen Betrieb seit Jahren Erfahrungen von Ungerechtigkeit und Missachtung. Andererseits sehen sie die ‚Schuld‘ in globalen Zusammenhängen, denen auch ihre eigenen Manager machtlos gegenüberstehen (vgl. Dörre et al. 2011, 22). Theoretisch stützen sich die Forscher/innen auf das Konzept der ‚kapitalistischen Landnahme‘, das eigentlich ursächlich genutzt wird, um „Entwicklungsprozesse kapitalistischer Formationen zu erfassen“ (22). Das Konzept der ‚kapitalistischen Landnahme‘ beschreibt wie der Kapitalismus sich mittels einer hochkomplexen ‚Innen-Außen-Dynamik‘ weiterentwickelt (vgl. Dörre, Behr, et al. 2012, 58; Dörre et al. 2011, 23). Einerseits reproduziert er sich auf Basis seiner grundlegenden Funktionsweise: „in den Produktionsstätten des Mehrwerts, den Fabriken, der durchkapitalisierten Landwirtschaft und auf den Warenmärkten“ (Dörre et al. 2012, 58). Andererseits ist er auf Austauschbeziehungen angewiesen, die zwischen Möglichkeiten der Kapitalakkumulation auf der einen Seite, kapitalistisch noch zu erschließende Territorien und/oder nichtkapitalistische Produktionsweisen auf der anderen Seite oszillieren (ebd.). Wesentlicher Aspekt hierbei ist, dass diese ‚Landnahmen‘ durch staatliche Interventionen flankiert und ermöglicht werden. So beispielsweise durch die Privatisierung von öffentlichen Einrichtungen oder durch die De-Regulierung von Arbeits-

märkten (vgl. Dörre 2009, 44). Die ‚Landnahme' zeigt sich nicht nur in der Expansion, sondern auch dort, wo der Kapitalismus sich wieder zurückzieht und verlassene Gegenden, überflüssige Arbeitskräfte und verkommene Infrastruktur hinterlässt (vgl. Becker et al. 2010, 14).

Dörre und seine Mitforscher/innen wollen mit Rückgriff auf das Konzept der ‚kapitalistischen Landnahme' zum einen aufzeigen, dass innerhalb der kapitalistischen Entwicklung konstant unterschiedliche Eigentums- und Produktionsverhältnisse existieren. Der Wandel vom Fordismus zum Finanzmarktkapitalismus hat deutlich gezeigt, dass die soziale Realität in vielen Facetten weiterhin von der älteren Formation geprägt ist[30]. Zum anderen verknüpfen sie dieses Konzept mit Antonio Gramscis Subjektkonzept, das den Menschen als ‚*geschichtlichen Block*' betrachtet. Einerseits muss sich der Mensch an veränderte Produktionsweisen und sozialem Druck durch ‚Prekarisierung der Arbeitsgesellschaft' anpassen; er sozialisiert sich in gesellschaftliche *Orientierungs*systeme hinein (vgl. Dörre et al. 2012, 59). Andererseits existieren in jedem Menschen „sperrige, eingelebte Dispositionen und Praktiken" (ebd.), bestimmte Habitusformen, die als inkorporierte Vergangenheit zu bezeichnen sind und die in den Augen der Forscher/innen dafür sorgen, dass es zu einem „In- und Nebeneinander ‚alter' und ‚neuer' Verhältnisse" kommt – nicht nur auf gesellschaftlicher Ebene, sondern eben auch in jedem Individuum selbst (ebd.).

Mit dem Auftreten des finanzdominierten Akkumulationsregimes (vgl. u.a. Demirović and Sablowski 2012), trat eine neue Form der Landnahme auf, die vor allem im exportorientierten Sektor zu tiefgreifenden Veränderungen geführt hat – aufbauend auf einer finanzkapitalistischen Wettbewerbsrationalität, die überwiegend von Konkurrenzprinzip und Gewinnmaximierung geprägt ist. Diese Entwicklung wurde begünstigt durch einen gleichzeitig stattfindenden Umbau des Sozialstaats, beispielsweise mit der Einführung verschärfter Disziplinierungsmechanismen im Zuge der Einführung der Agenda 2010 (vgl. Dörre et al. 2012, 60f.).

Was bedeutet diese Entwicklungen für die Frage nach Solidarität im beruflichen Alltag? Die Forscher/innen haben Beschäftigte in Betrieben sowohl in Ostdeutschland als auch in Westdeutschland befragt. Es hat sie unter anderem interessiert, wie sich das Verhältnis der Stammbelegschaft zu den Leiharbeitenden gestaltet (vgl. Holst and Matuschek 2012). Leiharbeit hat in den letzten Jahren mit hoher Dynamik zugenommen. Vor allem seit der Einführung der Hartz-Gesetzte gab es einen regelrechten Boom in dieser Branche. Lag die Zahl der Leiharbeitenden 1980 noch bei 33.000, zählt die Bundesagentur für Arbeit im Juni 2012 908.000 Leiharbeitnehmer/innen. Knapp die Hälfte dieser Beschäftigungsverhältnisse dauern weniger als drei Monate – sprich der Wechsel von einem Leiharbeitsverhältnis in die Arbeitslosigkeit verläuft nahezu fließend (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2013). Während der Krise 2008 wurde das Instrument Leiharbeit genutzt, „um das Arbeitskraftvolumen kostengünstig zu flexibilisieren" (Menz et al. 2013, 35). Über 100.000 Leiharbeitende wurden zwischen

[30] Dies wird in Kap. 5 noch deutlich werden. Gerade in Bezug auf das Verhältnis von Frauenerwerbstätigkeit, Familienpolitik und Wandel von Geschlechterrollen und Familienkonstellationen zeigen sich diese Ungleichzeitigkeiten und ungleichen Geschwindigkeit in markanter Weise. Hier ist es eher der Wandel der sozialen Realität, auf den z.B. die Familienpolitik nicht zeitgemäß reagiert.

2008 und 2009 entlassen (ebd.). Bezüglich der weitaus unterdurchschnittlichen Entlohnung von Leiharbeit im Vergleich zur Entlohnung der Stammbelegschaft konnte die IG-Metall zwar 2010 ein Gleichstellungsgebot zumindest für die westdeutsche Stahlindustrie durchsetzen, in anderen Branchen sieht die Situation wesentlich schwieriger aus (vgl. Holst and Matuschek 2012, 35). Neben den Leiharbeitenden gibt es weitere Beschäftigtengruppen, die einen benachteiligten Status einnehmen: es gibt immer mehr Beschäftigte mit befristeten Verträgen, sowie Werk- und Dienstverträgen. Die Interessenvertretungen stehen demnach vor dem Problem, die Interessen zunehmend fragmentierter Belegschaften zu bündeln, eine Fragmentierung, die sich nur überwinden lässt, wenn die Interessenvertretungen auf eine *‚inklusive Solidarität‘* setzen, wie Hajo Holst und Ingo Matuschek unterstreichen. Denn die Ausrichtung einer Politik der Interessenvertretung nur an den klassischen Interessen der Stammbelegschaft wird auf Dauer zu kurz greifen: „Der bisweilen beschworene Dualismus von stabilen Belegschaftskernen und fragilen Rändern entspricht schon seit einiger Zeit nicht mehr der betrieblichen Realität. Mit benachteiligt Beschäftigten ist die Prekarisierung der Arbeitsgesellschaft in vielen Betrieben und damit in den Zentren gewerkschaftlicher Interessenvertretung angekommen (…).“ (ebd.)

Die Befragung der Beschäftigten ergibt ein widersprüchliches Bild: einerseits wird das Problem der zunehmenden Leiharbeit, bzw. der zunehmend prekären Beschäftigungsverhältnisse gesehen, andererseits solidarisieren sich die Stammbeschäftigten nur in geringem Maße mit den Leiharbeitenden (37). Die Forscher/innen stellen eine *‚exklusiv verbleibende Solidarität‘* fest, die darüber hinaus tendenziell die Grenzen des eigenen Standorts nicht überschreitet. Die krisenhaften Erfahrungen, die Beschäftigte nicht erst seit 2008/2009 machen, haben bei den Beschäftigten das Bewusstsein entstehen lassen, dass das Überleben des Standorts letztlich auch davon abhängig ist, wie flexibel die Belegschaft ist. „Es hat sich daraus eine Form *‚kompetitiver‘ Solidarität* entwickelt, die zwar einen hohen Zusammenhalt in der Belegschaft erzeugt, die aber gleichzeitig von jedem Einzelnen immer neue Flexibilitätsleistungen einfordert – Flexibilitätsverweigerer sehen sich Ausgrenzungen gegenüber. In Bezug auf Leiharbeit befördert ein solches Arbeitsbewusstsein tendenziell ambivalente Haltungen: Die Schlechterstellung der Leiharbeitenden wird politisch-normativ bedauert; das Instrument selbst wird als betriebswirtschaftlich notwendig erachtet, zudem sichert es die eigene Beschäftigung.“ (37; Hervorhebung L.B.)

Die Analyse der Interviews führt bei den Forscher/innen unter anderem zu der Einschätzung, dass sich bei den Beschäftigten ein *‚verbetrieblichtes‘ Arbeitsbewusstsein* herausgebildet hat: in mancher Hinsicht sehen sie die gesellschaftlichen Entwicklungen äußerst kritisch, beziehen sich demgegenüber jedoch positiv auf ihren eigenen Betrieb. Zumindest in dieser Untersuchung ist die hohe Identifikation mit dem Betrieb auffällig, was unter anderem auch daran liegt, dass man hier die letzte größere Krise gut überstanden hat (40). Holst und Matuschek stellen schlussendlich fest: Das „’verbetrieblichte‘ Arbeitsbewusstsein, die ‚kompetitive‘ Solidarität und auch die latente Ausgrenzung der Leiharbeiter stellen letztendlich über subjektive Verarbeitungsprozesse vermittelte Folgen des intensiven Standort-

wettbewerbs dar, mit dem die unterschiedlichen Belegschaftsgruppen innerhalb einzelner Betriebe wie auch betriebsübergreifend permanent aufs Neue in Konkurrenz zueinander gesetzt werden.“ (53)
Die Forscher/innen haben in ihren verschiedenen Untersuchungen nicht nur nach solidarischen Haltungen innerhalb der Belegschaften gefragt, sondern auch nach Einstellungen gegenüber anderen benachteiligten Gruppen in der Gesellschaft. Dabei stellten sie fest – insbesondere bei Befragten in westdeutschen Betrieben – dass eine Mehrheit der Befragten durchaus der Ansicht sind, es lohne sich, Langzeitarbeitslose stärker unter Druck zu setzen. Eine Gesellschaft, in der alle ‚mitgenommen‘ werden, gilt als nicht überlebensfähig. Im Osten sind solche Ansichten zwar weniger präsent – wohl auch aufgrund kollektiver Erfahrungen von Arbeitslosigkeit – aber selbst ehemalige Festangestellte, die entlassen und wieder als Leiharbeitende zu geringerem Lohn eingestellt wurden, werden als ‚fremd‘, als nicht dem Betrieb zugehörig betrachtet. Daher sehen Dörre und Kollegen/innen auch hier asymmetrische, exklusive Solidaritätsformen (vgl. Dörre et al. 2011, 39f.). Die Studien des Forschungsteams um Wilhelm Heitmeyer zu *Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit* kommen zu ähnlichen Ergebnissen: vor allem bei den oberen Einkommensgruppen sinkt die Bereitschaft schwächere Gruppen zu unterstützen. Daher stellt Heitmeyer fest, dass ein Aspekt der momentanen Gesellschaftskrise die fortschreitende Entsolidarisierung ist (vgl. Heitmeyer 2010, 20ff.).
Die Forschungsgruppe um Klaus Dörre ist jedoch der Ansicht, dass die subjektive Landnahme – sprich die Orientierung an Diskursen, welche die Überwindung der Krise u.a. durch Flexibilität der Beschäftigten und Leistungssteigerung propagieren – ihre Grenzen hat: viele der Befragten haben ein latent bis stark vorhandenes gesellschafts- und auch kapitalismuskritisches Bewusstsein. Daraus schließen die Forscher/innen, dass die Möglichkeit einer ‚rebellischen Subjektivität‘ prinzipiell gegeben ist (46). Allerdings konstatieren sie, dass dieser „latent vorhandene Antikapitalismus“ keine/n Adressaten/in findet – sprich es gibt weder eine Gruppe Intellektueller oder gar Institutionen, die diese Kritik aufnehmen könnte (47). „Die Gewerkschaften – gleich, ob ihre Aktivitäten positiv oder negativ bewertet werden – sind es jedenfalls nicht.“ (47) Die alltägliche Kapitalismuskritik sei letztlich ‚heimatlos‘ (ebd.). Selbstkritisch stellen sie fest, dass es auch bisher an soziologischen Thematisierungsversuchen fehle, dass es auch hier noch keine Sprache, Kategorien gebe, die diese alltägliche Sozialkritik fassen kann (48).
Forscher/innen am Münchner Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung (Isfort et al.) haben ebenfalls in mehreren Untersuchungen gewerkschaftliche Vertrauensleute und Betriebsräte/innen u.a. aus Betrieben der Metall- und Elektroindustrie befragt, hinsichtlich ihrer Interessen- und Handlungsorientierungen vor allem im Zuge der letzten ‚Großen Krise‘, der Finanzkrise 2008/2009 (vgl. Detje et al. 2011; Menz et al. 2013). Die Forschungsgruppe hat Einzel- und Gruppeninterviews durchgeführt und konnte somit ein sehr vielschichtiges Bild der Orientierungen der Beschäftigten zeigen. Der Fokus der gewerkschaftlichen Vertrauensleute und Betriebsräte/innen ist sicherlich besonderer Art: sie haben schon aufgrund ihrer Stellung im Betrieb einen kritischeren Blick auf die Betriebspolitik des Managements. Von der Sicht auf den Betrieb als ‚guter Betrieb‘ ist wenig zu spüren. Im Gegenteil, hier

zeigen sich sehr differenzierte Sichtweisen. Die Krise wird als ‚permanenter Prozess' betrachtet: die aktuellen Krisenereignisse reihen sich in die seit vielen Jahren erlebten Krisen im Betrieb, wie Drohungen von Standortverlegung oder gar -schließung und den damit zusammenhängenden Ängsten um den Verlust des Arbeitsplatzes (vgl. Menz et al. 2013, 34; Detje et al. 2011, 55f.). Demnach wird in den Interviews auch die Vermutung geäußert, dass die Krise ‚benutzt' wurde, um den Betrieb ‚gesund zu stoßen' – letztlich argumentativ als Arbeitgeberstrategie missbraucht, um die Lohnkosten zu senken. Die Krise wird deshalb unter anderem auch als machtpolitisches Instrument betrachtet, um eine profitorientierte Betriebspolitik weiter voranzutreiben und die Arbeitnehmerseite zu disziplinieren (vgl. Detje et al. 2011, 60f.). Auch in dieser Untersuchung wird deutlich, dass Leiharbeit als ‚Prüfstein' für die solidarische Orientierung bei den Beschäftigten betrachtet werden kann (vgl. Menz et al. 2013, 35). Die Interviewten nehmen Anteil am ‚Schicksal' der entlassenen Leiharbeiter/innen. Die Entlassungen werden jedoch in gewisser Weise akzeptiert, aus dem Interesse heraus seine eigene Position, den eigenen Arbeitsplatz zu schützen (36). Leiharbeit hat demnach „eine relevante Befriedungswirkung in der Wirtschaftskrise" eingenommen (37).

In den nachfolgenden Untersuchungen, zwei Jahre nach der ‚Großen Krise', zeigt sich, dass selbst in Betrieben, die aufgrund des Booms in den exportorientierten Branchen Gewinne zu verzeichnen hatten, die Beschäftigten nachhaltig verunsichert sind: nach wie vor herrscht ein tiefes Misstrauen gegenüber dem ‚System' an sich. Der kurzfristige Boom wird nur als eine Ausnahme vor dem nächsten Einbruch wahrgenommen (41f.). Interessant ist, dass die Forschungsgruppe ein Auseinanderfallen vom Krisenerleben auf betrieblicher Seite und der persönlichen Lebensplanung feststellt. Sie erklären sich diese Diskrepanz zwischen „‚ökonomischer' und ‚individueller' Krise (…) durch die größere Handlungsoffenheit des Nahbereichs", in dem die Interviewten offensichtlich Chancen sehen, unsichere Zeiten zu bewältigen (44). Die Tübinger Forschungsgruppe hat ähnliche Beobachtungen gemacht. Allerdings wird diese positive Sichtweise auf die eigene Lebensplanung damit in Verbindung gesetzt, welches Selbstkonzept die Befragten von sich haben. Die meisten äußern sich hinsichtlich möglicher zukünftiger Schwierigkeiten zuversichtlich. Sie sind der Ansicht, dass sie diese subjektiv bewältigen können – sehen beispielsweise befristete Arbeitsverträge gar als Chance sich neu orientieren zu können (vgl. Held et al. 2011, 108)[31].

Jedoch in Bezug auf die gesellschaftliche Krise bleibt bei den Befragten eine pessimistische Sichtweise. Die Interviews des Forschungsprojekts „Krise ohne Konflikt?" und den nachfolgenden Untersuchungen zeigen viel Resignation und Ohnmachtsgefühle. „Widerstand scheint zwecklos – schon angesichts eines fehlenden Adressaten. Gegen was will man demonstrieren? Gegen wen?" (Detje et al. 2011, 92). Das eigene Unternehmen erscheint als kleines Element in einer langen Kette globaler Zusammenhänge. Daher findet die Bewältigung des steigenden Drucks im Betrieb eher auf individueller Ebene statt (92f.). Dennoch – so fasst die Forschungsgruppe zusammen – zeigt sich in den Interviews viel Wut und Angst (102). Im Grunde verlangt diese Gefühlslage nach widerständigem Handeln und

[31] Siehe auch Kap. 7.4: Fallbeispiel Simone.

Protest. Aber dazu kommt es nicht. Es bleibt bei einer ‚hoffnungslosen Unzufriedenheit', wie die Forscher/innen es im Anschluss an Heitmeyer formulieren (103ff.). Hin und wieder gibt es Protestfantasien – mit bewundernden Blicken nach Frankreich, die in der Wahrnehmung der Interviewten ‚radikalere' Protestformen haben und nicht alles mit sich machen lassen. Aber solche Perspektiven sehen sie für Deutschland nicht (111ff.). Auch in den nachfolgenden Untersuchungen ist eher von ‚verriegelten Verhältnissen' die Rede. In manchen Betrieben wird zwar ein ‚Fenster der Möglichkeit' für Protest und Widerstand gesehen. Dies scheitere aber – so die Aussagen der interviewten Vertrauensleute – an der mangelnden Solidarität und der Ich-Bezogenheit der Beschäftigten (vgl. Menz et al. 2013, 45f.).
Die Gestaltungsmöglichkeit und vor allem der Gestaltungswille von Staat und Politik werden als äußerst gering eingeschätzt – der Staat ist machtlos und Politiker/innen sind korrupt (vgl. Detje et al. 2011, 118ff.). Gegenüber den Gewerkschaften wird häufig die Forderung laut, sie sollen sich stärker politisch einmischen – allerdings ohne dabei sich in das ‚kontaminierte Feld der Politik' zu begeben – sprich, die Rolle eines oppositionellen Interessenverbands einnehmen und mit einer eigenen Krisenanalyse ihren Einfluss geltend machen (vgl. Menz et al. 2013, 47ff.).
Die hier vorgestellten Untersuchungen wurden überwiegend in Betrieben der Elektro- und Autoindustrie durchgeführt. Folgende Fragestellungen betreffen jedoch solidarische Handlungsstrategien in vielen Berufsfeldern, auch im sozialen Bereich: Wie steht es um das Verhältnis Anerkennung als ‚Mensch' und Anerkennung als ‚Fachkraft'? Was prägt das Betriebsklima? Wie steht es mit der Solidarität über die Interessenlage der eigenen Beschäftigtengruppe hinweg – Kernbelegschaft versus prekär beschäftigte Arbeitnehmer/innen? Hier zeigt sich eine große Schwierigkeit bei Formen *mechanischer Solidarität*: sie kann zu Gruppenschließungsprozessen führen, die den Blick auf größere Zusammenhänge verstellen. Welchen Einfluss haben in diesem Zusammenhang krisenhafte Zeiten mit steigendem Druck und zunehmender Unsicherheit? Und welche Rolle wird den Gewerkschaften einerseits und der Politik andererseits als gestaltende Akteurinnen überhaupt noch zugestanden?

Gesellschaftliche Ebene

In Bezug auf die Rolle der Politik kommt in den Untersuchungen immer wieder die Angst vor sozialem Abstieg zur Sprache. Gerade ältere Arbeitnehmer/innen äußerten in den Interviews die Sorge vor der Arbeitslosigkeit und dem schnellen Abstieg in Hartz IV (vgl. Detje et al. 2011, 57f.). Dieser Wunsch nach solidarischer Sorge auf gesellschaftlicher Ebene hat die Tübinger Forschungsgruppe mit dem Begriff ‚*Solidarismus*' in Verbindung gebracht. Rainer Zoll schildert, dass diese Form von Solidarität um den Jahrhundertwechsel zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert vor allem in der christlichen Soziallehre und der französischen Sozialphilosophie diskutiert wurde (vgl. Zoll 2000, 87). Letztlich ging es um die Frage, wie eine Gesellschaft solidarisch organisiert werden kann. Besonders der Wirtschaftswissenschaftler Charles Gide hat diesbezüglich bemerkenswerte Ideen entwickelt. Er unterscheidet grundsätzlich zwischen einer tatsächlich existierenden Solidarität (*solidarité de fait*) und einer Solidarität als Pflicht (*solidarité-devoir*). Erstere Solidaritätsform trägt seiner Ansicht nach nicht dazu

bei, dass sich Gesellschaften in Bezug auf eine größere Solidarität zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen verändern können. Diese Art der Gestaltung einer Gesellschaft muss ‚bewusst gewollt sein' und mit spezifischen Mitteln auch umgesetzt werden (87f.). „Die Ziele des damaligen Solidarismus lassen sich in den sehr sozialdemokratisch klingenden Stichworten zusammenfassen: Wirtschaftsdemokratie, demokratische Kooperation und soziale Demokratie. Die Assoziation von Kapital und Arbeit sollte nicht nur in Form von Genossenschaften, sondern auch mittels der Partizipation der Arbeiter am Kapital (und am Gewinn) realisiert werden." (88) Wie ein solcher solidarischer Aufbau der Gesellschaft genau auszusehen hat, wurde je nach politischer Ausrichtung unterschiedlich gewichtet. In der katholischen Soziallehre findet man diese Ideen heute noch bei Vertreter/innen der Befreiungstheologie (92).

Hier wird der Begriff verwendet, wie er im Forschungsprojekt U35 der Tübinger Forschungsgruppe definiert wurde: Solidarismus verdeutlicht die Ansicht, dass der Staat die Aufgabe hat, auf Missstände in der Gesellschaft zu reagieren und für soziale Gerechtigkeit zu sorgen. Dies wird verbunden mit dem Gefühl, dass er dazu moralisch verpflichtet ist. In der quantitativen Befragung der jungen Erwachsenen im Forschungsprojekt U35 lag diese Form der Solidarität in Bezug auf die Wertigkeit an zweiter Stelle – nach dem solidarischem, unterstützendem Verhalten im sozialen Nahraum (vgl. Held et al. 2011, 127f.).

Familie/privates Umfeld

Ein zentrales Ergebnis des Forschungsprojekts „Was bewegt junge Menschen? – U35" ist die Feststellung, dass in der Frage nach dem konkreten solidarischen Handeln die Ebene des familiären und sozialen Umfelds für die befragten jungen Menschen die wichtigste Rolle spielt (vgl. Held et al. 2011, 125ff.). In den qualitativen Interviews geschieht es häufig, dass die Befragten sich von dem Begriff ‚Solidarität' distanzieren und eher Begriffe wie ‚Unterstützung', ‚Miteinander' oder ‚gegenseitiges Helfen' etc. bevorzugen (135f.).

Wenn Kornelia Hauser anhand des Begriffs der ‚Brüderlichkeit' die Verbindung zum „kleinsten Ensemble des Sozialen" – der Familie – herstellt, dann auch, um die Grenzen dieses Ensembles herauszustellen: die Familie als zentraler Ort, an dem Herrschaftsverhältnisse systematisch reproduziert werden – in Bezug auf Geschlechterverhältnisse, auf Reproduktion hegemonialer Wertvorstellungen etc. (Hauser 2010). Diese kritische Distanz zu einem sozialen Ensemble, das in konservativen Diskursen oft als Hort von Moral und Werteerziehung herhalten muss und für den gesellschaftlichen Zusammenhang schlechthin steht, ist von Bedeutung. Dennoch ist die Facette, dass solidarisches Handeln in familiären Zusammenhängen und in anderen sozialen Zusammenhängen gelernt wird ein Aspekt, den es lohnt genauer zu betrachten. In einem Konferenzbeitrag hat Regina Becker-Schmidt diese andere Dimension hervorgehoben: „Zweifellos ist die private Lebenswelt ein Lernfeld für solidarisches Verhalten, das politisch von Belang ist." (Becker-Schmidt 2009) Ihr Blick richtet sich dabei vor allem auf Frauen, welche nach wie vor die zentrale Verantwortung für Sorgearbeit in Familien tragen. Diejeni-

gen, die sich verantwortlich fühlen für das Wohlergehen von Familienmitgliedern, entwickeln evtl. zum einen eine wesentliche Sensibilität für die Belange anderer Mitmenschen und zum anderen sind sie maßgeblich daran beteiligt eine Familien-*Kohärenz* herzustellen, einen sozialen Raum, der sowohl Gemeinschaftlichkeit als auch individuelle Lebensqualität schaffen kann. Dieses „Modell der Gegenseitigkeit" hat natürlich seine Tücken (ebd.). Ein Aspekt sieht Regina Becker-Schmidt darin, dass das „Prinzip der Reziprozität", das für sie „konstitutiv für den Begriff der ‚Solidarität' ist", vor allem für Frauen nicht gegeben ist: die nach wie vor überwiegend von ihnen geleistete Fürsorgearbeit wird gesellschaftlich nicht anerkannt und oft auch von Familienmitgliedern eher vorausgesetzt und erwartet (ebd.).

Mit Seyla Benhabibs moraltheoretischem Konzept könnte man die Gedanken von Regina Becker-Schmidt weiter verfolgen. In diesem Konzept unterscheidet sie zwischen dem Standpunkt des ›verallgemeinerten‹ und dem des ›konkreten Anderen‹ (vgl. Benhabib 1989, 467f.)[32]. Der ›Standpunkt des verallgemeinerten Anderen‹ bedeutet ein Handeln, das sich an Normen wie ‚Gleichheit' und an allgemeinen Rechten orientiert. Das Gegenüber wird als ein rationales Wesen betrachtet, mit Anspruch auf gleichen Rechten. Mit diesem Standpunkt wird die reale Biographie und Identität des Gegenübers jedoch letztlich ausgeblendet. Daher braucht es den ›Standpunkt des konkreten Anderen‹, bei dem „jedes einzelne rationale Wesen als ein Individuum mit einer konkreten Geschichte, Identität und affektiv-emotionalen Verfassung" betrachtet wird (468). Hier werden die Bedürfnisse der anderen Person in den Blick genommen, die Motivationen, was sie erreichen möchte, was sie sich wünscht. Die moralischen Gefühle wie Fürsorge, Liebe, Sympathie aber auch Solidarität werden zu wesentlichen Eckpfeilern dieses Konzepts (469). Einen solchen Blick auf das Gegenüber können evtl. Menschen entwickeln, die in ihrer alltäglichen Lebensführung stark in Fürsorgearbeit eingebunden sind. Jedoch arbeitet Benhabib heraus, dass der Blick auf den ‚konkreten Anderen' die Gefahr birgt, dass es zu Ausschlüssen gegenüber dem Fremden, zu Rassismus und Sexismus kommt oder vielleicht auch nur den Blick verstellt für die Nöte der Nachbarfamilie hinter dem Jägerzaun (475). Daher brauche es eine „kommunikative Ethik der Bedürfnisinterpretation", in der beide Aspekte moralischen Handelns eine Rolle spielen, sowohl ein Handeln mit dem Blick auf den ‚Standpunkt des konkreten Anderen' als auch mit Blick auf den ‚Standpunkt des verallgemeinerten Anderen' (475ff.). Sprich, gerade wenn sich nicht spontan ein Gefühl von Sympathie und Solidarität einstellt, trotzdem im Blick zu haben, welche Rechte das Gegenüber hat – und wenn es sich um das Recht auf Anderssein handelt.

[32] Mit ihrem Essay greift Seyla Benhabib eine Auseinandersetzung zwischen den beiden US-amerikanischen Psychologen/in Carol Gilligan und Lawrence Kohlberg auf. Carol Gilligan und Kollegen/innen formulierten starke Einwände gegen Lawrence Kohlbergs Theorie über Moralentwicklung. Diese sei „nur für die Messung eines Aspekts moralischer Orientierung, dem einer Ethik der Gerechtigkeit und der Rechte, geeignet", die in der damaligen Diskussion für eine Welt steht, in der offiziell kaum Frauen vorkamen, die Welt der Öffentlichkeit, der Politik, der Forschung etc. (Benhabib 1989, 454). Daher kontrastierten Gilligan und Andere diese Moralvorstellungen „mit einer Ethik der Fürsorge und Verantwortung" (ebd.). Carol Gilligan hat selbst Untersuchungen in den 1960er Jahren durchgeführt, wobei sie zum Ergebnis kam, dass eine Ethik der Fürsorge und Verantwortung stärker im Moralverständnis von Frauen auftritt (454f.).

Neben familiären Strukturen ist es aufschlussreich, auch weitere soziale Gruppen in Bezug auf Formen ‚solidarischen Handelns' in den Blick zu nehmen. Barbara Stauber plädiert in einem Artikel dafür, jugendkulturelle Aktionsformen als solidarische Handlungsstrategien ‚gegen Entfremdung' zu begreifen (vgl. Stauber 2013). Die Organisation der ‚Brother's Keepers' (sic!) nennt sie als ein Beispiel unter anderen für eine Bewegung innerhalb der Hip-Hop-Szene, in der sich Künstler/innen zusammengeschlossen haben, um dem grassierenden Alltagsrassismus an Schulen entgegenzutreten (271f.). Letztlich – so ihre Argumentation – wandelt sich mit den kulturellen Praktiken auch das Verständnis von Solidarität. Die Proteste von jungen Menschen in den letzten Jahren, wie zum Beispiel die Occupy-Bewegung, die sowohl von der Mainstream-Presse als auch von Teilen der Gewerkschaften und der ‚Linken' eher belächelt wurden, haben aufgezeigt, dass junge Menschen imstande sind, „ihre eigene Version eines solidarischen Handelns, ihre eigenen Vorstellungen einer solidarischen Gesellschaft" zu entwickeln (274). Dabei greifen sie auf bestimmte Traditionslinien zurück oder sie setzen sich bewusst von ihnen ab (ebd.). So geschehen beispielsweise bei der Occupy-Bewegung, wo es verpönt war bei den Demonstrationen mit Fahnen jeglicher Art aufzutauchen. Sowohl Gewerkschafts- als auch Parteifahnen wurden abgelehnt, da sich die Bewegung nicht vereinnahmen lassen wollte[33]. Damit unterstreicht Stauber ein wesentliches Moment und unterbreitet eventuell auch eine Aufforderung an hiesige Gewerkschaftsvertreter/innen, im Nachdenken über Solidarität „das Recht auf Differenz" (Scherr 2013, 265f.) nicht aus den Augen zu verlieren und unter Umständen auch als Chance zum Überdenken der eigenen Strategien zu begreifen.

Abschließend lässt sich sagen, dass der Blick in den sozialen Nahraum nicht unbedingt ‚Solidarität' zum Vorschein bringen lässt – zumindest nicht die Solidarität, die von Gewerkschaften oder Parteien gefordert wird – sondern eher ein ‚allgemeines soziales Verantwortungsgefühl', wie es die Tübinger Forschungsgruppe genannt hat (vgl. Held et al. 2011, 128). Ein Gefühl, das ausdrückt, dass man sich auch um andere kümmern muss, damit das Leben in der eigenen Familie, in der Gruppe, in der man sich bewegt, aber auch in Bezug auf die Gesellschaft funktioniert. Für die Entwicklung eines solchen Kollektivbewusstseins braucht es auf der intraindividuellen Ebene verschiedene Handlungs*orientierungen* – wie Empathie, moralische Orientierung und Gerechtigkeitsvorstellungen, die allerdings sowohl aus der Perspektive der biographischen Entwicklung als auch aus der Perspektive des gesellschaftlichen Wandels unter ständigen Veränderungsprozessen stehen (vgl. auch Krettenauer 1999, 215). Auf dieser Ebene geschieht letztlich die Handlungstätigkeit, die darauf aus ist *Gemeinschaften* herzustellen, sei es in der Familie, im Freundeskreis, in der Nachbarschaft oder in der Jugendclique.

[33] Allerdings war diese Haltung nicht erfolgreich. Die Occupy-Bewegung ist zumindest in Deutschland vielerorts in der Versenkung verschwunden. Es gibt Berichte, dass Demonstranten/innen mit Gewerkschaftsfahnen aus einer Occupy-Demo in Berlin rausgeschmissen wurden. Die Ablehnung von Organisierungsstrukturen und Bündnisarbeit mit anderen sozialen Bewegungen und Organisationen hat sie auch der Chance beraubt, ihre mediale Aufmerksamkeit nachhaltig zu nutzen. In Frankfurt a.M. ist das anders verlaufen: die Occupy-Aktivisten/innen haben sich im Blockupy-Bündnis mit Gewerkschafter/innen, globalisierungskritischen und linksradikalen Bewegungen und Vertreter/innen der Linkspartei zusammengeschlossen. Als es im Mai 2012 darum ging das Occupy Camp vor der EZB zu räumen, haben sich viele mit ihnen solidarisiert und mit ihnen dagegen protestiert und versucht die Räumung zu verhindern (vgl. u.a. http://www.youtube.com/watch?v=lX12HjUeoj4; gesehen am 24.5.13).

Übergangsskizze

Diese drei ausgewählten Sphären, in denen solidarisches Handeln eine Rolle spielen kann, sind für die Lebensführung wesentlich. Sie werden in den Interviews in unterschiedlichem Ausmaß immer wieder eine Rolle spielen.

Solidarisches Handeln im beruflichen Umfeld – aber auch in der Reproduktionssphäre – unterliegt sowohl den Bedingungen der jeweiligen Produktionsverhältnisse als auch bestimmten hegemonialen Diskursen. Gerade anhand des Konzepts des *‚verbetrieblichten' Arbeitsbewusstseins* lässt sich dies konkretisieren: ökonomischer Druck gepaart mit einem bestimmten betriebswirtschaftlichen Jargon formiert sich zu einer Bedeutungskonstellation, die nur den Schluss übrig zu lassen scheint, dass es in Bezug auf Standortsicherung und Gewinnmaximierung keine andere Alternative gibt als diese, beispielsweise eine bestimmte Anzahl der Belegschaft in die Arbeitslosigkeit zu schicken (um sie danach teilweise wieder als Leiharbeitende unter weitaus schlechteren Konditionen wieder einzustellen). Die Ergebnisse der verschiedenen Forschungsarbeiten zeigen jedoch in unterschiedlichem Maße das Eigensinnige der Praxis. Die sich wandelnden und verschärfenden Bedingungen in der Arbeitswelt werden heterogen subjektiv verarbeitet. Die hier diskutierten Studien fanden vor allem in Branchen der industriellen Produktion statt mit vermutlich überwiegend männlichen Beschäftigten. Die besonderen Bedingungen für solidarisches Handeln in sozialen Berufen werden im nächsten Hauptteil genauer betrachtet. Dennoch werden mindestens zwei wesentliche Faktoren deutlich, die für solidarische Arbeit in Betrieben prägend sind: zum einen die „ausdifferenzierten und heterogenen Interessenlagen" immer stärker differenzierteren Belegschaften, die ‚politisch zu gestalten' sind (Allespach 2013, 308). Neben der Verteidigung und dem Ausbau von Löhnen und Arbeitnehmer/innen-Rechte, sprich einem gewerkschaftlichen Kerngeschäft, müssen Gewerkschaften zum anderen versuchen bestimmten neoliberalen Diskursen einen eigenen Diskurs entgegenzusetzen. So geschehen beispielsweise in einem Zeitschriftenbeitrag zum Thema ‚Freiheit weiter denken': letztlich gelte es – so das Plädoyer der Autoren – dem „Konstrukt der Freiheit als Eigenverantwortung" innerhalb der liberalen Gouvernementalität (Allespach, Demirović, and Wentzel 2011, 81), einen positiven Freiheitsbegriff entgegenzusetzen, der „meint, dass die Menschen sich gemeinsam über die Ziele der gesellschaftlichen Entwicklung, ihre Ausgestaltung und ihre Maßstäbe verständigen" – also über alle Aspekte, die ein *‚gutes Leben'* für alle ermöglichen (86). Erst dann ist ‚Freiheit' möglich. Dies verweist letztlich auf solidarisches Handeln in der gesellschaftlichen Sphäre und auf die Frage nach politischem Handeln, dem Einfordern solidarischer gesellschaftlicher Strukturen. Das Nachdenken über Solidarismus ist das Träumen von dem Teil des *‚eigentlichen Lebens'*, der das gesellschaftliche Ganze betrifft.

Die Übergänge zwischen solidarischem Handeln und Fürsorge, freundschaftlicher und/oder familialer Unterstützung im sozialen Nahraum sind sicherlich fließend. Gerade wenn man die Lebensführung junger Frauen in sozialen Berufen betrachtet, ist die Handlungsfähigkeit einen sozialen Raum herzustellen, zu produzieren eine fundamentale Voraussetzung für solidarisches Handeln. Der Blick in diese

Sphäre birgt die Möglichkeit solidarisches Handeln dort zu finden, wo man es zunächst nicht vermutet – solidarisches Handeln jenseits großer Organisationen, bezogen auf kleine Gruppen oder zwischen einzelnen Personen, evtl. verknüpft mit jugendkulturellen Protestformen. Gerade weil sich die großen Gesten von Solidarität bei den jungen Befragten oft nicht finden lassen, gilt es die Orientierungen, die Bewegung im sozialen Nahraum genau zu betrachten und herauszuarbeiten.

4.2.3 Solidarisches Handeln in der Lebensführung

Die Tübinger Forschungsgruppe hat solidarisches Handeln als essentielles Element in der Lebensführung herausgearbeitet (vgl. Held et al. 2011, 22ff.; Kap. 2.2). Hier wird die Annahme vertreten, dass solidarisches Handeln als Aspekt der ‚*doppelten Möglichkeit*' gesehen werden kann. Die ‚doppelte Möglichkeit' als Bezeichnung für das Spannungsfeld des Handelns *unter* den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen beziehungsweise des Handelns diese Bedingungen aufzubrechen, um die Verfügungsmöglichkeiten zu *erweitern* – nicht nur für sich, sondern für andere und damit auch für einen selbst (vgl. Holzkamp 1985, 368; Kap. 2.1). Solidarisches Handeln kann in der anfangs skizzierten Bandbreite in diesem Spannungsfeld näher bestimmt werden: Dominiert im solidarischen Handeln die Leithypothese einer ›*restriktiven Handlungsfähigkeit*‹ bzw. einer ›*reproduktiven Orientierungstätigkeit*‹ handelt es sich um all jene Formen solidarischen Handelns, die sich *in* den gesellschaftlichen Bedingungen bewegen, diese nicht in Frage stellen oder sogar ausgrenzende, ausschließende Strukturen fordern. Letztlich bezieht sich diese Form von Solidarität auf *enge Gruppeninteressen*, wobei der Blick auf die Interessen und Bedürfnisse Anderer entweder keine Rolle spielt, bewusst vermieden oder sogar argumentativ geleugnet wird. In diesem Spannungsfeld stellt solidarisches Handeln unter der Leithypothese ›*verallgemeinerter Handlungsfähigkeit*‹ bzw. einer ›*überschreitenden Orientierungstätigkeit*‹ den anderen Pol dar. Solidarisches Handeln unter dieser Leithypothese ist sehr viel facettenreicher und voraussetzungsvoller. Es würde zum einen bedeuten, die Grenzen der eigenen Gruppeninteressen zu übertreten und die *Interessen anderer* mindestens mitzudenken oder zu unterstützen, demnach eine Form organischer Solidarität, wie sie evtl. Durkheim im Blick hatte. Es ginge jedoch nicht nur um die Interessen anderer, sondern grundsätzlich um die Anerkennung eines ‚universalen Rechts, anders zu sein', wie Albert Scherr in Anlehnung an Zygmunt Bauman herausarbeitet (vgl. Scherr 2013, 265). Die Andersheit von jemand anderen zu akzeptieren ist der erste Schritt. Serhat Karakayali führt aus, dass in dieser Beziehung zu den Anderen, den Minderheiten, sich eine ‚kommende Gemeinschaft' äußern kann. Er bezieht sich dabei auf gesellschaftstheoretische Überlegungen von Gilles Deleuze und Félix Guattari, die einen Begriff von Friedrich Nietzsche verwenden: den Begriff der ‚*Fernstenliebe*' (vgl. Karakayali 2013, 26). „Den ‚Fernsten' zu lieben, meint bereits bei Nietzsche nicht nur die geografische Entfernung, sondern sich in Beziehung zu bestimmten Elementen der kollektiven Existenz zu setzen, die minoritär sind und sich damit dem Moment der rechtlichen, staatlichen und herrschaftlichen Fixierung des Kollektivs entziehen." (ebd.) Hier kommen gleich zwei wei-

tere Elemente einer *überschreitenden Solidarität* zur Sprache: die Bedeutung der Gemeinschaft und das widerständige Moment.

Aufrufe zur Solidarität oder konkrete Solidaritätsbekundungen und Handlungen können in diesem Spannungsfeld genauer analysiert werden. Albert Scherr nennt als negatives Beispiel die Aufforderung sich solidarisch mit ‚unseren' Soldaten/innen zu zeigen (vgl. Scherr 2013, 263). Gerade dieses Beispiel zeigt jedoch, dass es nicht immer so einfach ist. Drückt diese Art von Solidaritätsbekundung die Sorge der Familien um ihre Angehörigen aus? Sind sie der Ansicht, dass ‚Deutschland am Hindukusch verteidigt werden muss' oder mischt sich darin der Zweifel an Militäreinsätzen dieser Art und was eigentlich das deutsche Militär überhaupt in dieser Gegend zu suchen hat?

Natürlich gibt es Beispiele, wo Solidaritätsaufforderungen einen klaren restriktiven oder gar rassistischen Charakter haben: Athanasios Marvakis beschreibt in einem Artikel über den Aufstieg der extremen Rechte in Griechenland – vor allem seit Ausbruch der Krise – wie diese letztlich die Ängste der Bevölkerung geschickt nutzt und der Linke ihr wichtigstes Thema beraubt, der sozialen Solidarität. Sie nutzt dieses Thema jedoch unter den Vorzeichen ihrer Ideologie: Solidarität als Aus- und Abgrenzung, was sich insbesondere in gewalttätigen Übergriffen bis hin zu Morden an Flüchtlingen manifestiert (vgl. Marvakis 2013, 281f.). Aber auch in diesem Fall gilt es die Frage zu stellen, welche Bedingungen und Bedeutungen innerhalb der jeweiligen Lebensführung dazu führen, dass Menschen für sich in diesen Überzeugungen und Handlungen eine Möglichkeit sehen ihre ‚*Handlungsfähigkeit*' (Fuchs, Lamnek, and Wiederer) herzustellen, bzw. bestimmte Anforderungen aber vor allem ihre Ängste zu ‚*bewältigen*'. Auf der subjektwissenschaftlichen Ebene bedeutet dies den Blick auf den jeweiligen *subjektiven Begründungsdiskurs* zu richten.

Serhat Karakayali weist in einem Artikel zu ‚Kosmopolitischer Solidarität' darauf hin, dass es zu verstehen gilt, warum aus hegemonietheoretischer Perspektive sich diese unterschiedlichen Bezüge in den Begriff ‚Solidarität' packen lassen (vgl. Karakayali 2013, 21). Mit Foucault gesprochen, ist dies die Frage nach den jeweiligen *Diskursen*, auf die sich die genannten Beispiele beziehen. Welche Diskurse bedient beispielsweise Frankreichs Staatschef, wenn er seinem britischen Kollegen nach dem Mord an einem britischen Soldaten seine ‚Solidarität im Kampf gegen den Terrorismus' zusichert (vgl. SZ vom 23.5.2013). Welche Diskurse werden mit der moralischen Anrufung ‚Seid solidarisch!' in Bezug auf Soldaten/innen bzw. auf die rein-griechische Bevölkerung bedient? Wie werden Emotionen hier eingesetzt, um bestimmte machtpolitische Interessen durchzusetzen? Solche Fragen zu stellen, bedeutet diese Solidaritätsaufforderungen unter emanzipatorischer Perspektive zu dekonstruieren.

Anhand der Vorlesungen zur Geschichte der Gouvernementalität von Foucault wurde bereits herausgearbeitet, dass die *Gemeinschaft* als eine Form von *Gegen-Verhalten* gegen die übermächtige Institution der Kirche im Mittelalter gesehen werden kann. Holzkamp drückt die Bedeutung gemeinschaftlichen Handelns wie folgt aus: wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse geändert werden sollen „ist die *kooperative Form der Handlungen für die Individuen zwingend*" (Holzkamp 1985, 331). Es braucht demnach eine Struktur, die *kollektives Handeln* ermöglicht (vgl. auch Billmann and Held 2013, 21).

Das Berliner Bündnis für die Einstellung der §129(a)-Verfahren[34] könnte man als eine solche Gemeinschaft bezeichnen. In einer Schrift haben sie ihre Solidaritätsarbeit und ihre Erfahrungen aufgearbeitet (vgl. Bündnis für die Einstellung der §129(a)-Verfahren 2011). Sie berichten von den Schwierigkeiten sich auf gemeinsame Forderungen zu einigen, den kontroversen Diskussionen innerhalb des Bündnisses, das offensichtlich aus Menschen mit sehr heterogenen Ansichten besteht. Auch wenn es politisch unterschiedliche Haltungen zu den politischen Aktionen gab, die in diesen Fällen strafrechtlich verfolgt wurden, war doch allen klar, dass Solidarität notwendig ist. In einem Text wird dies konkretisiert: „Solidarität ist für uns ein ganz grundlegender Wert, politisch und moralisch, und außerdem eine Bedingung für Organisierung jenseits der herrschenden Verhältnisse. Sie richtet sich gegen die Individualisierung, die sich gesellschaftlich durchgesetzt hat. Sie verbessert die Handlungsfähigkeit der linken Bewegung. Wenn man systemkritisch eingestellt ist, ist man nur handlungsfähig, wenn man weiß, dass Leute hinter einem stehen und einen unterstützen, wenn die Repression einem was aufs Dach gibt.“ (14f.)

Gemeinschaftliche Organisierung wird hier als ein Gegen-Verhalten zur ‚Individualisierung‘ gesehen. Diese Form von Gegen-Verhalten richtet sich letztlich gegen „die Ideologie der ‚individuellen Verantwortung‘“ der liberalen Gouvernementalität (Kastner 2008, 52). Im Forschungsprojekt U35 ist ein ambivalent charakteristisches Ergebnis, dass diejenigen der Befragten, die eine hohe ‚Ich-Orientierung‘ aufweisen, gleichzeitig angeben, dass ihnen ‚Gemeinschaft‘ sehr wichtig ist (vgl. Held et al. 2011, 84). Dies ist für die Forschungsgruppe ein Indiz dafür, dass soziale Beziehungen – trotz dem Gefühl, für sein Leben allein verantwortlich zu sein – nach wie vor eine starke Rolle spielen. Es scheint jedoch bei dieser Form von Gemeinschaftsorientierung nicht um das Motiv gehen, dass man mit anderen etwas bewegen möchte. „Es besteht eher die Tendenz, mit allen verbunden zu sein und gleichzeitig nicht gebunden zu sein.“ (Billmann and Held 2011, 142) Sprich, das Vertrauen auf seine eigene individuelle Leistungsfähigkeit, die Anforderungen in der Lebensführung zu bewältigen, braucht den Rückhalt im sozialen Umfeld (vgl. Billmann and Held 2013b, 206). Allerdings haben diejenigen, die auf ‚Ich-Orientierung‘ setzen auch hohe Zustimmungswerte bei Aussagen zu hierarchischen, autoritären Strukturen und sind auch eher der Ansicht, dass es im Großen und Ganzen gerecht auf der Welt zugeht (‚Gerechte-Welt-Glaube‘) (ebd.). Handeln in einer Gemeinschaft bedeutet demnach nicht automatisch solidarisches Handeln. Es braucht das Moment der ‚*überschreitenden Orientierung*‘, das Empfinden eines Widerspruchs zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen, mit denen man konfrontiert ist und den Vorstellungen eines ‚*eigentlichen Lebens*‘ (Holzkamp). Im Prozess der ‚*sozialen Selbstverständigung*‘ innerhalb seiner ‚Gemeinschaft‘, ob im Betrieb, in der Nachbarschaft oder mit anderen Betroffenen, bedarf es dann des Moments der Bewusstwerdung, der ‚*conscientização*‘ (Freire) über Fragen nach gesellschaftlichen Zusammenhängen und schließlich der Frage nach gemeinsamen widerständigem Handeln. Manchmal drängt sich diese Frage

[34] Das Bündnis hat sich 2007 gegründet, nachdem vier Männer verhaftet wurden mit dem Vorwurf sie seien Mitglieder der ‚militanten gruppe‘. Drei von ihnen wurde vorgeworfen, sie hätten drei Bundeswehr-LKW beschädigt (vgl. Bündnis für die Einstellung der §129(a)-Verfahren 2011, 7).

durch die Umstände auf. Am Beispiel der Berliner Mietergemeinschaft am Kottbusser Tor, „Kotti und Co“, lässt sich dies verdeutlichen. Aufgrund von steigenden Mieten, sich häufenden Zwangsräumungen und einem kollektiven Gefühl der Verdrängung hat sich die Mietergemeinschaft gegründet und organisiert seither kreativen Protest gegen die strukturellen Veränderungen in ihrem Viertel. In ihrem Selbstverständnis schreiben sie: „Wir haben uns nicht ausgesucht, diesen Kampf gegen die hohen Mieten zu führen. Der Kampf hat uns gesucht. Wir sind NachbarInnen, die politisch handeln müssen, weil die Politik unsere Probleme ignoriert.“ (Kotti und Co 2012) An dieser Feststellung wird das Gefühl der absoluten Notwendigkeit betont – mehr noch, sie fühlen sich zum Widerstand gezwungen, weil es schlichtweg um einen wesentlichen Teil ihres Lebens geht: dem Wohnen. Dieser gemeinsame Kampf hat offensichtlich einen Mehrwert geschaffen, den die Aktiven wie folgt formulieren: „Aber in diesem politischen Kampf haben wir auch etwas Wunderschönes geschaffen: einen offenen Ort für alle, die kommen. Wir sind nicht nur Nachbarschaftstreff, sondern lernen in diesen Wochen/Monaten die verschiedensten Menschen kennen. (…) Wir sind wie Ihr, wie alle am Gecekondu[35] natürlich auch keine neuen Menschen – in uns spiegelt sich auch diese Gesellschaft mit all ihren Trennungslinien und Irritationen wieder. Parallelwelten aus Hartz IV und festem Job, Universität und Hauptschule, deutsch, persisch, arabisch, englisch und türkisch sprechend usw. dick, dünn, alt, jung … Wir leben täglich tausend Widersprüche, Vorurteile, Schubladen. So wie diese Gesellschaft eben heute verfasst ist. Wir wollen die Mischung trotzdem, wir lassen uns aufeinander ein. Nicht nur weil wir ein gemeinsames und dringendes politisches Ziel haben, sondern auch weil Nachbarschaft, weil ein Stadtteil, ein Kiez, so wie wir ihn erleben, genau so aussehen sollte. Auch dafür lohnt es sich zu kämpfen.“ (ebd.)

In Anlehnung an Karakayali könnte diese Organisierung der Mieter/innen als eine Form gelebter ‚*Fernstenliebe*‘ verstanden werden: die „Widersprüche, Vorurteile, Schubladen“ werden nicht negiert, sondern es wird versucht, sich produktiv darauf einzulassen. Denn in ihren Augen ist diese Mischung das Charakteristische in ihrem Viertel, das sie als einen Wert betrachten, für dessen Erhalt sie sich einsetzen wollen. Karakayali argumentiert mit Verweis auf Étienne Balibar, dass es letztlich um die „Idee einer prinzipiellen Unabschließbarkeit einer politischen Gemeinschaft“ geht: eine politische Gemeinschaft, die nicht nur als niemals vollständig zu begreifen ist, sie braucht nach geradezu das ‚Eindringen des Anderen‘, um sich herauszubilden und weiterzuentwickeln (Karakayali 2013, 26).

Das *widerständige Moment* in diesen Formen ‚überschreitenden‘ solidarischen Handelns ist „eine zivilgesellschaftliche Zurückeroberung von Definitions- und Handlungsmacht“ (Hauser 2010), sich nicht dermaßen regieren zu lassen von bestimmten hegemonialen Bedeutungsstrukturen bzw. Diskursen. Dies kann sowohl bedeuten, sich Diskursen zu Standortsicherung und Gewinnmaximierung zu verweigern als auch sich bestimmten grassierenden Alltagsrassismen zu widersetzen. Es kann darüber hinaus heißen, sich kritisch mit bestimmten Anforderungen an Frauenleben auseinanderzusetzen, wie wir im letzten Teil dieser Arbeit sehen werden. Es könnte sich auch um die Auseinandersetzung handeln, sich ‚nicht dermaßen regieren zu lassen‘ von den ‚Selbsttechnologien‘, wie der Überzeugung,

[35] Gecekondu ist das Protest-Haus der Mietergemeinschaft am Kottbusser Tor. Gececondu ist türkisch und bedeutet: über Nacht erbautes Haus.

dass man nur frei und rational handelnd sei, wenn man sich anpassungsfähig, flexibel, mobil und dynamisch zeigt (vgl. Lemke, Krasmann, and Bröckling 2000, 30). Welche Formen von Widerstand bzw. ‚Gegen-Verhalten' letztlich gewählt werden, kann jedoch nicht losgelöst betrachtet werden von den sozialen Selbstverständigungsprozessen in den jeweiligen ‚Gemeinschaften'/Gruppen.

Übergangsskizze

Solidarität ist demnach nicht nur eine Frage der Haltung, sondern vor allem eine Frage der *Praxis*.
Diese Feststellung richtet sich im Grunde gegen jegliche Annahme eines statischen (Arbeits-) Bewusstseins (vgl. auch Vester 2009) und würde diesbezüglich an Begriffen wie dem ‚verbetrieblichten Arbeitsbewusstsein' ein Fragezeichen setzen. Was genau macht diese Praxis aus? Frigga Haug hat in einem Vortrag zu ihrem Konzept der „Vier-in-einem-Perspektive" eingangs den marxistischen Arbeitsbegriff als zu eng definiert (vgl. auch Haug 2008). Darüber hinaus kritisiert sie an Klaus Holzkamp, dass dieser die menschliche Entwicklung letztlich nur über die Werkzeugherstellung denken kann. Sie nennt das kurz die ‚Axttheorie'. Was hier fehlt, ist die Arbeit, die kein Werkzeug braucht (vgl. Haug 2013). Ihre Kritik hängt zusammen mit ihrem feministischen Ansatz, das marxistische Verständnis von Produktionsverhältnissen aufzubrechen und die Reproduktionsarbeit, jegliche Form von Fürsorgearbeit, in diesen zu integrieren. Es geht darum das ‚Produktive' dieser Arbeit zu betonen und gleichwertig zu behandeln (vgl. auch Kap. 5.1). Karakayali plädiert dafür, Arbeit als ‚gesellschaftliche Arbeit' zu verstehen, „als materielle und immaterielle und schließlich auch *affektive* Produktion sozialer Beziehungen" (Karakayali 2013, 24). Solidarisches Handeln ist etwas, dass sich in Aushandlungsprozessen, in *Räumen sozialer Selbstverständigung* entwickeln, hergestellt werden muss. Sie ist in diesem Sinne *affektive Arbeit*, wie Michael Hardt und Antonio Negri dies definieren: „Affektive Arbeit ist biopolitische Produktion, denn sie bringt unmittelbar soziale Beziehungen und Lebensformen hervor." (Hardt and Negri 2004, 129)
Diese Form von Arbeit ist unruhig, entzieht sich oft jeglicher Form von kausalem, rationalem Denken. Jede/r, der/die schon einmal an Solidarisierungsprozessen in Gruppen beteiligt war, weiß das. Denn wie Karakayali richtig feststellt, neben einer solidarischen Haltung und einer Praxis, braucht es die Voraussetzung, dass Solidarität *empfunden* wird: „Solidarisches Empfinden ist dann affektive Arbeit an alternativen Modellen des Gemeinschaftlichen." (Karakayali 2013, 25)
Dass es zwischen affektiver Arbeit im Freundeskreis, in Familien, in Sorge-Berufen und solidarischem Handeln viele Entsprechungen gibt, ist sowohl im Forschungsprojekt U35 deutlich geworden, wo der soziale Nahraum, die wichtigste Rolle im solidarischen Handeln der jungen Beschäftigten gespielt hat. Das wird auch in dieser Arbeit in den Fallanalysen der befragten jungen Frauen immer wieder augenscheinlich hervortreten.

5. Die Lebenssituation junger Frauen in Bezug auf das Berufsfeld des Gesundheitswesens, der sozialen Dienste und auf pluralisierte Lebensformen

5.1. Lebensführung junger Frauen

Es stellt sich die Frage, ob man davon ausgehen kann, dass sich die Lebensführung von Frauen von derjenigen von Männern unterscheidet. Gibt es eine weibliche bzw. eine männliche Lebensführung?
Die Lebensführung eines Menschen bewegt sich in den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen. Dazu gehören die Geschlechterverhältnisse, deren unterschiedliche Dimensionen im Folgenden skizziert werden sollen.

5.1.1. Geschlechterverhältnisse – als Produktionsverhältnisse, als Effekt staatlichen Handelns

Wie ist das gesellschaftliche Gefüge mit den Geschlechterverhältnissen verstrickt? Anhand welcher Kategorien kann Licht in diese Verstrickung gebracht werden?
Viele junge Frauen erleben sich gleichberechtigt mit Männern. Sie fühlen sich „Auf dem Sprung“ - wie die BRIGITTE-Studie 2008 titelt (vgl. Thelen 2008). Die Soziologin Jutta Allmendinger, die im Auftrag der BRIGITTE im Krisenjahr 2009 ihre Studie fortschrieb, fragt, ob wir es hier nicht „mit einer neuen Frauengeneration zu tun {haben}, mit Frauen, die ihre Vorstellungen und Wünsche verwirklichen können, die sich weniger arrangieren werden“ (Allmendinger 2009, 2).
Tatsächlich lässt sich feststellen, dass in den letzten drei Jahrzehnten nicht zuletzt dank der zweiten Frauenbewegung in den USA und Europa eine formale Gleichstellung in der Gesetzgebung stattgefunden hat, insbesondere was das Eherecht und gesetzlich geahndete Gewalt gegen Frauen anbelangt (vgl. u.a. Griesser and Ludwig 2008, 284). Verschiedene Prozesse in den Arbeitsverhältnissen und andere gesellschaftliche Entwicklungen führen offensichtlich zu Umbrüchen, Verschiebungen, Aufweichungen in den Geschlechterbeziehungen. Dennoch stellen Studien immer wieder fest, dass „die Orientierung am *Muster der hegemonialen Männlichkeit*“, das Männer in der Rolle des Familienernährers sieht, nach wie vor stark präsent ist (Jurczyk et al. 2009, 55). Die Soziologin Karin Jurczyk und ihre Kollegen/innen sprechen hier von „Patriarchaler Modernisierung“: Geschlechterverhältnisse seien durch „Ambivalenzen, Brüche, Ungleichheiten und Ungleichzeitigkeiten verschiedener Art gekennzeichnet“ (54). Einerseits greifen Frauen das (fadenscheinige) Versprechen der Moderne auf, wollen ihr Leben eigenständig und selbstbestimmt führen, andererseits können bzw. wollen sie gar nicht ungebrochen dem „männlichen Individualisierungsmodell“ folgen. Das stellt hohe Anforderungen an die Gestaltung von Geschlechterbeziehungen, da die meisten Männer nach wie vor in ihrer Lebensführung die Erwerbstätigkeit und Karriere in den Mittelpunkt stellen (ebd. 54; vgl. auch Held et al. 2011, 253).

Hinzu kommt der strukturelle Wandel der Arbeitsgesellschaft, dessen zentrales Merkmal – so die These des Soziologen Robert Castel – die Ausweitung prekärer Beschäftigungs- und Arbeitsformen[36] sei und der damit fundamentale lebensweltliche Folgen auslöst (vgl. u.a. Castel and Dörre 2009; Manske and Pühl 2010, 7). Die Gruppe von Soziologen/innen um Karin Jurczyk verwenden den Begriff der „Entgrenzung", um diese gesellschaftlichen Phänomene zu beschreiben (Jurczyk, Lange, and Szymenderski 2005; Jurczyk et al. 2009). Mit dem Begriff „Entgrenzung" wird in Teilen der Sozialwissenschaft seit Ende der 1990er Jahre in Westdeutschland die mit der „forcierten Modernisierung" auftretenden Phänomene gefasst, die das Aufweichen, Aufbrechen und zum Teil auch Auflösung von in der Vergangenheit als ‚sicher empfundene', begrenzte und abgegrenzte gesellschaftliche Sphären beschreiben (vgl. Jurczyk et al. 2009, 27). In Bezug auf die Erwerbssphäre hat „Entgrenzung" folgende Konsequenzen: die Anzahl sozialversicherungspflichtiger Vollzeitstellen ist seit Jahrzehnten konsequent am Sinken. Gleichzeitig nehmen prekäre Arbeitsverhältnisse zu: Teilzeitstellen, befristete und geringfüge Beschäftigung, Löhne, die weit unter Tariflöhnen liegen (33). Lebenslange Berufsbiografien werden brüchig, Einkommensverhältnisse erschweren zunehmend eine Existenzsicherung. Damit einher wandeln sich althergebrachte soziale Orientierungsmuster. Der in Westdeutschland vorherrschende so genannte fordistische Geschlechterkontrakt[37] bricht auf, der von einer asymmetrischen Komplementärkonstruktion geprägt war – sprich das Haupteinkommen einer Familie wird in der Regel durch die Erwerbsarbeit des Mannes gewährleistet, während die Frau hauptsächlich die Familienarbeit schultert und bestenfalls einer Teilzeitbeschäftigung nachgeht (vgl. u.a. Jurczyk et al. 2009; Manske and Pühl 2010, 7). In der ehemaligen DDR wurde die Erwerbstätigkeit von Müttern sowohl staatlich als auch betrieblich gefördert. Darüber hinaus gab es flächendeckend staatliche Betreuungseinrichtungen für Kinder. Hier traten die ersten massiven Veränderungen in den Familiengefügen nach der Wende ein – durch hohe Erwerbslosigkeit, schweren Einschnitten in den Arbeitsmarktstrukturen, dem Abbau der öffentlichen Kinderbetreuung, aber auch durch die Angleichung des Scheidungsrechts an das westdeutsche (vgl. Jurczyk et al. 2009, 41ff.). Der Prozess in den letzten Jahrzehnten beruht nicht nur auf massiven ökonomischen Veränderungen, sondern auch auf politischen Entscheidungen, z.B. der Neuausrichtung der Sozial- und Arbeitspolitik im Zuge der Einführung der „Agenda 2010" hin zu mehr „Eigenverantwortung". Dies führt gleichfalls zu vielerlei neuen sozialen Anforderungen an die Lebensführung (vgl. Manske and Pühl 2010, 10).

Die momentane Krise des „*finanzdominierten Akkumulationsregimes*" (Demirović and Sablowski 2012) bringt die sich verschärfenden Widersprüche zu tage. Beginnend mit der Finanzkrise 2009, mit

[36] Manske und Pühl kritisieren aus feministischer Perspektive an dem Diskurs um Prekarisierung, dass es sich im Grunde um die „Sorge um den Positionsverlust des männlichen Industriearbeiters" dreht (Manske und Pühl 2010, 11).

[37] Der Begriff ›Fordismus‹ lässt sich im wesentlichen auf Antonio Gramsci zurückführen, der sich in seinen Gefängnisheften mit dem Wandel der amerikanischen Produktionsverhältnisse hin zu einer Massenproduktion von Konsumgütern mittels des Fließbandes auseinandersetzte (Henry Ford). Dieser Prozess ist für Gramsci nicht loszulösen von einer gleichzeitigen Entwicklung von staatlichen und zivilgesellschaftlichen Rahmenpassungen, mithilfe derer die neue Arbeitsweise mit einer neuen Alltagskultur, einer neuen Lebensweise versucht wurde zu untermauern (vgl. Barfuss 2007, 20f.).

dem daran anschließenden vielfältigen Krisenzyklus, kommt es weltweit zu einer massiven Vernichtung von Arbeitsplätzen, verbunden mit Ernährungs- und Energiekrisen. Es wird immer deutlicher, dass der „Mythos der ökonomischen Erholung" nach solchen Krisen immer weniger trägt (vgl. Candeias 2009, 8f.). Dieser tiefgreifende Krisenzyklus hat Effekte auf die Geschlechterverhältnisse. Die Folgen der Finanzkrise trafen in Deutschland zunächst vor allem männerdominierte Branchen, wie das Baugewerbe, die Automobilindustrie und die Computerbranche. Die Konjunkturpakete, mit denen versucht wurde die Krise aufzufangen, basierten vor allem „auf einem geschlechterpolitischen Konservatismus" (Scheele 2009a, 2009b). Als Maßnahmen sind unter anderem die Abwrackprämie und die finanziell unterstützte Förderung der Kurzarbeit zu nennen, mit denen die Bundesregierung die männerdominierten Branchen unterstützte. Der gleichzeitig in Bedrängnis geratene Sektor des Einzelhandels, in dem überwiegend Frauen beschäftigt sind, erhielt keine derartige staatliche Unterstützung. Obwohl die Konjunkturpakete auch Mittel für Kommunen zum Ausbau von Schulen und Kindergärten enthielten, handelte es sich zunächst nur um bauliche Maßnahmen und nicht um Gelder für zusätzliches Personal. Im Gegenteil – durch die vorherrschende staatliche Austeritätspolitik sind frauendominierte Berufsbranchen wie Öffentlicher Dienst, soziale Dienste und Gesundheitswesen weiterhin unter Druck (vgl. Reiner 2009, 9ff.). Dies zeigt sich u.a. in der „Ökonomisierung des Gesundheitswesens", welche schon seit Jahren Personalabbau und damit katastrophale Bedingungen in Krankenhäusern produziert (vgl. Manske 2012, 25f.).

Wenn Feministinnen die derzeitige Krisenformation analysieren, sprechen sie daher von der hinzukommenden „*Krise der sozialen Reproduktion*" (Winker 2011, 2012). „Die durch die Rettungsmaßnahmen verursachte Überschuldung des Staates vergrößert den Druck auf die staatlichen Leistungen, die zur Daseinsvorsorge oder anders ausgedrückt zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendig sind, sich aber aus Kostengründen nicht mehr realisieren lassen." (Winker 2012, 7f.) Mehr als in Deutschland wird dies in anderen europäischen Ländern deutlich – vor allem in den Ländern Südeuropas – wo die europäische Austeritätspolitik letztlich als Versuch gedeutet werden kann, die letzten Reste der jeweiligen Wohlfahrtsstaatsformation zu schleifen (vgl. Wahl 2012; Wahl 2014).

Diese Skizze zeigt: Geschlechterverhältnisse hängen mit den spezifisch historischen gesellschaftlichen Zuständen zusammen. Daher werden im Folgenden zwei Sichtweisen auf Geschlechterverhältnisse angeboten: *Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse* und *Geschlechterverhältnisse als Effekt staatlichen Handelns*.

Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse

Die erste *Dimension von Geschlechterverhältnissen* ist die Sicht von »*Geschlechterverhältnissen als Produktionsverhältnissen*«, wie sie Frigga Haug bezeichnet (Haug 2001). Dabei benennt sie mit Absicht die Geschlechterverhältnisse im Plural, um das ›Beweglich-Veränderliche‹ dieses Gegenstandes erfassen zu können. Es handelt sich weder um ein festes Verhältnis noch um natürlich feste Akteure (762). Die Fortpflanzung als ‚natürliche Basis' wird im historischen Prozess überformt, aus ihr wird –

je nach spezifischen historisch-gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen – herausgeschnitzt, was als ‚natürlich' zu gelten hat. „In dieser Weise treten die Geschlechter als Ungleiche aus dem Gesellschaftsprozess, wird ihre Nicht-Gleichheit zur Grundlage weiterer Überformungen und werden Geschlechterverhältnisse fundamentale Regelungsverhältnisse in allen Gesellschaftsformationen." (Haug 2001, 761; 2007, 52)

Als feministische Sozialistin (oder sozialistische Feministin) liest sie Marx und Engels mit der Frage nach den Geschlechterverhältnissen. Zwar hätten beide die Frauenunterdrückung in der Familie erkannt und herausgearbeitet, dass die dort herrschende Arbeitsteilung ein Teil der sich überlagernden Herrschaftsarten ist: „die der Verfügung einiger über die Arbeitskraft vieler in der Lebensmittelproduktion und die Verfügung der (meisten) Männer über weibliche Arbeitskraft, Gebärfähigkeit und den sexuellen Körper der Frauen in der ›Familie‹" (763). In ihrer theoretischen Weiterentwicklung konzentrierten sie sich jedoch nur auf das eine Herrschaftsverhältnis: die Arbeitsverhältnisse in der kapitalistisch organisierten Produktion. Reproduktionsarbeit bei Marx reduziert sich auf den Konsum von Waren, die benötigt werden, um die Arbeitskraft wiederherzustellen. Keine andere Form von Arbeit ist in Marx' Denkweise vonnöten (vgl. Federici 2012, 26). Marx orientierte sich am Arbeitsleben des damaligen Industrieproletariats vor allem in England: „Weibliche Hausarbeit war nur in einem sehr beschränkten Ausmaß Teil dieses Arbeitslebens" analysiert die marxistische Feministin Silvia Federici. Marx hat es im Gegenteil positiv gesehen, dass die durch den Amerikanischen Bürgerkrieg ausgelöste Baumwollkrise, die jungen Industriearbeiterinnen arbeitslos machte und diese nun „die nötige Muße" haben (Zit. Marx), Kinder zu kriegen, nähen zu lernen etc. (28f.).

Dadurch wurde die theoretische Chance verpasst die Notwendigkeit der Familienarbeit und damit „die Rolle der Geschlechterverhältnisse für die Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaft" zu erkennen und analytisch herauszuarbeiten (Haug 2001, 765ff.)[38]. Frigga Haug möchte, indem sie Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse sieht, deutlich machen, „dass alle Praxen in der Gesellschaft durch Geschlechterverhältnisse bestimmt sind, einen Geschlechtersubtext haben, auch in dieser Weise herrschaftlich kodiert sind und wir zum Begreifen von Gesellschaft genötigt sind, diesen Zusammenhang grundlegend zu untersuchen" (771).

Durch die oben skizzierten Umwälzungen der kapitalistischen Produktionsverhältnisse, sieht Frigga Haug gleichfalls die Geschlechterverhältnisse von Brüchen und Ungleichzeitigkeiten geprägt. Die Veränderungen im postfordistischen Zeitalter zeigen sich darin, dass das fordistische Modell der Hausfrau zwar am Schwinden ist, die damit verbundenen Arbeiten jedoch immer noch in Bezug auf Normen, Werte und Vorstellungen in den Köpfen und Handlungsgewohnheiten überwiegend an Frauen verwiesen werden (vgl. Haug 2011, 360). „Praktisch werden die Frauen in Teilzeitarbeit und Billig-Jobs getrieben und erhalten zusätzlich die Arbeiten, die der Ausbau des Sozialstaats, der Krisen im Gesundheits- und Schulsystem in die Familien rückverlagert, wobei der Familienbegriff großzügig auf

[38] Ein Umstand, der auch dazu beigetragen hat, dass in bestimmten marxistisch-leninistischen Kreisen bis heute über den Haupt- und Nebenwiderspruch diskutiert wird.

alle Gruppen erweitert ist, in denen es Kinder gibt. Auf allen Ebenen bricht die Krise ums soziale Leben aus, die als Ruf nach ›Care‹ gehört werden kann.“ (ebd. 360)

Mit der Formel »*Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse*« verknüpft Frigga Haug die Frage nach dem Verhältnis der Geschlechter mit der *Frage nach der Arbeitsteilung*, wobei sie den Arbeitsbegriff aus der ‚klassischen‘ Soziologie um den Aspekt der Haus- und Fürsorgearbeit erweitert[39]. „Geschlechterverhältnisse als ›Verhältnisse, die die Menschen in der Produktion ihres Lebens eingehen‹, sind immer Produktionsverhältnisse, wie Produktionsverhältnisse umgekehrt immer auch Geschlechterverhältnisse sind. Die Doppelung der ›Produktion‹ in die vom Leben (im weitesten, Aufzucht und Pflege umfassenden Sinn) und die von Lebensmitteln (im weitesten, die Produktionsmittel umfassenden Sinn) war Ausgangspunkt der historischen Verselbständigung der letzteren zum System der Ökonomie und – im Kapitalismus – deren Dominanz über die Lebensproduktion.“ (Haug 2001, 784) Die Kritik in der Frauenbewegung an der Zentrierung der Fragestellung an Problemlagen weißer Mittelschichtfrauen zum einen und am biologischen Essenzialismus des ›sex-gender-Systems‹ zum anderen sei eine notwendige Weiterentwicklung gewesen. Dennoch sieht Frigga Haug in der Frage nach der ‚Reproduktion der Menschen‘ eine Art ‚Brennpunkt‘, in dem sich gesellschaftliche Diskurse, das Symbolische der Bilder- und Warenwelt bündeln (779).

Geschlechterverhältnisse als Effekt staatlichen Handelns

Die Verknüpfung der Geschlechterverhältnisse mit den Produktionsverhältnissen ist die eine Dimension in dieser Arbeit. Eine weitere *Dimension* ist der Blick auf *Geschlechterverhältnisse als Effekt staatlichen Handelns*. Dieser Ansatz kommt aus der feministischen Staatstheorie, mit der sich Gundula Ludwig und Markus Griesser auseinandersetzen. Aus einer materialistisch-feministischen Perspektive interessiert sie die Beziehung zwischen bürgerlichem Staat und patriarchalen Geschlechterverhältnissen (vgl. Griesser and Ludwig 2008, 271). Sie fragen danach, wie einerseits die Kategorie ›Geschlecht‹ in den Staat eingeschrieben ist und wie andererseits der Staat Geschlechterverhältnisse politisch lenkt. Gundula Ludwig titelt ihre Monographie „Geschlecht regieren“. Zentrale These ist, dass die Konstruktion von Geschlechteridentitäten und -verhältnisse in der Arena des modernen Staats stattfindet. Dieser nimmt innerhalb dieses Verhältnisses als Akteur eine zentrale Rolle ein (Ludwig 2011, 21). Geschlecht als soziale Kategorie wird in dieser Perspektive maßgeblich durch den Staat konstituiert: staatliche Politiken definieren letztlich diese sozialen Kategorien und bringen damit vergeschlechtlichte Körper und Subjekte hervor (21f.)[40]. Staat wird hier verstanden – in Anschluss an poststrukturalistischen Ansätzen – als „Effekt widersprüchlicher Diskurse, Machttechniken und Praxen“ (22). Ludwig und auch Griesser beziehen sich in ihrem Staatsverständnis zum einen auf den

[39] Die Forderung nach einer Erweiterung des Arbeitsbegriffs findet sich auch bei Regina Becker-Schmidt, siehe a.a.O.

[40] Gundula Ludwig baut auf poststrukturalistische Ansätze feministischer Staatstheorie auf. Diese gehen davon aus, „dass die Konstitution von Subjekten nicht vor-staatlich ist“ – das heißt, es wird nicht angenommen, dass es ein ‚natürliches‘ Subjekt gibt. Die Beschaffenheit des Subjekts, die Subjektkonstitution – auch in ihrer Vergeschlechtlichung – steht in einem sich gegenseitig bedingenden Verhältnis zur jeweiligen Staatsformation (21ff.).

gouvernementalitätstheoretischen Ansatz von Michel Foucault[41] und zum anderen auf die Hegemonietheorie von Antonio Gramsci (vgl. Griesser and Ludwig 2008; Ludwig 2011).

Die *Dimension Geschlechterverhältnisse als Effekt staatlichen Handelns* verweist daher zum einen auf die Frage nach *familien- und sozialpolitischen Regulierungen,* dem *institutionellen Bildungs- und Betreuungssystem* und nicht zuletzt den *sozialen Sicherungssystemen*. Dazu gehören beispielsweise Gesetze mit dem Ziel die Vereinbarung von Familie und Beruf zu vereinfachen (wie die Einführung des Elterngeldes oder der Ausbau der Kindertageseinrichtungen). Die in den letzten Jahren betriebene bundesdeutsche Familienpolitik hängt eng mit der neoliberalen Umgestaltung des Wirtschaftssystems, sprich mit dem Wandel der Produktionsverhältnisse, zusammen: Unterstützung und Finanzierung von Fürsorge- und Erziehungsarbeit – sowohl zu Hause als auch institutionell – geschieht meist an den Stellen, an denen man sich gleichzeitig positive Effekte für wirtschaftliche Anliegen erhofft. Dies obwohl das Bundesfamilienministerium im Prinzip sowohl ein großes Interesse an einer höheren Erwerbsbeteiligung von Frauen als auch an einer höheren Geburtenrate hat (vgl. Winker 2011, 338).

›Staat als Effekt von Diskursen, Machttechniken und Praxen‹ bedeutet aber nicht nur konkrete Regierungspolitik. Es geht auch um die von Antonio Gramsci in seinen Gefängnisheften skizzierte ›*Zivilgesellschaft*‹ als das Ensemble „von gemeinhin ›privat‹ genannten Organismen“, in denen die dort tätigen Intellektuellen die Arbeit der ›formellen‹ Regierung direkt oder indirekt stützen (Gramsci 2004, 66). Zentral ist die Herstellung einer gesellschaftlichen ›Hegemonie‹, um den ›spontanen Konsens‹ der Massen anzuregen (66). Um die Zustimmung der breiten Bevölkerung muss immer wieder gerungen werden. Deshalb sieht Gramsci in jedem „Verhältnis von ›Hegemonie‹ … notwendigerweise ein pädagogisches Verhältnis“ (80). Es geht in diesem Sinne daher auch um die Diskurse um Geschlechterverhältnisse in (Print-) Medien, welche ›Erzählungen‹ über ‚Frauen‘ und ‚Männer‘ in Filmen, Fernsehformaten überwiegen, hegemonial sind (vgl. z.B. McRobbie 2010). Diese konsumierten Diskurse prägen den ›*Alltagsverstand*‹, ein Begriff, der bei Gramsci zentral ist und auch in dieser Arbeit für die Frage nach der Lebensführung interessant ist. Für Gramsci ist der Mensch „ein geschichtlicher Block“, geprägt von seinen individuellen, subjektiven Aspekten und von seiner jeweiligen historisch-materiellen Umgebung, „zu denen das Individuum eine tätige Beziehung unterhält“ (Gramsci 2004, 96; vgl. Kap. 4.1.4). Daher ist der ›*Alltagsverstand*‹ als Teil der Persönlichkeit zusammengesetzt aus ›Elementen des Höhlenmenschen‹ und ›Prinzipien der modernsten Wissenschaft‹ (97f.), also „ein inkohärentes, aus unterschiedlichen ideologischen Versatzstücken zusammengesetztes Gebilde“ (Griesser and Ludwig 2008, 279). Um bestimmte Machtverhältnisse aufrecht zu halten, braucht es kollektiv verbindliche *Lebensweisen* (279), die zwar von bestimmten zivilgesellschaftlichen Akteuren propagiert werden, aber – und das ist der Clou – erst ihre Wirkmächtigkeit entfalten, wenn sie auch von den meisten als ›Normalität‹ betrachtet und angestrebt werden. Denn um überhaupt gesellschaftliche Handlungsfähigkeit zu erlangen, müssen hegemoniale Weltauffassungen übernommen werden (vgl. Ludwig 2011, 72f.).

[41] Siehe ausführlicher Kapitel 3.2.

„Dabei stellt das, was als ›Normalität‹ gilt, eine wichtige Orientierung dar. Weltauffassungen werden mithin in innere Vorstellungen von ›Normalität‹ transferiert, und diese Imagination dessen, was ein ›normales‹ Leben und eine ›normale‹ Lebensführung ist, leiten die Subjekte in ihren alltäglichen Handlungen. Einen Job zu haben, zu einer bestimmten Uhrzeit schlafen zu gehen, bestimmte Mahlzeiten zu bestimmten Zeiten einzunehmen, bestimmte Kleidung bei der Arbeit und andere in der Freizeit zu tragen, ab einem bestimmten Alter eine {heterosexuelle, Anm. L.B.} Zweier-Liebesbeziehung zu führen – all diese Praxen werden in hegemonialen Weltauffassungen als ›normal‹ vermittelt.“ (ebd. 73)

Das Scharnier zwischen Gramscis Hegemonietheorie und Foucaults Gouvernementalitätstheorie ist die Erkenntnis, dass der ›Staat‹ – hier verstanden als Ensemble von Machtverhältnissen, der Zivilgesellschaft und vorherrschenden Diskurse – immer wieder in sozialen Praxen und Auseinandersetzungen hergestellt werden muss (vgl. Griesser and Ludwig 2008, 281). Aus feministisch staatstheoretischer Sichtweise ist die momentane Regierungsweise in ihrer vergeschlechtlichten Struktur zu begreifen. Die Trennung von „Staat und Gesellschaft, Öffentlichkeit und Privatheit {ist} hochgradig vergeschlechtlicht“ (281), wobei diese keine strikt getrennten Bereiche darstellen, sondern als ›ordnende Konzepte‹ zu begreifen sind, die soziale Beziehungen arrangieren. Geschlechterverhältnisse – so die Argumentation – werden durch subtile Machtmechanismen ›regiert‹, reguliert über den Zugang zu ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Ressourcen. Dazu gehört auch ›moralische und kulturelle Führung‹ (Gramsci), welche die Bilder für eine hierarchische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung entweder in der Fürsorgearbeit im Haushalt und in der Versorgung von Familienangehörigen oder in Bezug auf den Zugang zu bestimmten Berufsgruppen bereitstellt (284). Vergeschlechtlichte Subjektivität wird in diesem Ansatz nicht als naturgegeben, sondern als Effekt von Machtverhältnissen betrachtet. Was als ‚Weiblichkeit‘ und als ‚Männlichkeit‘ gilt, ist Ergebnis sich ständig verändernder hegemonialer Praxen. Denn es gibt zum einen eine heteronormative Geschlechterordnung, die letztlich nur durch die Zustimmung der Subjekte ihre Wirkmächtigkeit entfalten kann und dadurch normierend und normalisierend in die Gesellschaft hineinwirkt. Zum anderen ist diese hegemoniale Geschlechterordnung immer ein Ergebnis sozialer Kämpfe und Auseinandersetzungen (286f.).

Das führt uns wieder zurück zu der Frage nach der Lebensführung, wie sie hier verstanden wird, als Ort der Auseinandersetzung zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und den subjektiven Orientierungen und Handlungen. Jede Lebensführung ist mit der jeweils historisch-spezifischen Geschlechterordnung konfrontiert, was zu unterschiedlichen Bewältigungsmodi führt – die sich auf einem Kontinuum von Anpassung, Integrierung, Neu-Interpretation hin zu Rebellion und Widerstand bewegen.

5.1.2. Geschlechterverhältnisse im Zusammenhang mit der Lebensführung

Was bedeutet dies in Bezug auf die Lebensführung? Im Verlauf ihres Lebens, in der Gestaltung des Alltags sind junge Frauen mit Strukturen konfrontiert, die zur Reproduktion hierarchischer Geschlech-

terverhältnisse beitragen. Gleichzeitig wirken diese Strukturen nicht determinierend. Es findet immer eine Auseinandersetzung, neue Interpretationen statt.

In den Fallanalysen in dieser Arbeit wird versucht, die subjektiven Bewältigungsformen herauszuarbeiten. Hier wird im Folgenden der Frage nachgegangen, welche gesellschaftlichen Verkettungen dazu beitragen, dass sich hierarchische Geschlechterverhältnisse ständig aufs Neue reproduzieren und dazu führen, dass unter bestimmten Gesichtspunkten sich Lebensführungen von Frauen und Männern erheblich unterscheiden können. Ein wichtiger Ausgangspunkt für dieses Kapitel ist im Wesentlichen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als Basis der kapitalistischen Gesellschaftsformation.

Lebensführung von Frauen und Männern aus Sicht der Münchner Soziologen/innen

Die beiden Soziologinnen Karin Jurczyk und Maria Rerrich haben sich in den 1990er Jahren in „Die Arbeit der Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung“ der Frage gewidmet, „inwieweit die *Dimension Geschlecht* eine relevante Trennlinie zur Unterscheidung von Lebensführungen ist“ (Jurczyk and Rerrich 1993b, 270). In irgendeiner Weise sei der Gedanke, dass sich Lebensführungen in Hinblick auf die Kategorie Geschlecht unterscheiden, selbstverständlich. Die beiden Soziologinnen fragen sich, inwieweit dieser Gedanke trägt. Neben allen weiterhin beharrlich existierenden geschlechtsspezifischen Differenzen und Benachteiligungen von Frauen, steigen die Unterschiede zwischen Frauen. Ist es überhaupt noch denkbar, Generalisierungen über die Lage der Frau anzustellen (270f.)?

Rerrich und Jurczyk veröffentlichen ihre Studie zu Beginn der 1990er Jahre. Innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung treffen verschiedene theoretisch-politische Entwicklungen aufeinander – ausgelöst durch Debatten innerhalb des Feminismus’ im angloamerikanischen Raum. Feministische postkoloniale Diskurse verweisen auf ungleiche Problemlagen und Lebenswelten von Frauen mit soziokulturellen Unterschieden in Hautfarbe, Schichtzugehörigkeit und ethnischer Herkunft. Theoretische Strömungen der „Dekonstruktion“, stellen die Frage, wie es dazu kommt, dass man überhaupt eine geschlechtliche Identität erhält, auf welchen Annahmen, Ausschlüssen und Verwerfungen die geschlechtliche Identität beruht (vgl. Knapp 2007, 65f.).

Jurczyk und Rerrich ziehen für sich die Schlussfolgerung, dass es eine Frage der Perspektive, des Erkenntnisinteresses und der politischen Initiative sei, ob weiterhin die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in den Blick genommen werden (vgl. Jurczyk and Rerrich 1993b, 271). Eine Sichtweise, welche die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern betont, hätte schließlich keineswegs an Aktualität eingebüßt (272).

Dennoch stellen sie sich die Frage, wo Kategorien von Geschlechtlichkeit angebracht sind und wo nicht (273). Die Debatten, die der Dekonstruktivismus ausgelöst hat, haben für die beiden Soziologin-

nen zum Ausdruck gebracht, bisher gedachte Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen und die jeweilige Konstruktion darin zu sehen (274)[42].

Das Thema, das die beiden Soziologinnen wählen, anhand dessen sich gesellschaftliche Konstruktionsprozesse aufdecken lassen, ist für sie „*Einbindung und Fürsorge*". Die Lebensverhältnisse von den meisten Frauen seien davon gekennzeichnet, dass es hauptsächlich in ihrem Verantwortungsbereich liegt, die Organisation des Alltags einschließlich der konkreten Sorge für andere in die Hand zu nehmen (274). „Durch gezielte normative Regelungen wie auch »unter der Hand« wird durch soziale Zuweisungs- und Codierungsprozesse eine bestimmte Lebensführung, die die praktische Sorge für andere Personen umfaßt, mit ihren Elementen der Angebundenheit und Emotionalität, zur typisch weiblichen Lebensführung gemacht." (ebd. 274) Patriarchale Strukturen werden immer wieder hergestellt, indem Fürsorglichkeit und Mütterlichkeit mit dem sozialen Geschlecht »Frau« gleichgesetzt werden. »Normal« ist, dass Frauen »mütterlich« sind – alles andere gilt als abweichend (274).

Die beiden Soziologinnen haben letztlich die »*Verteilung von Arbeit*« als Aspekt von geschlechtsspezifischer Lebensführung herangezogen. In ihrer Studie, die sie mit Frauen und Männern aus dem ländlichen Raum und Journalisten/innen aus einer Stadt durchgeführt haben, wird deutlich, dass nach wie vor trotz Verschiebungen und Aufweichungen unter der Oberfläche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung die Lebensführung kennzeichnet (vgl. Jurczyk and Rerrich 1993c, 280f.).

Die Studie »Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie«

Karin Jurczyk hat zusammen mit Kollegen/innen aus Leipzig und München anderthalb Jahrzehnte später die Studie mit Beschäftigten im Einzelhandel und der Filmindustrie, die wiederum alle in familiären Zusammenhängen leben, unter der Fragestellung nach familialer Lebensführung wiederholt. Die Studie „Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung" (2009) verfolgt zwei Leitperspektiven: Sowohl für die Erwerbssphäre als auch für das private bzw. Familienleben lassen sich zum einen strukturelle Entgrenzungen feststellen, die neue Chancen bieten, aber auch die betroffenen Familienmitglieder unter erheblichen Anpassungsdruck stellen. Die zweite Leitperspektive ist auf das Handeln der Betroffenen gerichtet, die diese Herausforderungen nicht passiv ertragen, sondern aktive Bewältigungsstrategien entwickeln. Die Forschungsgruppe geht davon aus, dass dies auch Rückwirkungen auf den Erwerbsbereich haben wird (9). In Bezug auf Geschlechterverhältnisse sprechen die Autoren/innen in theoretischer Konsequenz von „entgrenzten Geschlechterverhältnissen":

„Entgrenzung der Geschlechterverhältnisse meint strukturelle Auflösungs-, Verschiebungs- sowie Veränderungstendenzen im Bereich von geschlechterbezogenen Strukturen, die sich im Verlauf der Industrialisierung in Gesellschaft und Erwerbsbereich in Deutschland verfestigt haben und die als – meist implizite – Normalitätsfolie für gesetzliche Regelungen, Organisationen, Institutionen sowie das Handeln von Menschen prägend waren und es bis heute teilweise noch sind (…)." (46)

[42] Das Verständnis von Geschlecht als soziale Kategorie, das von staatlichen Politiken mit hervorgebracht wird, ein Ansatz wie ihn Gundula Ludwig vertritt, ist in diesem Zusammenhang eine theoretische Weiterentwicklung.

Ein großer Gewinn dieses Forschungsprojektes ist die differenzierte Sichtweise auf die unterschiedliche Entwicklung von Geschlechterverhältnissen und deren Leitbildern in Ost- bzw. in Westdeutschland. Diese befinden sich jeweils im Wandel, es lässt sich jedoch – wie bereits a.a.O. erwähnt – ein gemeinsamer Entwicklungspfad feststellen, den die Forscher/innen als „Patriarchale Modernisierung" bezeichnen (55).

Auffällig ist, dass in diesem Forschungssetting die Frage nach weiblicher respektive männlicher Lebensführung verschwindet. Es wird stärker nach Konstellationen und Arrangements in der gemeinsamen familialen Lebensführung gefragt, die sie in einer „doppelten Entgrenzung" sehen (221). Damit sind zum einen die Entgrenzungsphänomene in der Erwerbssphäre und zum anderen die Entgrenzung von Familien- und Geschlechterbeziehungen gemeint. Ein Ergebnis der Studie ist, dass sowohl in Bezug auf praktischer Lebensführung als auch in Bezug auf Orientierungen das Muster der *Re-Traditionalität* für die meisten Fallbeispiele typisch ist: die Erwerbstätigkeit des Mannes steht im Vordergrund, die Frauen stecken beruflich zurück oder geben ihren Beruf sogar (zeitweise) auf, um die Fürsorgearbeiten zu Hause organisieren zu können (226ff.). Beim Betrachten der Bedingungen für diese re-traditionalen Geschlechterarrangements wird deutlich, dass diese Lebensform sowohl zu bestimmten Produktionsverhältnissen als auch zu den rechtlichen und sozialen Gesellschaftsstrukturen besser passt. Der Prozess, sich einer traditionalen Lebensform zuzuwenden, hängt augenscheinlich mit den jeweiligen biographischen Zeitfenstern zusammen: Familiengründung und die Geburt des ersten Kindes. In Bezug auf den vorhandenen Orientierungen im Handeln der Befragten tauchen beharrlich die traditionalen Geschlechterleitbilder auf: die Normalitätsvorstellungen, „die auf der biologischen Geschlechterdifferenz der Gebärfähigkeit von Frauen basieren" (230). Diese Leitbilder treffen aber mit anderen Bedingungen zusammen, die sich aus den jeweiligen Produktionsverhältnissen ergeben, als da wären: die eklatanten Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen, die zumindest förderlich sind, sich für das traditionale Arrangement zu entscheiden. Hinzu kommen die prekären Beschäftigungsverhältnisse bei manchen der befragten Frauen: befristet und zum Teil kaum arbeits- und sozialrechtlich abgesichert, was eine finanzielle Abhängigkeit vom Partner fördert. Zusätzlich tendieren die jeweilig untersuchten Branchen zu entgrenzten Arbeitsstrukturen, beispielsweise Schichtdienste im Einzelhandel, intensive Projektarbeitsphasen in der Filmindustrie, welche quer zu den Zeitrhythmen eines Familienlebens liegen (232f.). Schließlich spielt vor allem in den westlichen Bundesländern der Mangel an Betreuungsmöglichkeiten von Kindern und Schulkindern eine zentrale Rolle (233ff.). Dennoch treffen die Forscher/innen in ihrem Sample auf einige wenige Familien, in denen eine *Angleichung* zwischen den Paaren stattfindet in Bezug auf Erwerbstätigkeit und vor allem in Bezug auf Haushalts- und Fürsorgearbeit in der Familie. Diese Angleichung passiert entweder aufgrund von Aushandlungen oder aus vor allem pragmatischen Gründen (ökonomische Notwendigkeit oder aufgrund branchenspezifischer Notwendigkeiten) (253ff.). Und schließlich gibt es eine kleine Gruppe von Paarbeziehungen, in denen die Forschungsgruppe ein *Muster der Indifferenz* feststellten: hier liegen die zu erledigenden Aufgaben im Vordergrund. Die Aushandlung der Arbeitsteilung in der

Paarbeziehung und innerhalb der Familie verläuft geschlechtsindifferent und aufgabenorientiert. Offensichtlich – so die Forscher/innen – hat in einem Fall auch das höhere Gehalt der Frau eine wesentliche Rolle gespielt, dass sich die familiale Arbeitsteilung in dieser Weise entwickelt hat (260ff.).
Diese Fälle bleiben jedoch ein Randphänomen. Vorherrschend ist das „re-traditionale Geschlechterarrangement". Die Forscher/innen stellen jedoch die These auf, dass dieser Rückgriff nicht aufgrund der so genannten Tradition erfolgt. „Wir interpretieren das re-traditionale Geschlechterarrangement als eine teilweise gezielte Gestaltungsleistung eigener Art, um mit den neuen entgrenzten Erwerbs- und Lebensbedingungen umzugehen." (268) Hinter der Fassade der „Traditionalität" würden sich „oft aktive Anpassungs- und Gestaltungsleistungen der familialen Akteure verbergen" (268). Damit würden die Anforderung aus der „doppelten Entgrenzung" aber selten gelöst, vielmehr lassen sich neue vielfältige Widersprüche feststellen. Die beiden anderen Modelle familialer Lebensführung würden zwar eine Modernisierung von Geschlechterverhältnissen andeuten. Dieser Prozess würde aber – so die Forschungsgruppe – aufgrund einer „Mischung vielfältiger struktureller und kultureller Hemmnisse" ausgebremst (268).
Es wird betont, dass im Unterschied zu früheren Forschungsarbeiten zur alltäglichen Lebensführung festgestellt wurde, dass mehr Väter den Wunsch nach aktiver Vaterschaft äußern und im Familienleben ihre Sinnerfüllung sehen. Die Forschungsgruppe sieht darin eine leichte Abkehr von der starken Konzentration auf Erwerbstätigkeit im Vergleich zu früheren Generationen (335).
Dennoch ziehen sie das Fazit, dass eine „'Reproduktionslücke' am Horizont" aufzieht (342f.). Auch wenn sich in ihrer Studie kein Ausfall von Fürsorgearbeit in Familien feststellen lässt, beobachten sie doch, dass das System familialer Lebensführung unter starkem Druck steht. Gründe sehen sie unter anderem in dem Faktor, dass die „gesellschaftliche Organisation des Zusammenhangs von Erwerb, Familie und Geschlechterverhältnissen … ihre Passfähigkeit verloren" hat (342).
Die Anregungen für „betriebliche Handlungsfelder und gesellschaftspolitische Gestaltungsebenen" (344ff.) umfassen unter anderem die Forderung, dass in Betrieben die Familienkompetenz stärker wahrgenommen werden und dass eine Sensibilisierung für die Belange der Beschäftigten mit Familie stattfinden sollte. Darüber hinaus sollen Arbeitnehmer/innen Fortbildungsangebote in der Work-Life-Balance erhalten (346). „Der entscheidende Ansatzpunkt ist hier nicht die Abwehr von entgrenzter Erwerbsarbeit, sondern das Einräumen selbstverständlicher Gestaltungsräume ihrer zeitlichen und räumlichen Strukturen entlang familialer Bedarfe und die Eindämmung weiterer Belastungen." (353)
Damit bleiben die Forscher/innen – bedauernswerterweise – im hegemonialen Diskurs einer auf Korporatismus setzenden Gewerkschaftspolitik verhaftet. Verbesserungen betrieblicher Arbeitsstrukturen werden den Betrieben ‚schmackhaft' gemacht, indem sie auf die jeweiligen Kompetenzen der Beschäftigten mit familiären Aufgaben verweisen und damit mehr oder weniger deutlich auf den wirtschaftlichen Nutzen (und letztlich die noch effektivere Ausbeutung der Ware ‚Arbeitskraft') durch arbeitnehmerfreundlichere Beschäftigungsverhältnisse aufmerksam machen. Die Forderung beispiels-

weise nach „kollektiver Reduzierung der tariflichen Arbeitszeit“ (Jürgens 2005, 47) würde in diesem Zusammenhang deutlich weitergehen.

Dieser Blick auf Ergebnisse von ausgewählten Forschungsprojekten, die mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung der Soziologen/innen des Münchner Sonderforschungsbereichs arbeiten, geben bereits wichtige Einblicke – zumindest in Lebensführungsmodelle von Frauen in Familien[43]. Auch der im Folgenden diskutierte Ansatz der „Doppelten Vergesellschaftung“ von Regina Becker-Schmidt hat vor allem die Arbeitsteilung in Familien im Blick. Er ist an dieser Stelle von Interesse, da dieser Ansatz theoretisch an Frigga Haugs Sichtweise auf „Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse“ anschlussfähig ist.

Die »Doppelte Vergesellschaftung« als Aspekt der Lebensführung von Frauen?

Mit dem Theorem der „Doppelten Vergesellschaftung“ möchte die Soziologin Regina Becker-Schmidt darstellen, dass die Arbeitskraft von Frauen gesellschaftlich doppelt genutzt wird: zum einen in der Erwerbssphäre, zum anderen bringen Frauen nach wie vor hauptverantwortlich ihre Arbeitskraft in die Reproduktionssphäre ein, in der Hausarbeit und der Versorgung von Familienangehörigen (vgl. Becker-Schmidt 2003, 115; 2007, 2010; Becker-Schmidt and Knapp 2007).

Ein schwelender Konflikt in der Soziologie ist, dass ‚Arbeit‘ als Medium der Vergesellschaftung oft nur die Arbeit in der Erwerbssphäre meint, die marktvermittelten Tätigkeiten. Wohingegen Hausarbeit, Versorgung von Angehörigen – sprich die ganz Palette von Fürsorgetätigkeiten, die überwiegend von Frauen getätigt werden, wissenschaftlich ‚übersehen‘ wird (vgl. Becker-Schmidt 2010, 66).

Deshalb plädiert Regina Becker-Schmidt für einen Arbeitsbegriff, der dem Ensemblecharakter gerecht wird. „Angesichts der Tätigkeiten, die Frauen kombinieren, ist das offensichtlich. Ihr Arbeitsensemble setzt sich in den modernen westlichen Gesellschaften aus Hausarbeit, care work und Erwerbstätigkeit zusammen. In Haushalten, wo Geld knapp bemessen ist, kommt die Herstellung von Produkten für den Eigenbedarf hinzu.“ (Becker-Schmidt 2007, 263)

Auch Arbeit von Männern hätte Ensemblecharakter, sagt Becker-Schmidt. Gibt es vielleicht nicht mehr Übereinstimmungen als Differenzen? Der Schein trügt, sagt sie: weltweit leisten Frauen mehr Arbeitsstunden als Männer; Frauen würden häufiger unbezahlte Arbeit übernehmen als Männer; seien auch häufiger in unbezahlten ehrenamtlichen Jobs zu finden usw. (263f.). Die Arbeitsleistung in der Reproduktionssphäre übersteigt bei weitem die bezahlte Arbeit in der Erwerbssphäre. Unter Berufung auf Daten des Statistischen Bundesamtes von 2003 zeigt Gabriele Winker auf, dass Reproduktionsarbeit, die weit überproportional von Frauen geleistet wird, „im Jahre 2001 mit einem Gesamtvolumen von 96 Mrd. Stunden die insgesamt 56 Mrd. Stunden Erwerbsarbeit um das 1,7-fache“ überschritten (Winker 2011, 333).

Der Soziologe Reinhard Kreckel führt an, dass auch die Lebensführung von Männern von doppelter Vergesellschaftung geprägt sei. Sie gilt „in der bürokratisch-kapitalistischen Gesellschaft für beide

[43] Diese Forschungen sind auf einer deskriptiven Ebene sehr detailreich, es fehlt aber m.E. die Verknüpfung sowohl zu Gesellschaftstheorien als auch zu Subjekttheorien.

Geschlechter“ (Kreckel 1992, 268). Von diesem grundlegenden Spannungsverhältnis seien alle Gesellschaftsmitglieder betroffen. Die Frage ist, wie sie damit umgehen. Offensichtlich ist es Männern bisher gelungen, sich der Ambivalenz dieses Spannungsverhältnisses in gewisser Hinsicht zu entziehen und den Anforderungen des Berufslebens in ihrer Lebensführung stärkeres Gewicht beizumessen (ebd.).

Becker-Schmidt hat in den 1980er Jahren ein Forschungsprojekt durchgeführt, in dem sie Interviews mit erwerbstätigenden Frauen mit Familie durchgeführt hat (vgl. Becker-Schmidt 2010, 66). Trotz Akkordarbeit und vielfältigen Tätigkeiten im familiären Bereich hielten die Frauen an beiden Arbeitsbereichen fest. In den biografischen Erzählungen der Frauen sind die „Spuren der Doppelorientierungen“ bis in ihre Kindheit zurückführbar (66).

In den Interviews werden die ganze Palette von Motiven deutlich, warum diese Frauen in den Fabriken arbeiten: Notwendigkeit Geld zu verdienen, Partizipation an der Öffentlichkeit, Arbeit in kooperativen Zusammenhängen, über den familiären Bereich hinaus Kompetenzen erwerben, soziale Kontakte jenseits von Familie und Nachbarschaft aufbauen. Die Kombination von Erwerbs- und Familienarbeit ergibt für diese Frauen kein „Ganzes“. Die befragten Frauen beharren jedoch auf den Versuch der Vereinbarkeit und berichten von ihren Strategien diese Bereiche zusammenzuhalten (67).

„Es zeigt sich: Doppelorientierung von der subjektiven Seite her gesehen und doppelte Vergesellschaftung als objektiver Prozess verstanden verweisen auf einander, folgen aber abweichenden Logiken. Der Eigensinn der Frauen will auf die Realisation berechtigter Interessen hinaus; gesellschaftliche Agenturen nutzen dagegen – gleichgültig gegenüber der Doppelbelastung – das zweifach einsetzbare Arbeitsvermögen aus.“ (67)

Frauen versuchen durch die doppelte Einbindung in zwei gesellschaftlich wesentlichen Tätigkeitsfeldern Vorteile daraus zu ziehen. Dies führt allerdings oft genug zu einer doppelten Diskriminierung (67). Becker-Schmidt spricht von einer Dilemma-Situation für Frauen: wenn sie ihre Erwerbstätigkeit zugunsten Fürsorgetätigkeiten aufgeben, verlieren sie ihre ökonomische Selbständigkeit, sie unterbrechen ihren beruflichen Werdegang und damit professionelle Weiterbildungsmöglichkeiten etc. Wenn sie hingegen auf ihr berufliches Fortkommen setzen, ist dies oft mit einem Zurückstecken von psychosozialen Bedürfnissen nach Partnerschaft und Kindern verbunden. „Und doch ist die doppelte Vergesellschaftung für Frauen nicht nur unverzichtbar, von ihr gehen auch Impulse für die Veränderung rigider Arbeitsgesellschaften aus. Diese Veränderungen sind mehrdimensional und betrifft Beruf und Familie.“ (67)

Zum einen relativiert die emotionale Bedeutung von Fürsorgearbeit die Relevanz von Berufsarbeit. Selbige wird kritisch betrachtet im Vergleich zu der geleisteten und gesellschaftlich unterbewerteten Hausarbeit. Zum anderen kann Haus- und Fürsorgearbeit Selbstbewusstsein vermitteln und die eigene Wirkmächtigkeit und Lebendigkeit durch Arbeit spürbar werden lassen – ein Prozess, den es innerhalb marktvermittelter Tätigkeiten ebenfalls gibt, der aber viel stärker instrumentalisiert wird. Wobei auch im Privaten eine Instrumentalisierung der Arbeitskraft von Frauen stattfindet (67f.).

„Die Gewissheit, zwei Tätigkeitsfeldern gewachsen zu sein, steigert das Selbstbewusstsein und stärkt die Renitenz gegen androzentrische Bevormundung in der Öffentlichkeit, in sexuellen Beziehungen und in der Alltagspolitik. Die These von Ulrich Beck, in der Vergesellschaftung von Frauen gebe es noch einen Nachholbedarf an Modernisierung, lässt sich umkehren: Männer müssen noch viel lernen, wenn sie dazu beitragen wollen, die sozialen Missstände im Geschlechterverhältnis zu beseitigen, die sie auf ihrem Weg in die Moderne hinterlassen haben (…)." (68)

Der Ansatz der „doppelten Vergesellschaftung" ist vielschichtig angelegt. Vergesellschaftung meint das Ineinandergreifen sowohl gesellschaftlicher Strukturen als auch der subjektiven Orientierungen.

Die zugrundeliegende Annahme ist, dass Frauen in zwei „in sich widersprüchlich strukturierte Praxisbereiche" eingebunden sind (68). Daher – so Becker-Schmidt – sei ihre subjektive Sozialisation und ihre psychosoziale Entwicklung ohne diese besondere Form der Vergesellschaftung nicht zu denken. Vergesellschaftungsprozesse laufen daher über das Modellieren der inneren Antriebe und der Suche nach einer Position im sozialen Umfeld, wobei der Konflikt von Fremd- und Selbstbestimmung einen zentralen Stellenwert einnimmt. Dies zeige sich bei den Lebensplanungen von Frauen, in denen sich sowohl Aspekte der Anpassung an hegemoniale Normen der Geschlechterordnung finden als auch Aspekte eigensinnigen Handelns im Umgang mit Weiblichkeitskonstruktionen (68). Für Frauen bedeutet die doppelte Orientierung auch, dass ihr Lebenslauf sehr viel stärker von Brüchen und Diskontinuitäten geprägt ist – durch Familienzeiten, Unterbrechung in der Erwerbstätigkeit etc. Für Becker-Schmidt besteht daher die Annahme, dass Frauen aufgrund der Versuche zusammenzuhalten, was gesellschaftlich auseinander fällt, sich ein verbreitertes Handlungspotenzial erwerben als die Angehörigen der männlichen Genus-Gruppe (69).

Jede gesellschaftliche Sphäre steht in einem Abhängigkeitsverhältnis zur anderen; in jeder dieser Sphären herrschen besondere Formen der Arbeitsteilung der jeweiligen Akteure/innen. Die Gewichtung innerhalb dieser gesellschaftlichen Relationen ist abhängig von gewissen Herrschafts- und Machtinteressen (70). Vor allem solche Sektoren, „die politisch-ökonomische Herrschaftsinteressen und Strategien soziokultureller Hegemonie vertreten", genießen besondere Vormachtstellung (71). „Wirtschaft, staatliche Institutionen, Militär und Kulturbereich haben Vorrang vor Bildung, privaten Lebenswelten, Gesundheitswesen." (71) Solche gegenläufigen Organisationsprinzipien sind – wie Marx bereits erkannte – „Springquell von Ideologien, welche die Einsicht in soziale Ungleichheitslagen verstellen" (71).

Die Behauptung, dass bestimmte soziale Sektoren autonom seien, wird als Fassade aufrecht erhalten und vernebelt die bestehenden Machtstrukturen und sozialen Verflechtungen. Darüber hinaus wird verdeckt, auf welche Weise die scheinbar getrennten Sektoren wieder zusammengefügt werden. Eine Instrumentalisierung dieses Vorgangs findet dann statt, wenn die Vorteile, die sich aus solch einer Rekombination ergeben, nicht allen gleichermaßen zugutekommen. „Machtgefälle zwischen den Akteuren, die gesellschaftlich konträre Interessenlagen vertreten, führen zu Ungleichgewichten in den

Aneignungschancen des Überschusses, der sich aus der Verknüpfung des gegeneinander Abgegrenzten ergibt.“ (71)

Marx bezog sich nicht auf die doppelte Relationalität, welche die Vergesellschaftung von Frauen betrifft, wie auch Frigga Haug herausgearbeitet hat (siehe a.a.O.). Aber seine Erkenntnisse lassen sich auf dieses von Ideologien überfrachtete gesellschaftliche Verhältnis übertragen. Seine Analyse betraf den Fetischcharakter der Ware, das Verschwinden der lebendigen Arbeit (in der allgemeinen Wahrnehmung) als wesentliches Moment, das die Ware erst hervorbringt (71).

„Wir können auch in der gesellschaftlichen Inanspruchnahme der beiden Formen von Arbeit, die Frauen leisten, jenes Paradox von Trennung und Verknüpfung entdecken. Und auch hier hat dieses Organisationsprinzip ideologische Folgen. Frauen kombinieren in ihrem Ensemble sozialer Praxen unbezahlte Hausarbeit und bezahlte marktvermittelte Tätigkeit.“ (71f.)

Die überkommene zumindest hierzulande besonders hartnäckige Vorstellung, dass von Männern geleistete Arbeit mehr wert ist, als die von Frauen, sei – so Becker-Schmidt – doppelt ideologisch. Sie entspricht schon lange nicht mehr einer sozialen Realität, wo Frauen in den westdeutschen fast – in den ostdeutschen Familienhaushalten im Durchschnitt gleich viel oder mehr zum Familieneinkommen beitragen (vgl. Böcklerimpuls 10/2011). In der Gruppe der Alleinerziehenden sind es sogar weitaus mehr Frauen. In Bezug auf die Wertigkeit von Bildungsabschlüssen sind sie sogar dabei Männer zu überholen (vgl. Becker-Schmidt 2010, 72).

„Indem sich Frauen zwischen den häuslichen und dem marktvermittelten Arbeitsplatz hin- und herbewegen, rekombinieren sie das, was gesellschaftlich auseinandergerissen ist: Privatsphäre und Öffentlichkeit. Von dieser Rekombination lebt die Gesellschaft: Regeneration und Sozialisation der Bevölkerung durch Hausarbeit, Kleinkinderziehung und care work im Privaten sind so kostengünstig wie kein anderes soziales Arrangement mit der gleichen Aufgabenstellung. Und die männliche Genus-Gruppe profitiert in zweifacher Hinsicht von {der, L.B.} doppelten Arbeitsorientierung erwerbstätiger Frauen, die gleichzeitig die Hausarbeit übernehmen: sie bleibt von Doppelbelastung verschont und wird auf dem Arbeitsmarkt bevorzugt.“ (72) Diese doppelte Relationalität ist ein in sich widersprüchliches Geflecht, welches das Geschlechterverhältnis und die damit zusammenhängenden Formen der Vergesellschaftung zugleich stabilisiert und labilisiert (72). Die Verhältnisse sind in Bewegung: „Sexualität, geschlechtliche Selbstdefinitionen, Formen des Zusammenlebens verändern sich im Augenblick schneller als androzentrische Machtstrukturen und geschlechtsbasierte häusliche und betriebliche Arbeitsteilung.“ (73) Es stellt sich die Frage, ob diese Entwicklungen tatsächlich das feste Gefüge verändern können. Dass diese Bewegungen zu mehr gesellschaftlicher Teilhabe, zu egalitären Geschlechterverhältnissen und vor allem zu einer größeren gesellschaftlichen Anerkennung der Fürsorgearbeit in familiären Zusammenhängen (und auch in Einrichtungen professioneller Sorgearbeit) führen, ist noch nicht ausgemacht. Dennoch endet Regina Becker-Schmidts Artikel zur „Doppelten Vergesellschaftung“ mit diesem Möglichkeitsfeld: „Es ist paradox: Herrschaft ist auf Expansion ausgerichtet, aber je mehr Ungleichartiges sie in sich hineinzieht, desto störanfälliger wird sie. Vielleicht liegt gerade in der

Heteronomie und in der Unübersichtlichkeit komplexer, in sich unstimmiger Verhältnisse die Chance, dass alles anders werden kann. Behalten wir darum im Auge, wo sich Bruchstellen auftun, die das ganze Gehäuse der Unzumutbarkeiten, das sich für Frauen aus der zwiespältigen Vergesellschaftung in zwei halbierte Lebenswelten ergibt, zum Einsturz bringen kann." (73)

Die Figur der »Doppelten Vergesellschaftung – Doppelten Orientierung« lässt sich mit den hier dargestellten Dimensionen von »Geschlechterverhältnissen als Produktionsverhältnisse« einerseits und »Geschlechterverhältnisse als Effekt staatlichen Handelns« andererseits produktiv verbinden. Mit dem erweiterten Arbeitsbegriff offenbart Becker-Schmidt die Sphäre des vermeintlich Privaten als Produktionsstätte und führt damit zusammen, was gesellschaftlich auseinandergehalten wird.

Dennoch – Frauenleben unterliegen Prozessen der Pluralisierung. Das Theorem der „Doppelten Vergesellschaftung" baut letztlich auf fordistischen Geschlechterverhältnissen auf. In wieweit trägt das Theorem auch für andere Gruppen von Frauen, die nicht mit familialer Lebensführung im Alltag zu kämpfen haben?

„Doppelte Vergesellschaftung": inwieweit gilt diese Vergesellschaftungsform auch für alleinstehende Frauen und/oder für Frauen ohne Kinder?

Das Theorem der „Doppelten Vergesellschaftung" basiert auf empirischen Daten zu berufstätigen Müttern. Lebensformen von Frauen differenzieren sich jedoch aus. Die Frage stellt sich, ob die „Doppelte Vergesellschaftung" auch für die größer werdenden Gruppen von Frauen gilt, die alleinstehend sind und/oder kinderlos bleiben. Die Gruppe von Menschen, die längere Zeit alleine leben, wird größer. Bei Frauen im jüngeren und mittleren Erwachsenenalter ist das immer noch ein geringerer Teil als bei gleichaltrigen Männern (vgl. bpb 2008, 6). Dennoch: die Zahl der Frauen, die alleine leben hat kontinuierlich zugenommen. Auch die Zahl der Frauen, die keine Kinder bekommen, ist mittlerweile keine kleine Gruppe mehr innerhalb der Bevölkerung: 2008 hatten um die 50% der Frauen zwischen 25 und 35 Jahren – also im Wesentlichen das Alter der Frauen dieser Studie – keine Kinder (vgl. Statistisches Bundesamt 2009, 9f.). Die Experten/innen der Studie rechnen damit, dass ein erheblicher Teil dieser Frauen, noch Kinder bekommen wird. Aber die Gruppe derer, die kinderlos bleibt – davon insbesondere diejenigen mit einem akademischen Bildungsgrad – wird größer (ebd.)[44].

Die Frage ist daher, inwieweit die Lebensführung dieser Frauen von der „Doppelten Vergesellschaftung" geprägt ist. Frauen, auch wenn sie kinderlos sind und/oder alleinstehend sind, sind weniger in beiden gesellschaftlichen Sphären mittels konkreter (Fürsorge-)Arbeit vergesellschaftet. Man könnte annehmen, dass sie hinsichtlich ihrer Orientierungen und aufgrund inkorporierter Verhaltensweisen

[44] Das Statistische Bundesamt erhebt nur Zahlen zu kinderlosen Frauen. Dabei gerät die größer werdende Gruppe von Männern, die keine Kinder haben, völlig aus dem Fokus. Dies sei vor allem eine politische Entscheidung mutmaßt der „Vaterexperte" Ralf Ruhl in der taz: die Politik hätte nicht den ‚Mumm' etwas an der hegemonialen Männerrolle zu ändern (Oestreich 2009). Die systematische Ausblendung – bis auf wenige Ausnahmen – innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung der Gruppe von Frauen, die ohne Kinder und evtl. alleinstehend sind, weist zum einen meines Erachtens auf blinde Flecken innerhalb dieses Wissenschaftszweigs. Und zum anderen wird – sicherlich unbewusst – der hegemoniale weibliche ‚Subjektivierungsmodus Frau = Ehefrau = Mutter' wissenschaftlich mit produziert und fortgeschrieben.

sich dennoch stärker für anfallende Aufgaben in der Reproduktionssphäre verantwortlich fühlen. Dann würde es sich weniger um eine „Doppelte Vergesellschaftung" handeln als vielmehr um eine „Doppelte Orientierung".

Für diese Annahme sprechen folgende Forschungen: Angelika Wetterer berichtet von Studien, die aufzeigen, dass in bestimmten „individualistischen Milieus" bei jungen Paaren ohne Kinder zwar eine Art Rhetorik der Gleichheit bezüglich ihres Umgangs miteinander und der Verteilung der Haus- und Fürsorgearbeit gepflegt wird. Im Alltag jedoch fallen dann Diskurs und Praxis häufig weit auseinander. Selbst bei Paaren, die einen urbanen Lebensstil pflegen und einen hohen Bildungsgrad haben, zeigt sich, dass auch hier weiterhin Frauen den größeren Teil der Hausarbeit übernehmen (vgl. Wetterer 2003, 296ff.). Das schwierige in diesem Milieu sei jedoch, dass diese Ungleichheit durch den vorherrschenden „Individualisierungs-, Selbstverwirklichungs- und Gleichheitsdiskurs" verdeckt wird. Die Arbeitsteilung besteht nicht aufgrund von Geschlechterdifferenz, sondern aufgrund einer individuellen Entscheidung – ganz nach dem Motto: ‚Wenn dich der Dreck stört, dann räum' ihn doch weg' (298). Wetterer spricht in diesem Zusammenhang von *inkorporierten Praktiken*. Alltägliche Verrichtungen, wie Wäsche waschen, die Wohnung sauber halten, Kochen etc. sind Tätigkeiten mit deren selbstverständlichen Ausführung Frauen seit ihrer Kindheit und Jugend stärker konfrontiert sind als Männer.

„Im Zuge der Haushaltsintegration kehren auf Seiten der Frauen scheinbar wie von selbst die Erinnerungen daran zurück, wie man im Haushalt die Dinge macht, damit alles seine Ordnung hat und man sich zu Hause wohl fühlt, die in Zeiten jugendlichen Single- oder WG-Daseins vielfach verblasst oder kurz entschlossen verabschiedet wurden." (300f.)

In der alltäglichen Lebensführung dieser Paare taucht ein zentrales Hindernis auf: die Alltagsgesten, in denen eine schwer wiegende Vergangenheit verankert ist – eine Vergangenheit, in der die Zuständigkeiten scheinbar klar verteilt waren und auf die zurückzugreifen so viel einfacher ist: für ihn aus Bequemlichkeit, aus Nachlässigkeit oder aus Gewohnheit; für sie um des lieben Friedens willen oder auch aus Gewohnheit oder weil man des Diskutierens müde ist. Das sei das neue Schweigen, das für die Frauen zur Falle wird und Männer als schuldige Schulbuben dastehen lässt, wenn wieder einmal klar wird, dass sie niemals den Grad der Leichtigkeit erreichen werden, wie Frauen ‚eben mal' die notwendigen Arbeiten erledigen. Die Idee der Gleichheit ist deshalb so schwer in der Hausarbeit einzulösen, weil die beteiligten Individuen vor allem mit ihren eigenen vorreflexiven Verhaltensweisen zu kämpfen haben (301f.). Der Schritt zu einer weiteren Retraditionalisierung der Verhältnisse sobald das erste Kind auf der Welt ist, ist dann nicht mehr allzu groß. Die Auseinandersetzung mit beiden Tätigkeitssphären und ihrer jeweiligen geschlechtlichen Konnotation ist für Frauen in besonderer Weise letztlich ein lebensgeschichtliches Projekt, das sich in der Doppelorientierung entfaltet, argumentiert auch Becker-Schmidt (vgl. Dies. 2010, 69).

Frauen, die kinderlos sind, müssen sich mit dem hegemonialen Leitbild von Frau als Mutter auseinandersetzen (vgl. Kap. 7.4). Sie sind „mit einem Chor von Rufen nach Mutterschaft konfrontiert, sei es

aus privaten, dem beruflichen Umfeld oder über gesellschaftspolitische Diskurse“ (Correll 2009, 271). Frauen, die andere Lebensentwürfe leben, haben demnach zwar nicht oder in abgeschwächter Form in ihrer alltäglichen Lebensführung mit den Anforderungen einer „Doppelten Vergesellschaftung“ zu kämpfen. Sie sind jedoch gezwungen sich zumindest mit dem hegemonialen „weiblichen Subjektivierungsmodus Frau = Ehefrau = Mutter“ auseinanderzusetzen (271). Der Soziologe Jean-Claude Kaufmann, der Briefe alleinstehender Frauen analysiert hat, spricht von einem ‚heimlichen Modell‘ von Privatleben, das nach wie vor Frauen nahe gelegt wird: „mit Leib und Seele der Familie ergeben“ (Kaufmann 2006, 10f.).

Die verschobene „Doppelte Vergesellschaftung“: die Haushaltshilfe

Es gibt eine weitere Ausdifferenzierung zwischen Frauen. Es geht um den Trend der internationalen Arbeitsteilung zwischen Frauen, um die prekären Beschäftigungsverhältnisse im Privathaushalt. Die ungeliebte Hausarbeit belastet den Alltag gerade in Doppelverdiener-Familien. Um die Erfordernisse der alltäglichen Lebensführung in den Griff zu bekommen, wird – pointiert gesprochen – die Akademikerin aus Osteuropa von der deutschen Mittelschichtsfrau angestellt (vgl. Thiessen 2008, 93).

Einer der Hauptfaktoren, warum Fürsorgearbeit und Hausreinigung zunehmend an Frauen delegiert wird, liegt gerade im Wandel der Lebensführung von Frauen: die Frauenerwerbstätigkeit ist angestiegen, parallel dazu der Anteil hochqualifizierter Frauen; die Familienphasen werden kürzer. Darüber hinaus spielt der Mangel an öffentlichen Dienstleistungsangeboten vor allem für Kinderbetreuung etc. eine große Rolle. Auch an diesem Punkt wird deutlich, wie staatliche Politiken ebenfalls dieses besondere Geschlechterverhältnis beeinflussen. Ein weiterer wesentlicher Faktor ist die oben beschriebene geschlechtliche Arbeitsteilung, die „Kluft zwischen rhetorischer Geschlechtergerechtigkeit und faktischem alltäglichen Beharren auf traditionellen Arrangements“ (94), die ebenfalls zu steigenden Zahlen beschäftigter Frauen im Privathaushalt führt[45]. Immerhin ist eine oft genannte Ursache für eine Scheidung der Konflikt um die alltägliche Fürsorgearbeit.

In Bezug auf die Frage nach Lebensführung ist folgendes festzuhalten: „Für das Familienleben ist es ein bedeutender Unterschied, ob die Mutter eine Putzfrau hat oder eine Putzfrau ist.“ (Thiessen and Villa 2009, 8) Die „Doppelte Vergesellschaftung“ findet sich letztlich in diesem Verhältnis in dergestalt, dass es überwiegend die weiblichen erwachsenen Haushaltsangehörige sind, die ihre Tätigkeiten auf ihre weiblichen Haushaltshilfen übertragen, „entsprechend wird die Rentabilitätsrechnung meist am Gehalt der Frau vollzogen“ (Thiessen 2008, 96). Es handelt sich daher vor allem um ein Arrangement unter Frauen. Ein Teil der Hausarbeit muss nun zwar nicht mehr in die alltägliche Lebensführung der weiblichen erwachsenen Haushaltsangehörigen integriert werden. Aber die Organisation und offensichtlich nicht selten die Finanzierung liegt nach wie vor in ihrem Verantwortungsbereich.

[45] Im Jahr 2005 werden in Deutschland in 4 Mio. Haushalten regelmäßig oder gelegentlich Haushaltshilfen beschäftigt. Nur 32.000 dieser Arbeitskräfte sind sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Weitere 100.000 sind geringfügig beschäftigt. Die große Mehrheit dieser Arbeitsverhältnisse werden dem so genannten ‚grauen Markt‘ zugeordnet. Nicht wenige der Beschäftigten arbeiten illegal, diejenigen aus anderen Ländern ohne anerkannten Aufenthaltsstatus (vgl. Thiessen 2008, 95).

Schließlich handelt es sich um eine soziale und ethnische Arbeitsteilung: dort wo es ein starkes Lohngefälle zwischen Ländern gibt, wird es immer ausreichend billige Arbeitskräfte aus anderen Ländern geben. Die Ausweitung von „Domestic Work" ist daher kein ausschließlich hiesiges Phänomen – in allen reichen Dienstleistungsgesellschaften dieser Welt sind solche Arbeitskräfte zunehmend gefragt (94). Daher ist die bezahlte Hausarbeit eine Facette von Geschlechterverhältnissen als Produktionsverhältnissen. Zum einen werden Zweiverdiener-Familien stabilisiert. Gleichzeitig fördert diese Form von Lebensführung weltweite Wanderungsbewegungen – scheinbar private, individuelle Alltagsarrangements erzeugen damit ein globales Massenphänomen. Arlie Russel Hochschild bezeichnet diese Form von globaler Arbeitsteilung als „Global Care Chains", was man mit „globale Betreuungsketten" übersetzen kann: Frauen, die ihre Heimatländer verlassen, um Haus- und/oder Betreuungsarbeit in einem anderen Haushalt gegen Bezahlung zu übernehmen, hinterlassen in ihren Ländern ebenfalls einen Haushalt, der versorgt wird – bezahlt oder unbezahlt von weiblichen Arbeitskräften (95).

5.1.3. Lebensverläufe und ›Individualisierung‹

Lebensführungen von Frauen unterliegen sowohl bestimmten Produktionsverhältnissen als auch staatlichen Machtverhältnissen. Es ist festzuhalten, dass die Frauenbewegung einen relativen Erfolg aufzeigen kann in Bezug auf den kulturellen Wandel: Feministische Ideen haben mittlerweile Eingang gefunden in den so genannten ›Alltagsverstand‹ (Gramsci). Dieser Erfolg steht in scharfem Gegensatz zum Scheitern auf der institutionellen Ebene (vgl. Fraser 2009, 43).
Diese Diskrepanz zwischen ›Gleichberechtigung‹ als kultureller Diskurs und institutionellen Realitäten ist Thema in der Begegnung mit Studentinnen der Erziehungswissenschaft. Folgende Übergangsskizze soll den Konflikt – wahrscheinlich mehr den inneren Konflikt der Autorin – verdeutlichen.

Übergangsskizze:
Als ich im Wintersemester in einem Seminar, meine Thesen zu »aktuellen Diskursen über Frauen« vorstelle, erhalte ich folgende Reaktionen: die neun Seminarteilnehmerinnen (nur Frauen; Studentinnen der Sozialpädagogik im Masterstudium) zeigen Unverständnis. In einer Reihe sitzen sie vor mir. Ich spüre den tiefen Graben zwischen den von mir vorgetragenen Thesen, von hegemonialen Vorstellungen über Geschlecht als Effekt von gesellschaftlichen Verhältnissen und Geschlechterhierarchien und ihrer offensichtlichen Abneigung in dieser Form von Geschlechterverhältnissen zu denken. Eine Studentin wagt die Kluft zu überspringen: sinngemäß sagt sie, sie sei selbst nicht der Ansicht, dass es geschlechtshierarchische Strukturen gebe. Sie würde es auch nicht in ihrem Alltag erleben. Aber sie könne sich vorstellen, dass dies auch mit biografischen Wendepunkten zusammenhänge. Vielleicht ändern sich die Dinge, wenn man erst einmal ein Kind hat und Mutter geworden sei.

In einem Artikel von Helga Krüger zu „Lebenslauf" stellt diese den Zusammenhang zwischen Biografie und Geschlechterverhältnis her. Damit wird vielleicht der Graben zwischen den Studentinnen und

der Dozentin verständlich. Der Unterschied liegt im Blick auf ›Geschlecht‹ als ›kulturelles Feld‹ - die Gemeinsamkeit liegt in der Erkenntnis, dass Lebenslaufereignisse Geschlecht als Strukturgeber hervortreten lassen:

„Geschlecht als Strukturgeber ist oft keineswegs kongruent mit Geschlecht als kultureller Feldbestimmung; doch beide zusammengenommen bieten die Chance, Modernisierungsambivalenzen und ihre Folgen rund um die Praxis der Geschlechter aufzudecken." (Krüger 2010, 219)

Helga Krüger stellt fest, dass im Ländervergleich Deutschland heraussticht: deutsche Lebenslaufregime weisen im Allgemeinen eine relativ „harte" gesellschaftliche Rahmung auf. Eng gefasste Passungen zwischen Bildungs- und Beschäftigungsniveaus, Familienstand und Steuersystem, Tarifansprüchen und Rentensystem sorgen dafür, dass Frauen und Männer unterschiedlich biografisch eingefangen werden (219).

„Die als ‚Institutionenansatz' in der Geschlechterforschung bekannt gewordene Lebenslaufanalyse stellt heraus, dass sich die Geschlechterfrage – sozusagen oberhalb des aktuellen Handelns – in der Leistungs- und Funktionslogik der lebenslaufrelevanten Institutionen verankert hat (…)." (220)

Institutionen legen sich nicht nur gestaltend über den Lebenslauf, sondern sie produzieren, prägen Geschlechterverhältnisse, in denen sich Individualisierung mit Interdependenz verknüpfen. Die Lebensführung im Zuge des Lebenslaufs wird wesentlich sowohl von der sozialen Platzierung beeinflusst aber auch davon in welcher Weise die gesellschaftlichen Institutionen verzahnt sind. Schulbildung, Ausbildung, Erwerbstätigkeit – die Leistungsnachweise, die in diesen Institutionen erreicht wurden, werden kumuliert und regeln die Art und Weise der Finanzierung des Ruhestands (220).

Es werden jedoch Veränderungen und Verschiebungen in der Lebensphase von ‚jungen Frauen' festgestellt: Neustrukturierungen, Individualisierung durch verlängerte Bildungs- bzw. Ausbildungsphasen; Familiengründung – wenn sie denn stattfindet – geschieht zu einem deutlich späteren Zeitpunkt. Der Schwerpunkt im Lebensentwurf von jungen Frauen liegt auf einem erfolgreichen Berufseinstieg.

„Die Freisetzung aus vorhandenen Strukturen wie der lebenslangen Versorgerehe schaffte Freiräume für individuelle Entscheidungen, führte jedoch auch zu neuen Entscheidungszwängen. Auf der strukturellen und kulturellen Ebene zeigt sich eine Angleichung in den Lebenschancen junger Frauen und Männer (Bildungs- und Erwerbsbeteiligung, Gleichheitsnormen und Leitbilder von Partnerschaftlichkeit in Geschlechterbeziehungen, Gleichstellungspolitik). Junge Frauen sehen sich emanzipiert und Männern gleichgestellt." (Keddi 2010, 436)

Befragungen von jungen Frauen – wie beispielsweise in der Shell Studie – ergeben, dass diese ehrgeizig und selbstbewusst sind, Karriere machen und Verantwortung übernehmen wollen. In diesen Punkten unterscheiden sie sich nicht von den befragten jungen Männern (436). Durch das sich hartnäckige Halten von Hierarchien und Ungleichheit in Geschlechterverhältnissen komme es jedoch „zu einem Nebeneinander von Gleichheits- und Ungleichheitserfahrungen der jungen Frauengeneration, insbe-

sondere in Berufsfindungs- und Berufsplatzierungsprozessen (…) und in Paarbeziehungen und Familiengründungsprozessen (…), die jedoch von den jungen Frauen häufig individualisiert werden." (436)
Mit dem Bild der „doppelten Vergesellschaftung" als analytisches Konstrukt könne man das Dilemma junger Frauen verdeutlichen. Aber – so die Kritik von Barbara Keddi – damit würde man der Vielfältigkeit und Konflikthaftigkeit der Selbstentwürfe junger Frauen nicht gerecht werden. Als Indiz nennt sie, dass sich viele junge Frauen, wie neuere Studien zeigen, nicht mehr hauptsächlich auf das Leitbild eines doppelten Lebensentwurfs beziehen würden. Die Vielfalt biografischer Schwerpunktsetzungen nimmt zu. Deshalb wird angenommen, dass womöglich die Vereinbarkeitsproblematik nicht mehr das Hauptproblem für junge Frauen darstellt. Es wird darüber hinaus bezweifelt, ob es überhaupt noch Sinn macht, das Leben junger Frauen unter einem dichotomen Blick (Erwerbstätigkeit einerseits – Fürsorgearbeit in der Familie andererseits) zu analysieren (437f.).
Eine Studie von Keddi ergibt, dass sich Lebensgestaltung und die damit verbundenen Entscheidungen von jungen Frauen an unterschiedlichen Themen orientiert. Das sind Themen wie Selbstentwicklung, Partnerschaft, biografische Wendepunkte etc. Diese sind eingebunden in einen biografischen Horizont und individuellen Sinnstrukturen – Entscheidungen folgen oftmals unbewusst diesem „versteckten Sinn" (438). Sie kommt daher zu folgendem Fazit:
„Die Mainstream-Auffassung des ‚doppelten weiblichen Lebensentwurfs' als generellem und typischem Strukturprinzip der Lebensgestaltung junger Frauen vereinfacht ebenso wie die Vorstellung ausschließlich geschlechtercodierter Lebenszusammenhänge die Mehrdimensionalität und Unterschiedlichkeit von weiblichem Leben. Junge Frauen sind in Strukturen eingebunden, die sie als Akteurinnen täglich neu gestalten, reproduzieren und auch verändern. Bei der Analyse ihres Handelns ist sensibel auf Strukturmomente, gesellschaftliche Leitbilder und Diskurse einzugehen, welche die Lebenssituationen aller jungen Frauen prägen, sowie das zum Thema machen, was junge Frauen unterscheidet, also die Vielfalt ihrer subjektiven Lebenskonstruktionen und ihres Handelns." (439f.)
Barbara Keddis Kritik ist evtl. eine entscheidende Auffrischung des Theorems der „Doppelten Vergesellschaftung" von Regina Becker-Schmidt. Dieses hat seinen Ursprung in Zeiten fordistischer Geschlechterverhältnisse und daher ist es dringend geboten, dieses sowohl in Bezug auf veränderte Produktionsverhältnisse als auch in Bezug auf gewandeltes staatliches Handelns und Entwicklungen in zivilgesellschaftlichen Diskursen und Praxen zu betrachten.
Dennoch gibt es m. E. eine Diskrepanz zwischen subjektiven Ansprüchen/Wünschen an einen Lebensentwurf und gesellschaftliche Strukturen (Geschlechterkonstruktionen in Institutionen; Familienpolitik; Wirtschaftssystem etc.).
Denn das wird genau die das Feld von Widersprüchen eröffnen – die Diskrepanz zwischen individualisierten Wünschen, Deutungsmustern, die nach Keddi subjektive Spielräume eröffnen können (439), und den auf Hierarchie und bestimmten Zuweisungen aufbauende Geschlechterkonstruktionen in gesellschaftlichen Strukturen. Es ist richtig, dass sich mit individualisierten Deutungsmustern subjektive

Spielräume auftun, aber eben nicht nur. Bestimmte gesellschaftliche Strukturen und hegemoniale Leitbilder können subjektive Lebensentwürfe auch massiv einschränken.

Angela McRobbie hat darüber hinaus darauf aufmerksam gemacht, dass ‚Individualisierung', wie sie Keddi versteht, eine äußerst widersprüchliche Form von Autonomie bedeutet. Für sie ist dieses Modell eines ‚weiblichen Individualismus' als erweitertes Teilhaben am ‚neoliberalen Versprechen' zu verstehen: es wird Frauen sozialer Aufstieg und ökonomische Unabhängigkeit versprochen, wenn sie die entsprechende individuelle Leistung bringen (vgl. McRobbie 2010, 38). Anhand bestimmter (britischer) Fernsehformate[46] analysiert sie, wie benachteiligte Frauen mittels symbolischer Gewalt herabgesetzt werden. Das sind Fernsehsendungen wie ‚*What not to wear*', in denen Frauen, denen es der ‚öffentlichen Meinung' nach an gutem Geschmack fehlt, vorgeführt werden und von so genannten ‚Expertinnen' in diffamierender, oft auch rassistischer Weise einen neuen Look verpasst bekommen. Ganz abgesehen davon, dass diese Fernsehformate durch verbale Herabwürdigung der beteiligten Frauen Klassenkonflikte öffentlich legitimieren, transportieren sie die zentralen neoliberalen Erfolgsversprechen: sozialer Aufstieg erfolgt durch permanentes Arbeiten am äußeren Erscheinungsbild, an der permanenten individuellen Neuerfindung etc. (170ff.). Durch dieses „Prisma der Individualisierung" – so ihre These – würden klassenspezifische Differenzen wieder neu erfunden werden. Eine Polarisierung zwischen Mittelschichtsfrauen und Frauen aus prekären Lebensverhältnissen wird medial produziert und schreibt sich damit in den kollektiven Alltagsverstand ein (176).

So ist dieses Mehr an Freiheit, die junge Frauen offensichtlich für sich ergreifen, rückgebunden sowohl an die herrschenden Produktionsverhältnisse als auch an hegemoniale gesellschaftliche Diskurse und Praxen. Diese Eröffnung der Spielräume hat für bestimmte Frauengruppen tatsächlich mehr Autonomie gebracht und gleichzeitig schließen sich für andere Frauen andernorts die Zugänge zu gesellschaftlicher Teilhabe.

Nancy Fraser sieht zwischen dem Feminismus und der neoliberalen Neuordnung eine Art „List der Geschichte": die „Neue Frauenbewegung" hätte kulturelle Veränderungen in Gang gesetzt, die gleichzeitig einen strukturellen Umbau der kapitalistischen Gesellschaft legitimierten, die „feministischen Visionen einer gerechten Gesellschaft diametral entgegenläuft" (Fraser 2009, 44). Der „Geist des neoliberalen Kapitalismus" beflügelt zwar eine sehr maskuline romantische Vorstellung vom freien Individuum, das sich selbst entwirft. Der neoliberale Kapitalismus hat aber nicht nur Google und das Silicon Valley hervorgebracht, sondern auch Walmart, die „*maquiladoras"* und das Mikrokreditwesen in der Entwicklungspolitik. Diese für die momentane kapitalistische Formation notwendigen Arbeitskräfte sind überwiegend Frauen (51). Dahinter steckt nicht mehr als ein breit angelegter Reallohnverlust, Anstieg von geleisteten Lohnarbeitsstunden pro Haushalt etc. (51f.). „Der desorganisierte Kapitalismus macht aus Scheiße Gold, indem er über die neue Geschlechtergerechtigkeit fabuliert und darüber, wie herrlich weit die Frauen es doch gebracht hätten." (52) Daher, so schlussfolgert Fraser, hat die Neue Frauenbewegung „dem neuen Geist des Neoliberalismus eine ganz wesentliche Zutat" gelie-

[46] Das lässt sich durchaus auf deutsche Fernsehsendungen wie zum Beispiel „Germanys Next Topmodel" etc. übertragen.

fert (52). Das Versprechen von Frauenemanzipation spricht im Zuge des neoliberalen Wandels Frauen aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten an: sowohl Frauen aus der berufstätigen Mittelschicht, die entschlossen daran arbeiten „*the glass ceiling,* die gläserne Decke" zu überwinden, als auch die vielen Frauen, die als Teilzeitkräfte, als Niedriglohn-Beschäftigte, Hausangestellte, Sex-Arbeiterinnen usw. versuchen am großen „Versprechen" teilzuhaben (52). „In beiden Fällen wird der Traum von der Frauenemanzipation in den Dienst der kapitalistischen Akkumulationsmaschine gestellt." (52)
Barbara Keddis Argumentation ist begründet, wenn sie analysiert, dass die Lebensführung von Frauen an Mehrdimensionalität und an Vielfalt biografischer Schwerpunktsetzungen zugenommen hat. Doch ist zum einen danach zu schauen, wie die derzeitige *›liberale Gouvernementalität‹* diese fördert und zum zweiten welche neuen / alten Widersprüche sich dadurch für die Lebensführung von Frauen ergeben.

Erste Schlussfolgerung

Die Gestaltung der Lebensführung – so lässt sich im Allgemeinen zusammenfassen – ist eng mit Geschlechterverhältnissen verknüpft. Geschlechterverhältnisse werden hier sowohl als *Produktionsverhältnisse* gefasst als auch als *Effekt staatlichen Handelns*.
Bestimmte Strukturen führen dazu, dass nach wie vor die Lebensführung von Frauen mit Familien unter Aspekten der „*Doppelten Vergesellschaftung*" zu betrachten ist: sie bringen ihre Arbeitskraft sowohl in den Familien in Form von Fürsorgearbeit als auch in der Erwerbssphäre ein. Diese Form von Frauenleben ist abhängig von einer Familien- und Sozialpolitik, die den fordistischen Geschlechterverhältnissen nachhängt.
Frauenleben stehen unter Pluralisierungsprozessen. Junge Frauen sehen nicht mehr unbedingt den „Doppelten Lebensentwurf" als Ziel ihrer Lebensführung. Immer mehr Frauen leben allein und/oder haben keine Kinder. Sie müssen sich mit hegemonialen Leitbildern von weiblichen Subjektivierungsweisen (Frau = Ehefrau = Mutter) auseinandersetzen.
Darüber hinaus sind sie gefordert, die hegemoniale Anrufung durch die ‚Individualisierung' in ihrer Lebensführung zu verhandeln: um erfolgreich in Berufs- und Privatleben zu sein, muss man authentisch sein und progressiv die eigenen individuellen Fähigkeiten und Anlangen entfalten (vgl. Rosa 2009, 95; Kap. 2). Es geht eben nicht nur darum, seinen irgendwie gearteten subjektiven Neigungen zu folgen, sondern ein bestimmtes, ein ‚richtiges' Leben zu führen. Die Zielvorgaben für dieses ‚Kulturideal' (Rosa) sind in irgendeiner Weise uneindeutig, lassen sich jedenfalls nicht nur an einem gefüllten Bankkonto messen. Sie variieren je nach sozialem Milieu, je nach Orientierung an einer bestimmten Art von ‚Normalität' (vgl. auch Kap. 4.1.4).
Und dennoch spielt das mehr oder weniger gefüllte Bankkonto eine entscheidende Rolle und die Zeit, die man für Erwerbstätigkeit aufbringen muss, um sich die gewünschte ‚Normalität' leisten zu können. Die in dieser Arbeit betrachteten Arbeitsfelder sozialer Berufe gehören zu den unteren Verdienstgruppen. Im folgenden Kapitel über die Arbeitsverhältnisse dieser sozialen Berufe (Krankenpflege, Erzie-

hung, Soziale Arbeit) wird jedoch aufgezeigt, dass es mehrere Dimensionen von Prekarität gibt, Dimensionen, die sich nicht nur auf den Verdienst beziehen. Diese Dimensionen lassen sich zusammengenommen mit der *Krise der sozialen Reproduktion* verknüpfen (vgl. Kap. 5.2).

Die Anstrengung, sowohl die subjektiven Wünsche und Erwartungen an sein Leben als auch die Anforderungen in der Erwerbssphäre und in der Reproduktionssphäre umzusetzen, führt unweigerlich zu Widersprüchen in der Lebensführung.

Daher ergibt sich die Analysefrage für die Interviews, an welchen Momenten in der Lebensführung die befragten Frauen Widersprüche empfinden und wie sie mit diesen Widersprüchen umgehen – welche Bedeutung sie ihnen beimessen und welche Formen der Bewältigung sie für sich entwickeln.

Wesentliche These dieser Arbeit ist, dass nicht nur Produktionsverhältnisse und die Gestaltung des Sozialstaats diese Bedingungsstrukturen prägen, unter denen Frauen ihre Lebensführung gestalten, sondern auch Diskurse, denen sie im Alltag ausgesetzt sind, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen, um sich im Alltagsdschungel orientieren zu können. Es sind neben geschlechtshierarchischen Strukturen in den Produktionsverhältnissen die mäandernden Diskurse, die ganz wesentlich dazu beitragen, für sich Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln oder Handlungsbeschränkungen zu sehen. Es wird versucht aufzuzeigen, dass für Frauen ein spezielles Diskursreservoir mit in sich widersprüchlichen Vorstellungen existiert, wie eine *richtige Lebensführung* von Frauen auszusehen hat.

5.2. Junge Frauen im Berufsfeld des Gesundheitswesens und der Sozialen Dienste: Prekäre Beschäftigungsverhältnisse?

5.2.1. Die Krise der sozialen Reproduktion

Im Folgenden werden die Beschäftigungsverhältnisse der in dieser Arbeit untersuchten Berufsbranchen betrachtet: im Gesundheitswesen: der Beruf der/des Krankenpflegers/in – und in den so genannten sozialen Diensten: hier der Beruf der/des Erziehers/in und der/des Sozialarbeiters/in.
Wie bereits im vorherigen Kapitel angerissen, kann die momentane Krise auch als „*Krise der sozialen Reproduktion*“ betrachtet werden, die sich vor allem in dem zugespitzten Widerspruch zwischen dem Willen nach *Profitmaximierung* auf Seiten des Kapitals und der Notwendigkeit zur *Reproduktion der Arbeitskraft* auf Seiten der Beschäftigten äußert (vgl. Winker 2011; 2012, 6; vgl. auch Kap. 5.1).
Diese Form der Krise verweist auf eine bestimmte Facette des derzeitigen „*finanzdominierten Akkumulationsregimes*“ (vgl. Demirović and Sablowski 2012). Die Krisenmerkmale in den vergangenen Jahren sind unter anderem das Ergebnis einer ständigen Suche des überakkumulierten Kapitals nach neuen Verwertungsmöglichkeiten (84). Das zur Verfügung stehende Geldkapital hatte sich in den letzten Jahrzehnten sukzessive vermehrt, beispielsweise durch den Rückgang der Steuern auf hohe Einkommen, Vermögen und Kapitaleinkommen. Um dieses Geldkapital liquide zu halten, wurde es vor allem „in den Kreisläufen des Finanzkapitals angelegt“ (ebd.). Letztlich kam es auf diese Weise zu den Spekulationsblasen der New Economy oder der Immobilienkrise in Spanien. Ein großer Teil dieser globalen Finanzanlagen wurde im Zuge der Bankenkrise 2007 entwertet. Bis Ende 2010 erhöhte sich jedoch der Betrag dieser Finanzanlagen „wieder auf 212 Billionen US-Dollar und lag damit auf dem Niveau vor dem Beginn der Krise“ (85). Ein weiteres Krisenmerkmal ist die Entwicklung des Staates zu einem „Wettbewerbsstaat“ (ebd.). Flankiert von Vertretern neoliberaler Think-Tanks haben in den vergangenen dreißig Jahren verstärkt neoliberale Programme die staatliche Politik geprägt – unabhängig von den jeweiligen Regierungskoalitionen –, was sich in der Prämisse ‚weniger Staat – dafür mehr Markt, Wettbewerb und Eigenverantwortung‘ bündeln lässt (vgl. Kröll 2013, 83).
Diese Entwicklungen haben hinsichtlich der „Krise der sozialen Reproduktion“ folgende Auswirkungen: Dieselbe ‚ideologische Triebkraft‘, die den ‚Wettbewerbsstaat‘ fordert, sorgt flankierend für den Abbau verbindlicher Standards in Bezug auf Arbeits- und Einkommensbedingungen. „Der Abbau kollektiver Schutzrechte und Sicherungssysteme, für den die Erosion des Flächentarifs nur ein Beispiel ist, trifft besonders jene Bereiche, in denen die Organisationsmacht von Gewerkschaften ohnehin schwach ausgeprägt ist.“ (Dörre 2009, 45) Das betrifft vor allem den Niedriglohn- und den Nonprofit-Sektor, in dem überdurchschnittlich Frauen beschäftigt sind (ebd.). In Folge der Hartz-Gesetze kam es zu einem massiven Anstieg prekärer Beschäftigungsverhältnisse – wie die Zunahme von Mini-Jobs, Scheinselbständigkeit, Leiharbeit und sozialversicherungsfreien Arbeitsverträgen (vgl. Winker 2012, 9). Seit 1995 haben schlecht bezahlte Beschäftigungsverhältnisse sehr stark zugenommen: während es 1995 noch 5,6 Mio. Niedriglohnbezieher/innen gab, stieg die Zahl bis 2010 auf 7,9 Mio. Darüber hin-

aus sind zwischen 2000 und 2010 die Reallöhne des untersten Drittels der Einkommensgruppen besonders stark gesunken – bis zu 10%. Obwohl die oberen Gruppen in der Einkommensverteilung in der gleichen Zeit einen leichten Zuwachs verzeichnen können, kommen Wissenschaftler/innen dennoch zu einem durchschnittlichen Reallohnverlust von 2,3% (vgl. Bosch 2012, 8). Dies bedeutet für eine größer werdende Gruppe Unsicherheit hinsichtlich ihres Einkommens, ihrer allgemeinen Beschäftigungssicherheit und damit ihrer Zukunftsaussichten.

Ein weiterer Aspekt ist der Abbau staatlicher Infrastrukturmaßnahmen und Privatisierung staatlicher Institutionen: „Durch Senkung der staatlichen Ausgaben und Erhöhung der Gebühren werden die gesellschaftlich notwendigen Aufgaben für die Reproduktion der Arbeitskraft auf die lohnabhängigen Menschen abgewälzt." (Winker 2012, 9) Das bedeutet, dass diejenigen, die bereits durch den sinkenden Reallohn unter Druck geraten, werden durch zusätzliche Ausgaben im Bereich der öffentlichen Daseinsvorsorge belastet, angefangen bei hohen Kita-Gebühren bis hin zu steigenden Fahrpreisen im Öffentlichen Nahverkehr. Die Ökonomisierung des Gesundheitswesens führte zur Verlagerung von Krankenpflege aus dem Krankenhaus in die private Sphäre, um Krankenhäuser ‚wirtschaftlicher' zu machen (vgl. Haug 2011, 359f.).

Schließlich trägt die Aufweichung der Sozialversicherungssysteme zur „Krise der sozialen Reproduktion" bei: das Zusammenschmelzen der Arbeitslosenversicherung seit der Einführung der Hartz IV-Gesetze; Leistungen, die aus dem Katalog der gesetzlichen Krankenversicherung fallen, wie z.B. Zahnersatzbehandlungen; Kürzung der staatlichen Rente etc. (vgl. Winker 2012, 10).

Für die Arbeiten, die notwendig sind, um für sich selbst zu sorgen oder um Angehörige zu *ver*sorgen bleibt weniger Zeit, da die Bedeutung einer Vollzeit-Erwerbstätigkeit immer höher wird. Leistungen der öffentlichen Daseinsvorsorge – sprich in den Bereichen Bildung, Kinderbetreuung, Gesundheit, Altenpflege – müssen entweder immer mehr privat finanziert oder in Familienstrukturen aufgefangen werden bzw. sie sind selbst und individuell zu organisieren. Diejenigen, die höhere Einkommen beziehen, können viele dieser Dienstleistungen an so genannte *Domestic Worker* delegieren, überwiegend Frauen aus Niedriglohnländern, die diese Arbeiten oft zu schlechten Arbeitsbedingungen und niedrigen Löhnen übernehmen (vgl. Thiessen 2008, 94ff.; Winker and Carstensen 2007, 284).

Da Frauen nach wie vor den Hauptteil der Arbeit in der Reproduktionssphäre tragen – sowohl im privaten Umfeld als auch als Lohnabhängige in den betroffenen Berufsfeldern der Kranken- und Altenpflege, im Bildungswesen und in anderen sozialen Diensten, ist der Blickwinkel auf diese Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse für diese Arbeit von besonderer Bedeutung.

5.2.2. Prekäre Beschäftigungsverhältnisse im Gesundheitswesen, in der öffentlichen Kinderbetreuung, in der Sozialen Arbeit.

Als die Debatten um Prekarisierung von Arbeit aufkamen (vgl. auch Castel and Dörre 2009, 14ff.), waren in bestimmten arbeitssoziologischen Diskursen vor allem all jene Beschäftigungsverhältnisse gemeint, die den Standard des so genannten Normalarbeitsverhältnisses (NAV) unterschreiten (vgl. Candeias 2006): „das NAV umschreibt die Position des dauerhaft, vollzeit-beschäftigten, mit umfangreichen sozialen Rechten ausgestatteten, häufig gewerkschaftlich organisierten, ›weißen‹, männlichen ›Arbeitnehmers‹" (ebd.). Oder in anderen Worten: „Ein Arbeitsverhältnis kann als prekär bezeichnet werden, wenn die Beschäftigten aufgrund ihrer Tätigkeit deutlich unter ein Einkommens-, Schutz- und soziales Integrationsniveau sinken, das in der Gegenwartsgesellschaft als Standard definiert und mehrheitlich anerkannt wird. Beschäftigungsunsicherheit und Löhne unterhalb des Existenzminimums sind aus der Arbeitskraftperspektive zentrale Merkmale für Prekarität." (Dörre zit. in Bosch 2012, 7)
Mario Candeias kritisiert an diesem Blick auf Prekarität, dass damit letztlich nur die relative Benachteiligung einer bestimmten Gruppe betrachtet wird. Prekarisierung verstanden als ein gesamtgesellschaftlicher Prozess, im Zuge dessen das gesamte Niveau sozialer Rechte heruntergefahren wird, muss demnach mehr als nur die Beschäftigungsverhältnisse als Bezugspunkt haben (vgl. Candeias 2006). Wenn nur das so genannte Normalarbeitsverhältnis als Referenzpunkt herangezogen wird, so wird darüber hinaus ausgeblendet, dass dieses immer schon nur für eine begrenzte Gruppe der Bevölkerung gegolten hat und für andere Gruppen – z.B. für Frauen – aus verschiedenen Gründen schwieriger zugänglich war. Darüber hinaus ist es „aus linker Perspektive" nicht erstrebenswert, alle Prekarisierten in eine „Vollzeit-Lohnarbeit zu pressen, sondern andere Formen möglichst selbstbestimmter Arbeit experimentell zu fördern und auf Verallgemeinerung zu drängen" (ebd.). Mario Candeias schlägt daher vor, Prekarisierung als *Prozesse* zu fassen, die Beschäftigungsverhältnisse hervorbringen, (a) deren *Einkommen* kaum existenzsichernd sind, (b) deren Tätigkeiten nur *gering gesellschaftlich anerkannt* werden, (c) in denen die Beschäftigten tendenziell aus betrieblichen, sozialen und kooperativen Strukturen ausgegliedert werden, was zu einer *raum-zeitlichen Isolierung* und der Zerstörung von Sozialkontakten führt, (d) die mit einem unsicheren bzw. deutlich schlechten rechtlichen Status verbunden sind, sowohl in Bezug auf Arbeitsrecht als auch in Bezug auf den Aufenthaltsstatus, (e) und Beschäftigungsverhältnisse, die mit einem geringen oder gar keinem Sozialversicherungsschutz verbunden sind (ebd.). Für diese Arbeit sind aber noch folgende Überlegungen von Candeias von Bedeutung:
„Es geht auch um Prozesse, die f) mit der Erosion *öffentlicher Dienstleistungen* als allgemeinen Bedingungen sozialer und individueller Reproduktion verbunden sind (und schon gar nicht mit erhöhten Reproduktionsanforderungen der neuen Produktionsweise schritthalten, etwa angesichts steigender Qualifikationsanforderungen oder hoher psycho-physischer Beanspruchung), die insgesamt g) längerfristige *Planungssicherheit* für den eigenen Lebensentwurf ausschließen, und schließlich h) eine massive Verunsicherung oder Schwächung der individuellen und damit auch kollektiven *Handlungsfähigkeit* bewirken." (Candeias 2006)

Die „Erosion *öffentlicher Dienstleistungen*" lässt sich als Faktor der Krise der sozialen Reproduktion betrachten. Diese Erosionsprozesse führen in den jeweiligen Branchen – dem öffentlichen Dienst, dem Bildungssektor, Berufsfeldern der Sozialen Arbeit und vor allem dem Gesundheitswesen – zu einer massiven Arbeitsverdichtung und Zunahme von prekären Beschäftigungsverhältnissen im oben beschriebenen Sinne. Dies wird im Folgenden genauer dargestellt.

Candeias fügt hinzu, dass durch die verschiedenen Dimensionen von Prekarisierung, die seines Erachtens mit gedacht werden sollten, der Begriff aufgeweicht wird und eventuell an Trennschärfe verliert. Dennoch ist diese Öffnung des Verständnisses von Prekarisierung unerlässlich, um sich über die „Vielfältigkeit von Prekarisierungsprozessen" bewusst zu werden (ebd.). Darüber hinaus wird damit deutlich, dass es sich um einen gesamtgesellschaftlichen Prozess handelt, der eben nicht nur bestimmte gesellschaftliche Gruppen betrifft. Ein Blick auf die eigene Lebenssituation oder in das nahe soziale Umfeld reicht, um zu sehen, dass der Druck der Prekarisierung spürbar ist. Daher braucht es diesen mehrdimensionalen Begriff, – so Candeias – um sich über die gemeinsame soziale Lage bewusst zu werden – ein Verständnis, das sich bisher noch nicht durchgesetzt hat. Ein solches Verständnis soll nicht bedeuten, die existierenden Differenzen entlang geschlechtlicher oder ethnischer Zuschreibungen, gesellschaftlich anerkannter Bildungsabschlüsse etc. zu vereinheitlichen (ebd.).

„Entscheidend ist … mit dem Widerspruch von Verallgemeinerung (nicht Vereinheitlichung) und Differenz produktiv umzugehen und trotz aller Unterschiedlichkeit von Lagen und Bedürfnissen an einer Perspektive verallgemeinerter Handlungsfähigkeit (Holzkamp; Anm. L.B.) festzuhalten, die die Differenzen nicht unterwirft. Ohne diese Perspektive bleiben die Kämpfe partikulären Interessen verpflichtet, unverbunden und daher subaltern, leicht integrierbar oder marginalisierbar." (ebd.)

An dieser Stelle soll im Folgenden auf die drei in dieser Arbeit behandelten Arbeitsfelder eingegangen und die Gründe herausgearbeitet werden, warum in diesen Arbeitsfeldern von einer zunehmenden Prekarisierung die Rede sein kann.

Gesundheitswesen

Die hiesige Gesundheitspolitik ist seit den 1980er Jahren Bestandteil einer rasanten Ökonomisierungsdynamik. Diese Ökonomisierung ist Teil der „ultraliberalistischen Transformation" des konservativ-korporatistischen Wohlfahrtsstaats (vgl. Bauer 2007, 98). Diese Transformation betrifft alle Bereiche öffentlicher Daseinsvorsorge – wie oben beschrieben. Das Gut „Gesundheit" nimmt hier jedoch eine besondere Rolle ein: wenn durch Sparmaßnahmen, aus ökonomischen Überlegungen heraus medizinische Leistungen wegfallen, kann das drastische gesundheitliche Folgen haben (ebd.). Ökonomisierung im Gesundheitswesen bedeutet eine Verkehrung der Zweck-Mittel-Relation: Geld wird nicht mehr dazu verwendet die Versorgung der Kranken sicherzustellen, sondern die Versorgung wird in der Tendenz zum Mittel, mit dem man Geld verdienen bzw. Gewinn abgeschöpft werden kann (100).

Bei der Privatisierung von Krankenhäusern nimmt Deutschland weltweit eine außerordentliche Stellung ein. Im Vergleich zu anderen Industrieländern werden in Deutschland in größtem Umfang Kran-

kenhäuser aus öffentlicher Hand an private Konzerne verkauft. In den 1990er Jahren begann dieser Prozess vor allem in den ostdeutschen Bundesländern. Erst in den 2000er Jahren bahnte sich diese Entwicklung auch in den westlichen Bundesländern an (vgl. Stumpfögger 2009, 200). Zwischen 1990 und 2004 ist die Anzahl der Betten in öffentlichen Krankenhäusern um 37% zurückgegangen, wohingegen im gleichen Zeitraum die Anzahl in privaten Krankenhäusern um 137% angestiegen ist. Bei den freigemeinnützigen Krankenhäusern – meist in kirchlicher Trägerschaft – lässt sich für diesen Zeitraum nur ein leichter Rückgang feststellen. Dennoch bedeutet es nicht, dass dieser Bereich von Ökonomisierungstendenzen ausgenommen ist: auch sie müssen sich in ihrer Kalkulation an einem strengen ökonomischen Kalkül orientieren. Aufgrund ihrer Sonderstellung durch kirchenrechtliche Privilegien, waren viele freigemeinnützige Krankenhäuser in der Lage, durch Formen des Outsourcings „wirtschaftlich" zu arbeiten – durch Gründung von Beschäftigungsgesellschaften oder Zeitarbeitsfirmen, über die Beschäftigte zum Teil „neu" eingestellt wurden, allerdings zu außertariflichen Bedingungen und ausgehöhltem Kündigungsschutz (vgl. Bauer 2007, 103). Ullrich Bauer schlussfolgert daher: „Prozesse der Ökonomisierung im Gesundheitsbereich können demnach weder mit dem bloßen Zuwachs privater Krankenhausträger identifiziert werden noch sind sie dann ausreichend erfasst, wenn man allein privaten Trägern Gewinninteressen unterstellt und dadurch erwartbare Auswirkungen auf die Versorgungsorganisation allein dort vermutet, wo die Patientenversorgung »privatisiert« erfolgt." (103)

In einem weiteren Schritt analysiert Ullrich Bauer wie sich die Kostenverteilung im Gesundheitswesen zwischen den Privathaushalten und dem öffentlichen Haushalt entwickelt haben: zwischen den Jahren 1992 und 2003 sind Ausgaben, die man privat zusätzlich erbringen muss um 57% gestiegen. Wohingegen die Ausgaben der öffentlichen Haushalte im Gesundheitswesen im gleichen Zeitraum um etwa 12% gesunken sind. Wenn also von Kostenexplosion im Gesundheitswesen gesprochen wird, – so Bauer – dann handelt es sich vor allem um eine Kostenexplosion im privaten Geldbeutel (105).

Diese Entwicklung führt dazu, dass die privaten Haushalte, die über die finanziellen, kulturellen und sozialen Ressourcen verfügen, sich in den Auseinandersetzungen um knapper werdende Gesundheitsgüter besser durchsetzen können. Darüber hinaus werden sie durch bestimmte soziale Gruppierungseffekte „im konkreten Leistungsgeschehen bevorzugt" (107).

Hinzu kommt, dass 2004 das Finanzierungssystem der Krankenhäuser auf Fallpauschalen umgestellt wurde – den DRG: Diagnosis Related Groups. Mit dieser Umstellung wurde gleichzeitig die bis dahin geltende Pflegepersonalregelung (PPR), die eine Mindestpersonalausstattung beinhaltete, abgeschafft (vgl. Busch 2014, 74f.).

Die Frage ist, welche Auswirkungen dies für die Beschäftigten hatte. Zunächst wurden zwischen 1996 und 2006 in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen 45.800 Pflegevollzeitstellen abgebaut, was für die Beschäftigten zu Arbeitsverdichtung und massiver Mehrbelastung geführt hat (vgl. Manske 2012, 26). Gleichzeitig ist in keiner anderen Branche die Zahl der Leiharbeitnehmer/innen in dem Maße angestiegen wie in der Gesundheitsbranche: allein zwischen 2004 und 2008 wuchs diese um das Fünf-

fache (25). Die Beschäftigten, die als Leiharbeitnehmer/innen eingestellt werden, bekommen in der Regel einen Lohn, der weit unter den Tariflöhnen steht – was vor allem für die Beschäftigten mit langjähriger Berufserfahrung sehr problematisch ist (26).

Der Bundesvorstand der Gewerkschaft ver.di stellt fest, dass eine Krankenpflegeperson durchschnittlich 10,3 Patienten/innen zu betreuen hat. Im europaweiten Vergleich liegt Deutschland damit an der Spitze. Schlusslicht ist Norwegen, wo auf eine Pflegekraft durchschnittlich nur 3,8 Patienten/innen kommen. Diese Rationalisierungstendenzen betreffen auch andere Berufsgruppen: so haben Reinigungskräfte zum Teil nur 3 Minuten Zeit ein Patientenzimmer zu reinigen (vgl. Weisbrod-Frey 2013, 10). Dass dies zu Lasten der Patienten/innen geht liegt auf der Hand: in einer Studie des Instituts der angewandten Pflegeforschung von 2009 wurden Pflegekräfte zu Elementen ihrer Arbeit befragt. In vielen Bereichen wurden starke Mängel deutlich. So gaben ein Drittel der Befragten an, dass sie in der vergangenen Woche oft bzw. manchmal nicht dazukamen, Patienten/innen, die Hilfe bei der Nahrungsaufnahme brauchen, angemessen zu unterstützen. Und über die Hälfte der Befragten konnten in den vergangenen sieben Tagen ihren Patienten/innen nicht emotional und psychosozial beistehen (vgl. Isfort et al. 2011, 15).

Die Beurteilung der Arbeitsbedingungen ist bei befragten Beschäftigten des Gesundheitswesens dementsprechend schlecht: fast die Hälfte der Befragten der Studie des DGB-Index Gute Arbeit 2009 gaben an, dass sie sich in der Arbeit in sehr hohem Maße bzw. in hohem Maße gehetzt und gestresst fühlen (vgl. Ver.di "Gute Arbeit" 2011, 27). In der Studie wird herausgearbeitet, dass 37% der Beschäftigten, die in besonderem Maße „Kundenkontakt“ haben, davon ausgehen, dass sie unter diesen Arbeitsbedingungen nicht bis zur Rente durchhalten können (26).

Tendenzen zur Prekarisierung im oben beschriebenen Sinne ergeben sich im Berufsfeld Krankenpflege daher auf unterschiedlichen Ebenen. Zum einen gibt es eine größer werdende Gruppe von Beschäftigten, die als Leiharbeitnehmer/innen oder in anderen Formen von unsicheren und außertariflich bezahlten Beschäftigungsverhältnissen ihre Lebensführung bestreiten müssen. Zum anderen stieg durch Personalsparmaßnahmen der Arbeitsdruck auf die einzelnen Beschäftigten: immer mehr Patienten/innen müssen von einer Pflegekraft versorgt werden. Das geht zu Lasten der Patienten/innen und der Beschäftigten.

Soziale Dienste: Erzieher/innen

Das Berufsfeld der Erzieher/innen ist in den vergangenen Jahren vor allem durch zwei strukturelle Prozesse gekennzeichnet. Zum einen fand im Zuge der PISA-Veröffentlichungen eine Debatte um die Professionalisierung von Frühpädagogen/innen statt – die frühkindliche Betreuung wird zunehmend als Bildungsphase betrachtet. Dies hat sich sowohl in der Ausbildung junger Erzieher/innen als auch in der Ausarbeitung länderspezifischer Bildungsprogramme für den Elementarbereich, die mittlerweile in nahezu allen Bundesländern vorliegen, niedergeschlagen (vgl. Roos et al. 2007, 456f.; Wildgruber and Becker-Stoll 2011, 61).

Zum anderen hat der gesetzliche Anspruch auf einen Betreuungsplatz in einer Kindertagesstätte für Kinder ab dem ersten Lebensjahr ab dem 1. August 2013 zu einer starken Investition in diesem Bereich geführt (vgl. BMFSFJ 2013, 1). Tatsächlich führte dies dazu, dass viele Stellen geschaffen worden sind: zwischen 2006 und 2012 stieg die Zahl der Beschäftigten in Kindertagesstätten um 111.500 an (23). Der Ausbau der Betreuungsplätze in Kindertagesstätten hat jedoch nicht zu einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen der pädagogischen Fachkräfte geführt. Im Gegenteil: zumindest in Baden-Württemberg wurde mit ‚Abbau bürokratischer Hürden und Verordnungen' auf die Tatsache reagiert, dass bis zum 1.8.2013 nicht genügend Kita-Plätze zur Verfügung stehen würden. Als flexible Stellschrauben wurden in diesem auf zwei Jahre befristeten Paket unter anderem die Gruppengröße genannt, sprich eine Gruppe in einer Einrichtung könne bis zu zwei Kindern aufgestockt werden, wenn eine weitere Fachkraft vorhanden ist. Auch solle es möglich sein, dass sich bis zu 20% der Kinder einen Kita-Platz teilen könnten. Diese Regelungen führte zu Protest bei Beschäftigten und Gewerkschaften, die eine weitere Qualitätseinbuße der Arbeitsbedingungen des Beschäftigten befürchteten (vgl. GEA 26.06.2013).

Eine Auswertung des Mikrozensus in Bezug auf die „berufliche, familiäre und ökonomische Situation von Erzieherinnen und Kinderpflegerinnen" von Dr. Kirsten Fuchs-Rechlin im Auftrag der GEW führt zu folgenden Ergebnissen: trotz Investitionen in den Bereich der Kindertagesstätten nehmen befristete Beschäftigungsverhältnisse zu und der Anteil an Vollzeitstellen geht kontinuierlich zurück (vgl. Fuchs-Rechlin 2010, 12ff.). Gerade jüngere Fachkräfte sind überdurchschnittlich von befristeten Arbeitsverträgen betroffen, so dass die Autorin von einer ‚kritischen Berufseinmündungsphase' spricht (18). Erzieher/innen gehen im Durchschnitt mit 59 Jahren in Rente. Auffallend sind hier die knapp 28%, die bereits im Durchschnitt mit 54 Jahren aus gesundheitlichen Gründen aus dem Beruf ausscheiden (4). Das verweist auf die hohe Arbeitsbelastung, die auch in anderen Untersuchungen immer wieder genannt werden: „Nur 26% der Befragten können sich vorstellen, unter Beibehaltung der aktuellen Arbeitsbedingungen, gesund das Rentenalter zu erreichen. Verglichen mit Beschäftigen aus anderen Dienstleistungsberufen, die im Mittel zu 54 Prozent glauben, dass sie gesund das Rentenalter erreichen werden, liegt die Berufsgruppe der Erzieher/innen damit am unteren Ende." (vgl. Fuchs and Trischler 2008, 3)

Der/Die Autor/in der Untersuchung zur „Arbeitsqualität aus Sicht von Erzieherinnen und Erziehern", in der Ergebnisse aus der Erhebung zum DGB-Index Gute Arbeit zusammengestellt wurden, stellen fest, dass die körperlichen und emotionalen Anforderungen der Arbeit so hoch sind, dass ein gutes Drittel der befragten Erzieher/innen ihre Arbeit als schlecht bewerten. Vor allem die Vollzeitkräfte „beschreiben ergonomisch schlecht gestaltete und belastende Arbeitsbedingungen" (8). Am meisten belastet die Erzieher/innen der Lärmpegel, mit dem sie tagtäglich konfrontiert sind: 65% aller Befragten haben angegeben, dass sie in hohem bzw. sehr hohem Maße davon betroffen sind. Von Beschäftigten in anderen Berufen im Dienstleistungsbereich haben im Vergleich nur 13 Prozent angegeben, dass sie von Lärmbelastung betroffen sind (10).

In der Auswertung des Mikrozensus' kommt Kirsten Fuchs-Rechlin zu dem Ergebnis, dass die meisten Erzieher/innen mit ihrem Einkommen ihren Lebensunterhalt bestreiten können (vgl. Fuchs-Rechlin 2010, 28). Erzieherinnen kommen in ihrem Nettoeinkommen auf durchschnittlich 1.350.- Euro, Kinderpfleger/innen liegen durchschnittlich 100.- Euro darunter. Das Einkommen variiert je nach Alter und Berufsjahre und östlichen bzw. westlichen Bundesländern (39). Die Autorin stellt fest, dass Erzieher/innen im Großen und Ganzen „nicht armutsgefährdet sind". Aber offensichtlich spielt die Familienform eine Rolle, in der die Beschäftigten leben: Erzieherinnen, die in einer Partnerschaft leben sind deutlich weniger von Armut betroffen als alleinerziehende bzw. allein lebende Erzieherinnen (36). Im Umkehrschluss könnte man sagen, dass das niedrige Einkommen am besten aufgefangen werden kann, wenn man sich mit anderen Familienangehörigen die anfallenden Haushaltskosten wie Miete, Lebensmittel, Heizkosten etc. teilen kann. Auf jeden Fall sind Erzieher/innen mit ihrem Einkommen sehr unzufrieden: nur 4% aller Erzieher/innen sind zufrieden, die Hälfte gaben an, gar nicht bzw. eher unzufrieden zu sein (vgl. BMFSFJ 2013, 30). Letztlich spiegelt die Höhe des Gehalts auch die Art der gesellschaftlichen Anerkennung, die von vielen Erzieher/innen vermisst wird (ebd.).
Prekarisierung im oben beschriebenen Sinne kann man für dieses Berufsfeld auf mehreren Ebenen beschreiben: es betrifft die Ausstattung der Kindertageseinrichtungen (Gruppengröße, räumliche Ausstattung, Personalschlüssel etc.), sprich die Art und Weise wie die Arbeitsbedingungen gestaltet sind. Gleichzeitig ist der Anspruch an frühkindlicher Pädagogik und den damit verbundenen qualitativ höheren Anforderungen gestiegen. Dies bedeutet für Erzieher/innen eine starke körperliche und emotionale Belastung, so dass viele nicht bis zum Rentenalter durchhalten. Trotz Fachkräftemangel nehmen auch in diesem Berufsfeld befristete Beschäftigungsverhältnisse und Teilzeit zu. Und schließlich ist das Einkommen so niedrig, dass man annehmen kann, dass durch steigende Lebenshaltungskosten und zunehmende Vielfalt von Familienformen der Anteil an Erzieher/innen, die mit ihrem Nettoeinkommen ihren Lebensunterhalt gerade so bzw. nicht mehr bestreiten können eher zunimmt.

Soziale Dienste: Sozialpädagogen/innen – Sozialarbeiter/innen

Der Wandel im Berufsfeld der Sozialen Arbeit ist in besonderer Weise mit krisenspezifischen Transformationsprozessen verknüpft. Fiskalpakt und die europäische Austeritätspolitik, die im Zuge der Krise implementiert wurden, wirken sich unmittelbar auf die Kommunen aus, die überwiegend die Träger der sozialen Dienste sind: die „notorisch schwierige Finanzlage der Kommunen (…) wird sich in den nächsten Jahren angesichts der staatlichen Ausgabenkürzungen, der gesetzlich verankerten Schuldenbremse (…) noch verschärfen" (Dahme and Wohlfahrt 2013, 52). Dies knüpft an Prozessen der „*Ökonomisierung der Sozialen Arbeit*" und einer „*programmatischen Neuausrichtung* im Rahmen des aktivierenden Staats" an (Eichinger 2009, 57). Mit dem betriebswirtschaftlichen Kalkül, Preise und Angebotsstruktur effizienter gestalten zu können, wurden viele kostenintensive Leistungsbereiche des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) und des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) für das neue Paradigma „eines liberalisierten sozialen Dienstleistungsmarktes" geöffnet (60). In der Folge kam es

zu einer Welle von Privatisierungen bestimmter Leistungsbereiche. Hinzu kommen Reformen in den Finanzierungsmodellen: das bisher überwiegende Modell der „Zuwendungsfinanzierung“ wird zunehmend abgelöst durch „prospektive Finanzierungsformen“, in dem viel kleinteiliger Leistungsentgelte für einzelne Projekte ausgehandelt werden. Wenn mehr Kosten entstehen, hat der Träger selbst die finanziellen Folgen zu tragen (61f.).

Gleichzeitig differenzieren sich die Lebenslagen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen weiter aus: die so genannte ‚gesellschaftliche Schere‘ geht weiter auseinander. Das schlägt sich beispielsweise in den Fallzahlen der Hilfen zur Erziehung nieder, die seit 2008 um 20 – 25% sowohl in Bezug auf die Fallzahlen als auch den Kosten stark angestiegen sind (vgl. Chassé 2013, 11). Es wird davon ausgegangen, dass auch in anderen Bereichen die kommunalen Sozialausgaben steigen werden: in der Behindertenhilfe werden die Kosten zunehmen u.a. aufgrund des Umbaus des bisher stark auf stationäre Hilfen setzende Unterstützungssystem auf ambulante Hilfen. In der Kinder- und Jugendhilfe werden aufgrund neuer gesetzlicher Auflagen und dem verstärkten Ausbau der Kindertagesstätten die finanziellen Belastungen für die Kommunen steigen. Im Rahmen des SGB II werden die Kosten bei Wohngeldzahlungen in Zukunft eher ansteigen (vgl. Dahme and Wohlfahrt 2013, 40f.).

August Chassé hat daher die These, dass den „veränderten Lebenslagen der Adressaten … eine Veränderung der Arbeitssituation der Beschäftigten in der Sozialen Arbeit“ korrespondiert – eine Entwicklung, die bei gleichzeitiger Prekarisierung der Lebenslagen eine Deprofessionalisierung der Sozialen Arbeit mit sich bringt (Chassé 2013, 12). Mit Blick auf die Beschäftigungsverhältnisse in der Sozialen Arbeit lassen sich daher verschiedene Merkmale feststellen: erstens die Zunahme von befristeten Beschäftigungsverhältnissen, Teilzeit und die Etablierung von Leiharbeit (vgl. Eichinger 2012, 281f.). Aufgrund des hohen Frauenanteils bei den Beschäftigten der Sozialen Arbeit gab es schon immer einen hohen Anteil so genannter „atypischer Arbeitsverhältnisse“ (vgl. Chassé 2013, 13). Die Soziale Arbeit ist eigentlich ein wachsendes Arbeitsfeld: die Beschäftigtenzahlen steigen seit 20 Jahren kontinuierlich an (ebd.). Wenn man jedoch diese Stellen auf Vollzeitstellen umrechnet, ergibt sich ein differenzierteres Bild: vor allem der Anteil von Teilzeitstellen steigt seit den 1970er Jahren kontinuierlich an, z.B. in der Jugendhilfe „von 23% Mitte der 1970er Jahre auf zuletzt (2010/2011) 57%“ (16). Im Vergleich zu anderen Berufsfeldern liegt die Jugendhilfe hier deutlich über dem Durchschnitt. Gleichzeitig kann man zweitens davon ausgehen, dass aufgrund der gesellschaftlichen Entwicklung zunehmender Armut die Arbeitsintensität zugenommen hat (ebd.). Beispielsweise ist im Allgemeinen Sozialen Dienst (ASD) die Fallbelastung von 31 Fällen im Jahr 2006 durchschnittlich auf 33 im Jahr 2010/2011 pro Vollzeitstelle angestiegen, wobei es regionale große Unterschiede gibt. In bestimmten Stadtteilen von Großstädten kann die Fallzahl sehr viel höher liegen, beispielsweise 120 Fälle pro Fachkraft in Berlin Tempelhof, wie in einem offenen Brief des Berliner Jugendhilfeausschusses festgestellt wird (ebd.). Zunehmende Belastungen im Berufsalltag von Sozialarbeiter/innen führen zu einem Anstieg von psychischen Erkrankungen und Burnout, wie Statistiken von Krankenkassen immer wieder belegen (vgl. Brenssell 2013, 114ff.)

In Bezug auf die Bezahlung lässt sich feststellen, dass Sozialarbeiter/innen im Vergleich zu anderen Beschäftigten mit akademischer Ausbildung in vergleichbarer Qualifikationsstufe deutlich weniger verdienen. Ein/e Sozialarbeiter/in erhält im Vergleich mit einem/r Ingenieur/in oder einem/r Psychologen/in durchschnittlich einen um 1.000 bis 1.500 Euro geringeren Bruttolohn (vgl. Chassé 2013, 18). Darüber hinaus wird zunehmend sozialversicherungspflichtige Beschäftigung verdrängt „durch Arbeitsgelegenheiten mit Mehraufwandsentschädigung" – sprich durch so genannte „Ein-Euro-Jobber" bzw. es werden vermehrt Ehrenamtliche eingesetzt, die eine Aufwandspauschale erhalten (Eichinger 2012, 281). Dazu kommt, dass insbesondere die freien Träger der Jugendhilfe als Arbeitgeber die tarifliche Entgelttabelle des TVÖD als Beschäftigungsgrundlage nicht mehr akzeptieren und so genannte „Haustarife" vereinbaren, die oft deutlich unter dem Tariflohn liegen (ebd.; Chassé 2013, 19).
Der oben beschriebene Prozess der Prekarisierung zeigt sich im Berufsfeld der Sozialen Arbeit in verschiedenen Facetten. Soziale Arbeit ist in spezifischer Weise ein Seismograph für gesellschaftliche Veränderungen. Anhand des Berufsfeld der Sozialen Arbeit lässt sich die „Erschöpfung des Sozialen" (Winker) in mehrerer Hinsicht nachzeichnen. Die zunehmende soziale Ungleichheit bedeutet zum einen eine Veränderung der Arbeitsbedingungen nicht nur hinsichtlich der Arbeitsintensität, sondern auch was die emotionale Belastung betrifft. Menschen in Notfall- bzw. Problemsituationen lassen sich schlecht ignorieren. Daher legt das Berufsfeld nahe, auch über die Normalarbeitszeit hinaus sich zu engagieren, Überstunden, Mehrarbeit zu leisten (vgl. Brenssell 2013, 116). Zum anderen erfährt das Berufsfeld selbst eine zunehmende Prekarisierung durch Zunahme von befristeten Arbeitsstellen, Teilzeit und Leiharbeit. In einigen Handlungsfeldern – so stellt Karl August Chassé fest – gleicht sich die „Lebenssituation der sozialpädagogischen Fachkräfte zunehmend denen der Adressaten" an (Chassé 2013, 12). Soziale Arbeit als Berufsfeld ist seiner Ansicht nach, als ein Vorreiter in Bezug auf Prozesse der Deregulierung und Flexibilisierung auf dem Arbeitsmarkt zu betrachten (15). Es wäre zu diskutieren wie Soziale Arbeit als Seismograph für gesellschaftliche Veränderungen diese Funktion stärker politisieren, ihre Rolle als „Gedächtnisspeicher sozialer Kämpfe" selbstbewusster wahrnehmen könnte und dieses Unbehagen, – sowohl vor allem in Bezug auf die Lebenswelten der Adressaten/innen aber auch auf die eigenen Beschäftigungsverhältnisse – konkret zu äußern (vgl. Maurer 2006, 243).

6. *(Essayistisches) Intermezzo*: „Es muss ein Rock durch Deutschland gehen!“ – Essayhafte Überlegungen zu Diskursen – von und über Frauen

„Der Diskurs ist ganz genauso in dem, was man nicht sagt, oder was sich in Gesten, Haltungen, Seinsweisen, Verhaltensschemata und Gestaltungen von Räumen ausprägt. Der Diskurs ist die Gesamtheit erzwungener und erzwingender Bedeutungen, die die gesellschaftlichen Verhältnisse durchziehen.“ (Foucault 2003 [1976], 164)

In der theoretischen Auseinandersetzung mit Klaus Holzkamp und Michel Foucault (vgl. Kap. 3) wurde herausgearbeitet, dass Menschen im Alltag mit Diskursen konfrontiert sind, die Einfluss auf Orientierungen und damit eine besondere Wirkmächtigkeit entwickeln können. Daher sind Diskurse für die Frage nach dem Handeln, der Handlungsfähigkeit von Bedeutung. In den Diskursen werden Normen, Vorstellungen von Normalität, Ansichten und Meinungen transportiert, mit denen das Subjekt sich im Zuge seines *Begründungsdiskurses* auseinandersetzen muss – sei es in der ‚*sozialen Selbstverständigung*‘ in der Kommunikation mit Anderen oder im ‚*Inneren Sprechen*‘ (Holzkamp), im Nachdenken über diese Dinge, die an einen herangetragen werden.

In diesem Kapitel soll aktuellen Diskursen von und über Frauen nachgespürt werden. Es wurde die Form eines Essays gewählt, da eine Diskursanalyse den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

6.1. Essay

Das zentrale Medium, in dem sich Diskurse bündeln, ansammeln, gelesen und verarbeitet werden, ist heutzutage – anders als zu Foucaults Zeiten – das Internet. In den vergangenen Wochen[47] hat die Schreibende diverse Suchmaschinen im Internet betätigt, sie gefüttert mit dem Begriff „Frauen“. Kaskadenartig schäumen die Artikel über den Bildschirm. Woran bleibt der Blick hängen? Was regt die Suchende an, bestimmte Links sich genauer anzusehen und andere an sich vorbeirauschen zu lassen? Woran orientiert sie sich? Mit welchen anderen Themen verknüpft sie die Auswahl?

In diesem Abschnitt geht es nicht um eine wissenschaftliche Diskursanalyse, wie sie etwa Siegfried Jäger entwickelt hat (vgl. Jäger 2009)[48]. Vielmehr ist es ein schreibender Rundgang, ein Versuch aus einer sehr subjektiven Sicht bestimmte diskursive Elemente aufzugreifen, zu bündeln und zu „lesen“.

[47] Die Suche betrifft den Zeitraum Juli – Oktober 2014.

[48] Jäger hat auf dem Diskursbegriff von Michel Foucault aufbauend diese Methode entwickelt. Damit hat er ein Instrument geschaffen Diskurse in Medien, Alltagsdiskurse usw. und die Zusammenhänge zwischen hegemonialen Diskursen und Machtverhältnissen zu analysieren. Für Diskurse verwendet er das Bild eines Flusses - »der Fluß von ›Wissen‹ durch die Zeit« (Jäger 2009, 129). Er unterscheidet zwischen *Spezialdiskursen, Interdiskursen* und *Gegendiskursen* (129ff.). *Spezialdiskurse* sind Diskurse, wie sie in der Wissenschaft geführt werden. Wissenschaftsdiskurse sind beträchtlich reglementiert und haben – je nach populärer und hegemonialer Stellung – einen starken Einfluss auf die öffentliche Meinung. Der Raum, in dem Interdiskurse und Gegendiskurse stattfinden, sind die Medien, Printmedien und immer stärker auch das Internet. Prägend sind vor allem die so genannten *diskursiven Ereignisse* – Begebenheiten, die weltweit oder national beschränkt vorfallen und für mediale

Der Bezug zu Michel Foucault ist an dieser Stelle nur gebrochen möglich. Hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse ist ein Bezugspunkt seine Schrift „Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1" (vgl. Foucault 1983)[49]. Foucault hat in diesem Werk den Zusammenhang zwischen Sexualität, Fortpflanzung und Bevölkerungspolitik aufgedeckt. Er beschreibt, wie bestimmte politische Maßnahmen, die er als *Bio-Politik* bezeichnet, die Bevölkerung in den Blick nimmt, ihre Fortpflanzung, das Gesundheitsniveau, Geburten- und Sterblichkeitsrate usw. (135). Feministinnen kritisieren an Foucault, dass er letztlich an diesem Punkt stehengeblieben ist. Er hat sich nicht weiter damit beschäftigt, inwieweit Geschlecht selbst als Kategorie Regierungshandeln bestimmt und durch Regierungshandeln mit hergestellt wird (vgl. Ludwig 2011, 29). Diejenigen Feministinnen, die mit Foucaults Theorien arbeiten, gehen daher einen Schritt weiter: sie sagen, dass auch das, was wir unter Frau-Sein bzw. Mann-Sein verstehen, mit allgemeinen Diskursen verwoben ist. Unsere Vorstellungen über Geschlecht sind – wie bereits im Kapitel 5.1 diskutiert – Effekte von gesellschaftlichen Verhältnissen (vgl. Hark 2006, 364f.).

Die Kaskade an Artikeln lässt sich in bestimmte Themenfelder aufteilen. Einzelne Stränge werden herausgegriffen – wohlwissend, dass der sich orientierender Blick in diesem Moment subjektiv geprägt ist, durch die eigenen Themen, das was die Suchende gerade selbst beschäftigt. Sie bleibt an Themen hängen, die verschiedene *bio-politische Sphären* berühren.

In diesen Tagen ist der Kampf um Kobanê das medienbestimmende Ereignis. Der Suchenden ist aufgefallen, dass in diesem Sommer „Frauen" vor allem im Zusammenhang mit den diversen Krisenregionen als „Opfer" genannt werden. Eine typische Nachricht dieser Kategorie lautet: „Aktivisten warfen dem ‚Islamischen Staat' derweil vor, Dutzende jesidische Frauen aus dem Irak nach Syrien verschleppt und dort als Bräute an Kämpfer verkauft zu haben." (N.N. SZ 2014) Frauen (oft im gleichen Satz: „und Kinder") sind Opfer bei Bombardierungen, in militärischen Auseinandersetzungen, sie sind Flüchtlinge etc. Bestimmte Bilder und Gefühle werden erzeugt, bedient. Natürlich erzeugen diese Nachrichten auch bei der Suchenden Gefühle der Empörung, des Mitleids und der Hilflosigkeit. Und es drängt sich der Suchenden der Gedanke an die schnelle Hilfe nachgerade zu auf: hier braucht es eine schnelle militärische Hilfe. Sofort. Waffenlieferungen ja. Bombardierungen natürlich. Ist das schon die Falle, die hier zuschnappt? Die Konstruktion eines Feindes, der Frauenrechte mit Füßen tritt, der barbarisch auftritt, Männern die Köpfe abschlägt und Frauen vergewaltigt, funktioniert. Dagegen

Aufregung sorgen. Basis dieses „diskursiven Gewimmels" (117) sind unsere Alltagsdiskurse. Wir sprechen untereinander über aktuelle Geschehnisse, diskutieren in der WG, am Arbeitsplatz, in der Kneipe. Gesellschaftliche Entwicklungen, Zustände am Arbeitsplatz – aber auch hierarchische Geschlechterverhältnisse werden diskutiert, kommentiert.

[49] In dieser Schrift untersucht Michel Foucault wie mit dem aufkommenden viktorianischen Bürgertum, also im 19. Jahrhundert, sich ein Diskurs einrichtet, der – wie er sagt – um Sexualität Schweigen ausbreitet. In dem damaligen Diskurs war Sexualität nur noch legitim im Schlafzimmer des rechtmäßig verheirateten Paares und ging „ganz im Ernst der Fortpflanzung auf" (Foucault 1983, 11). Die Unterdrückung des Sexes hängt Foucaults Ansicht damit zusammen, dass dieser nicht mit einer allgemeinen Arbeitsordnung vereinbar sei, sprich er verknüpft das Aufkommen dieses Diskurses mit dem Aufkommen der kapitalistischen Arbeitsordnung (13). Dort, wo sich gesetzeswidrige Sexualitäten nicht einfangen lassen, werden sie wenigstens in die Ordnung des kapitalistischen Profits eingegliedert, wie z.B. im Bordell oder innerhalb der Psychiatrie (11f.).

erscheint der hilfreiche „Westen" als Hüter der Zivilisation, in dem Frauen sicher und gleichberechtigt leben[50]. All die Fragen nach der Rolle des so genannten „Westens" in der Entstehung dieser Krise, seinen geostrategischen Interessen in der Region, den Interessen der Rüstungs- und Ölindustrie etc. – all diese Fragen wirken fast – ja man möchte fast sagen – kleinlich, übergenau, haarspalterisch angesichts des Schreckens. Sie verschwinden nahezu im diskursiven Kriegslärm. Die Deutsche Welle berichtet über die „Frauen im Kampf gegen den Islamischen Staat" (Cousins 2014). Die Journalistin hat Frauen der kurdischen People's Protection Unit (YPG/YPJ) besucht und befragt. Neben der politischen Einordnung und Einschätzung kommen die Mädchen zu Wort – nicht ohne Hinweis auf ihr geflochtenes Haar und ihre Pickel auf der Stirn. Sie werden gefragt, warum sie das tun (ebd.). Die Art der Fragen und Berichterstattung berührt die Suchende seltsam. Denn letztlich steckt doch die Ungläubigkeit dahinter, dass Frauen diese Art von Belastung aushalten. Das ist eine Vermutung. Gleichzeitig werden mit den Bildern dieser Frauen die Kämpfer des Islamischen Staates weiter in die moralisch verwerflichste, dunkelste Ecke gestellt. Auch diese Frauen – hier nicht Opfer, sondern Kämpferinnen – werden benutzt, denkt sich die Suchende. Und sieht dies bestätigt, als sie die Meldung liest, dass vermutet wird, dass ein großer Bekleidungskonzern seine nächste Kollektion in Peschmerga-Chic kreiert (N.N. Stern 2014). Anstatt einer kurdischen Kämpferin läuft ein langbeiniges Modell in einteiligem Kampfanzug mit Ledergürtel durch eine staubige Stadt, die man schemenhaft im Hintergrund sieht und in den Nahen Osten verorten könne.

In dieses Diskursfeld passt die Meldung, dass die Bundeswehr sich mit einer Frauen-Kampagne blamiert (vgl. Reimann 2014). Anna Reimann beginnt ihren Artikel mit der Beschreibung der Fotos der Werbekampagne: „Eine kleine Rateaufgabe: Wofür wird hier wohl geworben? Eine Frau sitzt in einem Laden und probiert Schuhe an. Bunte Highheels hinter ihr, daneben warten ihre zwei Töchter mit Kuscheltier. Oder: Eine Frau steht in eng anliegender Bluse vor einem Kleiderschrank. So, als überlegte sie, was sie anziehen soll. Oder: Eine Frau, stark geschminkt, sitzt in figurbetontem Sportoutfit in einer Umkleidekabine. Mitarbeiterin bei "Zalando"? Mitgliedschaft in einem Frauenfitnessstudio?" (ebd.) In ihrem Artikel kritisiert sie, dass die Bundeswehr, um Frauen für die Bundeswehr zu gewinnen, Klischees über Frauen verwendet. Die Bundeswehr erscheine in dieser Kampagne als „Wellnessveranstaltung", der Dienst an der Waffe, Frauen in Panzern oder Kampfjets würde darin nicht vorkommen, so als solle „der Gedanke bei der Betrachterin" gar nicht erst aufkommen. Die Journalistin setzt diese Kampagnen-Blamage in Bezug zur Pannenserie in der Bundeswehr, die in diesem Sommer in verschiedenen Medien rauf und runter beschrien wurde (vgl. u.a. Weiland 2014). Erst die Pannense-

[50] Elisabeth Klaus und Susanne Kassel haben sich mit dem Verhältnis von Krieg, Medien und Geschlecht auseinandergesetzt. Anhand der Berichterstattung im Golfkrieg 1991, dem Bosnienkrieg, dem Kosovokrieg und dem Afghanistankrieg zeichnen sie nach, dass die „Wahrung und Durchsetzung von Frauenrechten in den Medien zur Legitimation von Kriegen instrumentalisiert werden kann" (Klaus & Kassel 2008, 276). Gerade erschreckende und schockierende Bilder erzeugen einen Handlungsdruck und scheinen den Wahrheitsgehalt der behaupteten Menschenrechtsverletzung zu stützen. Dass diese Mechanismen funktionieren liege daran, dass Kriege in Europa heutzutage vor allem mit dem Konzept des ›humanitären Krieges‹ verknüpft sind. Durch den Hinweis auf die Unzivilisiertheit, dem Barbarischen des ›Anderen‹ zeigt sich die eigene gesellschaftliche Realität als moralisch höherwertig. Durch das Engagement für Frauenrechte lässt sich zudem dem möglichen Protest von Friedens- und Frauengruppen leichter den Wind aus den Segeln nehmen (276f.).

rie bei den Gerätschaften der Bundeswehr – nun auch noch diese Klischee-Werbung. Die Journalistin kann sich gar nicht mehr einkriegen. Die Schreibende fragt sich insgeheim, wann das angefangen hat, dass die ›Öffentlichkeit‹ augenscheinlich ein offensiver militärisches Auftreten der Bundeswehr einfordert. Letztlich hinken die Werbestrategen der ›Öffentlichkeit‹ hinterher: sie wollten eine Werbekampagne, die suggeriert, dass ihrer Meinung nach ganz ‚normale' Frauen einen Beruf bei der Bundeswehr ausüben können. Sie wollten die ›Öffentlichkeit‹ nicht ‚überfordern' mit martialischen Bildern von bewaffneten Frauen in Kampfuniform. Die verschiedenen Konfliktherde, die in diesem Sommer die Berichterstattung geprägt haben – vor allem der Konflikt in der Ukraine – scheinen bei den Journalisten/innen vor allem die mehr oder weniger offene Forderung nach einer militärisch starken, präsenten und gefechtsfähigen Bundeswehr auftreiben zu lassen. Ob da eine Frau als Leitung des Verteidigungsministeriums die Richtige ist … das wäre eine eigene diskurstheoretische Untersuchung wert.

Eines der wichtigsten Diskursfelder – gerade im Zusammenhang mit dieser Arbeit – betrifft die Frage nach der Lebensführung von Frauen – hier insbesondere deren Planungen zu Karriere und Familiengründung. Auch hier wäre eine lang angelegte Untersuchung äußerst interessant. Letztlich handelt es sich um das *bio-politische Spannungsfeld* der *Produktivität* und der Produktivitätssteigerung einer Gesellschaft im Zusammenhang mit der Frage nach *Bevölkerung* und Bevölkerungszuwachs – all dies eingebettet in der momentan dominierenden *liberalen Gouvernementalität* (vgl. Kap. 3.2). In diesem Sommer gab es wenig diskursive Ereignisse, die dieses Spannungsfeld betroffen haben, wie die Diskussion um den Fachkräftemangel und/oder den Demografiebericht der Bundesregierung im Sommer 2011 (vgl. Billmann 2011)[51].

Eine wahre Goldgrube bezüglich verschiedenster Diskurslinien in diesem Feld war jedoch die Ausgabe der Süddeutschen Zeitung vom 16.10.2014. Das diskursive Ereignis diesen Tages war die Meldung, dass Apple und Facebook ihren weiblichen Angestellten das Einfrieren von Eizellen bezahlen, damit diese in ihren besonders fruchtbaren Jahren sich zunächst um ihre Karriere kümmern können (vgl. Berndt 2014; Borchardt 2014; N.N. Spiegel 2014; Öchsner 2014; Wilhelm 2014). Die Firmen würden bis zu 20.000 Dollar für die Entnahme und die jährliche Wartung der Eizellen zahlen. Die Absichten liegen auf der Hand: die Firmen wollen Frauen innerhalb ihrer Strukturen ‚fördern', ihre Frauenquoten nach Außen hin verbessern. Sie wollen gleichwohl das vorhandene Humankapital bis an die Schmerzgrenze ausschöpfen: und in welchem Alter lassen sich Beschäftigte zu stundenlanger Mehrarbeit, Verzicht auf Urlaub, sprich uneingeschränktem Engagement am besten ‚motivieren' als zwischen 25 und 35 Jahren. Dass – so denkt sich die Schreibende – die Investition von 20.000 Dollar vermutlich nur ein Minimum dessen ist, was die Firmen an niedrigerem Gehalt gegenüber den männlichen Kollegen einsparen und an Gewinnmargen durch die engagierten Frauen erwirtschaften, ist sicherlich Teil des Kal-

[51] Die Schreibende hat einen Vortrag gehalten an der FH Düsseldorf im Rahmen der Ringvorlesung „Gender Studies für die Soziale Arbeit – ein Streifzug durch verschiedene Wissenschaftsdisziplinen" im Wintersemester 2011/2012 zum Thema „Frauen-Diskurse. Überlegungen zu aktuellen Diskursen in Medien und Alltag – von und über Frauen". Zur Vorbereitung für diesen Vortrag sammelte sie Zeitungsartikel vor allem über die Online Suchmaschine der *Süddeutschen Zeitung,* in denen es um „Frauen" ging.

küls. Kritik und Befürwortung ist vielschichtig und kommt aus den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Lagern. Hiesige Reproduktionsmediziner befürworten diesen Vorstoß: ein Leiter eines Kinderwunschzentrums weist zugleich darauf hin, dass ein solcher Eingriff in Deutschland nur 2.000 Euro kosten würde, sprich – dass sich das auch Krankenschwestern und Erzieherinnen leisten können, wenn man mal auf einen Urlaub verzichtet (vgl. Borchardt 2014). Dann wäre das Problem des Zugriffs des Konzerns auf intimste Bereiche einer Mitarbeiterin mitsamt aller Fragen nach Datenschutz auch nicht mehr so stark im Fokus (ebd.). In einem weiteren Artikel kommen verschiedene Reproduktionsmediziner zu Wort – alles Männer, die die Vorteile diese Technik aufzählen, allerdings mahnen, dass Frauen sich schon frühzeitig dazu entschließen sollten, Eizellen bei sich entnehmen zu lassen. Denn das strukturelle Problem sei, dass Frauen in ihren fruchtbaren 20ern noch nicht darüber nachdenken würden, dass sie eventuell später auf eine Eizelle angewiesen seien (vgl. Berndt 2014). Ein Sprecher des Arbeitgeberverbands in Deutschland betont, dass hiesige Arbeitgeber sich nicht in die Familienpolitik ihrer Beschäftigten einmischen werden. Das sei eine persönliche Entscheidung, wenn auch die Vereinbarung von Beruf und Familie für Betriebe durch die Schaffung von familienfreundlichen Angeboten ein Ziel bleiben müsse (vgl. Öchsner 2014).

Die Journalistin Hannah Wilhelm schreibt einen Kommentar zu diesem diskursiven Ereignis und beginnt ihn mit den Worten: „Wenige Entscheidungen im Leben einer Frau sind wichtiger als diese: Macht sie Karriere oder kriegt sie Kinder? Oder schafft sie es irgendwie, sich mit beidem durchzuwurschteln? Denn was anderes als ein Durchwurschteln ist realistischerweise nicht möglich." Die Entscheidung sei belastend. Familiengründung und Beruf seien schon längst nichts mehr Privates, deshalb versteht sie die Aufregung um die Firmenpolitik als Einmischung in die Privatsphäre auch nicht. Es sei eine weitere Option für Frauen, „nicht mehr, nicht weniger" (ebd.). Es ginge um das Recht von Frauen auf Selbstbestimmung und dem Recht von Firmen auf gute Mitarbeiterinnen, die sich die Frauen erhalten durch solche Angebote. Natürlich hätten diejenigen recht, die sagen, dass sich etwas an den Rahmenbedingungen ändern müsse, dass es für Frauen grundsätzlich ermöglicht werden sollte, Kinder und Job zu vereinbaren. Aber es sei eben nicht Realität, daher sei es gut, dass Frauen diese Option haben (ebd.).

Das Recht auf Selbstbestimmung – so denkt die Schreibende – ist eingebettet in die Regeln der *liberalen Gouvernementalität*. Das heißt, der Grad der Selbstbestimmung wird daran gemessen, inwieweit man/*frau* die Möglichkeit hat als ›Unternehmer/*in* seiner/*ihrer* selbst‹ (vgl. GG II, 314) zu agieren. Frauen, die diesen Weg beschreiten, bekommen durch die Reproduktionsmedizin einen Möglichkeitsraum geliefert, dass alle Optionen einer Lebensführung umgesetzt werden können. Das Interessante ist – so fällt es der Suchenden auf – dass in all diesen Artikeln Männer fehlen: als potenzielle Unterstützer, als Väter, als Kooperationspartner im Alltag, die ebenfalls völlig selbstverständlich Sorge- und Reproduktionsarbeiten übernehmen. Kaufen sich Männer über ihre Kollegen, die Reproduktionsmediziner, klammheimlich frei? Fragt sich die Suchende.

Eine Replik auf dieses diskursive Ereignis formuliert die taz-Kolumnistin Margarete Stokowski mit einer Kolumne mit dem Titel „Friert mich ein". Die Kolumne beginnt mit den Worten: „Friert mich ein. Bitte. Friert mich ein wie ein Fischstäbchen oder wie eine zu viel gekaufte Packung Toastbrot und taut mich erst wieder auf, wenn die Zeit gekommen ist. Friert mich ein, solange es Länder gibt, in denen es schwieriger ist, Arbeitsstrukturen zu ändern als weibliche Körper." (Stokowski 2014) Sie spricht eine ganze Reihe von Ereignissen an, die aufzeigen, dass Frauen in bestimmten Zusammenhängen sexistisch und minderwertig behandelt werden – wie z.B. der Shitstorm, der ausgelöst wurde als sich Monica Lewinsky bei Twitter anmeldet und eine Kampagne gegen Cybermobbing startet. In Anspielung auf die eingefrorenen Eizellen will sich die Kolumnistin gleich selbst einfrieren in der Hoffnung irgendwann wieder aufzutauen, wenn „Geschlechterrollen antiker Scheiß sind" (ebd.).
In der gleichen Ausgabe der Süddeutschen Zeitung, in der das Einfrieren der Eizellen das bestimmende Thema ist, wird über die Konferenz „Frauen in Führungspositionen" berichtet, die im Oktober 2014 im Kanzleramt stattfindet. Die Kanzlerin kommt und spricht und macht Witze über den Moderator – die Stimmung sei entspannt. Der Artikel handelt im Weiteren davon, wer innerhalb der Regierungskoalition das geplante Gesetz zur Quotenregelung über die Anzahl von Frauen auf Führungsposten in DAX-Konzernen befürwortet und wer nicht und dass sich der Prozess bis zu einem Kabinettsentwurf wohl noch hinziehen wird. Unions-Abgeordnete monieren, dass man angesichts der schwächelnden Konjunktur sich eventuell „noch ein bisschen Zeit lassen" solle (Seeling 2014). In Arbeitsgruppen wird unter anderem darüber diskutiert, dass „gerade auch aus ökonomischen Motiven … *Diversity*, also die Vielfalt der Geschlechter, angestrebt werden" müsse (ebd.). Das Argument, dass Frauen in Führungspositionen sich ökonomisch rechnen, führt Angela Hornberg in einem Gastbeitrag in der Süddeutschen Zeitung ebenfalls an: „Es gibt Zahlen und Fakten, die belegen, dass Frauen nicht nur gleichwertige, sondern oftmals bessere Ergebnisse liefern als ihre männlichen Kollegen, dass sie in Schule und Studium erfolgreicher sind, dass sie höhere Sozial- und Führungskompetenz mitbringen, Risiken klüger einschätzen und Unternehmen sicherer in die Zukunft steuern." (Hornberg 2014) Frau Hornberg titelt ihren offenen Brief an die Bundeskanzlerin mit der Überschrift: „Es muss ein Rock durch Deutschland gehen!" Neben dem ökonomischen Argument prangert sie die Verlogenheit der männlichen Vorstände an, die allesamt verheiratet seien und Kinder hätten, die jedoch oft Argumente vorbringen, dass es für Frauen schwierig sei, in diesen Führungsetagen z.B. die anfallende Reisetätigkeit mit einer Familie zu vereinbaren. Eine „gendergerechte Besetzung von Führungspositionen" sei demnach längst überfällig und meint schließlich: „Ihr Vorgänger, Frau Bundeskanzlerin, hat einschneidende soziale und wirtschaftliche Reformen, kurz die Agenda 2010, durchgesetzt, die Deutschland in wenigen Jahren zurück in die internationale Wettbewerbsfähigkeit geführt haben. Aber das Thema "Frauen" ist angeblich unlösbar." (ebd.) Auch hier ist die Einbettung in die hiesige Ausgestaltung der *liberalen Gouvernementalität* augenscheinlich: gerade in den Berufssektoren, in denen überwiegend Frauen beschäftigt sind, sind durch die Einführung der Hartz-Gesetze die prekären Beschäftigungsverhältnisse massiv angestiegen (vgl. Winker 2012, 9; Kap. 5.2). Es sollen die Frauen Karriere

machen dürfen, die sich hochgearbeitet haben, die auf Selbstverwirklichung, Selbstmanagement setzen, die das Spiel in den Chefetagen beherrschen und die nur nicht mitmachen dürfen – aus Sicht von Frau Hornberg – weil sie Frauen sind.

Für diese Frauen, die auf ihre Karriere setzen, gibt es eine ganze Reihe von Ratgebern – Anweisungen zu *Selbsttechnologien*, an denen sich Frauen *orientieren* können/sollen, wenn sie erfolgreich sein wollen (vgl. auch Kap. 4.1.4). In den vergangenen Wochen kam in verschiedenen Zeitungen Martin Wehrle zu Wort, Karrierecoach und Buchautor des Buches „Herr Müller, Sie sind doch nicht schwanger?!" (vgl. Marquard 2014; Schölgens 2014). Der Artikel in der Frankfurter Rundschau hat den Titel: „Frauen dürfen im Job nicht zu nett sein". Dann werden in dem Artikel zehn Karriere-Tipps von Herrn Wehrle aufgelistet, dass Frauen nicht zu bescheiden sein sollen in Bezug auf Gehaltserhöhungen, sie sollen nicht immer so nett zu den Kollegen und nicht immer sofort bereit sein, die Geschirrspülmaschine auszuräumen. In Bezug auf den Partner erteilt er den Tipp: „Beide Partner müssen zu Beginn der Karriere dieselbe Flughöhe erreichen. Sie sollten sich die ersten Jahre gegenseitig unterstützen und die Arbeit im Haushalt gerecht teilen. Sind Kinder geplant, spielt man beide Optionen durch. Dann sollte derjenige zurückstecken, der sich eine Auszeit im Job oder ein gedrosseltes Tempo im Augenblick besser erlauben kann." (Schölgens 2014) Dieser Tipp erzeugt bei der Schreibenden ein Kopfschütteln. Scheint ja alles sehr einfach zu sein. Warum schreibt Herr Wehrle ein solches Buch? Hat er eine Marktlücke gesucht und gefunden? Und warum werden in solchen Ratgebern die immer gleichen Stereotype reproduziert?

Das Statistische Bundesamt hat im Oktober neue Zahlen veröffentlicht zu den von Armut gefährdeten Bevölkerungsgruppen. Den größeren Zeitungen war dies nur eine dpa-Meldung wert (vgl. N.N. FOCUS Online 2014; N.N. taz 2014). Zu den am meisten von Armut betroffenen Gruppen zählen „Frauen, Alleinerziehende, Alleinlebende und Arbeitslose" (N.N. taz). „So sind Frauen erneut in allen Altersgruppen stärker von Armut bedroht als Männer." (ebd.) Wenn man vergleicht, wie viel Medienaufmerksamkeit die Meldung erhalten hat, dass Apple und Facebook ihren Mitarbeiterinnen anbieten, das Einfrieren ihrer Eizellen zu finanzieren oder wie viele Leitartikel, Kommentare über Wochen sich mit dem Thema Frauenquote in DAX-Unternehmen beschäftigen – ein Thema, das eine gesellschaftliche Gruppe von höchstens hundert Frauen betrifft –, ist es interessant, dass die Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes nur eine Randmeldung einnimmt. Es wäre eine weitere Aufgabe eines Diskurs-Forschungsprojekts auch danach zu sehen, welche Themen Aufmerksamkeit erhalten und welche nicht.

6.2. Theoretische Überlegungen zu Diskursen von und über Frauen

Die Öffentlichkeit, sagt Foucault in seinen Vorlesungen zur Geschichte der Gouvernementalität, „ist die Bevölkerung von der Seite ihrer Meinungen her gesehen, von ihrer Art etwas zu tun, von ihren Verhaltensweisen, ihren Gewohnheiten, ihren Befürchtungen, ihren Vorurteilen, ihren Ansprüchen her, sie ist das, worauf wir durch Erziehung, durch Kampagnen, durch Überzeugungen usw. Einfluß haben.“ (Foucault 2006a, 115) Der Bevölkerungsgruppe „Frauen“ kommt – so eine Überlegung der Schreibenden – innerhalb der liberalen Gouvernementalität eine besondere biopolitische Scharnierfunktion zu: sie sollen sowohl den Fortbestand einer Bevölkerung sichern (oft gepaart mit nationalistischem Unterton) als auch an der Wertschöpfung einer Gesellschaft mitarbeiten[52].

Das *Magazin* der Süddeutschen Zeitung, das der Tageszeitung jeden Freitag beiliegt, erscheint einmal im Jahr als „Frauenheft“ (es gibt auch ein Männerheft).

Dem „Frauenheft“ im Sommer 2011 ist eine Einleitung vorangestellt, welche verschiedene Diskurse um Frauen in gewisser Weise auf den Punkt bringt. Man blättert sich zunächst durch vier Doppelseiten Werbung großer Modehäuser, die anfangs mit einer erfolgreichen Schauspielerin für eine Tasche und dann mit schönen, jungen, äußerst dünnen Frauen für Kleidung werben. Es folgt eine Doppelseite mit Werbung für eine Uhr, besetzt mit 40 Diamanten und einem Perlmuttzifferblatt. Auf der anschließenden Seite wirbt ebenfalls ein Model für eine Tasche und endlich blättert man auf die erste inhaltliche Seite mit folgendem Intro:

„Das gute Leben. Eine Frau kann sich noch so glücklich fühlen, irgendjemand weiß sicher, was sie falsch macht. Dass sie zu dick ist. Oder mit einer hoffnungslos unmodischen Frisur unterwegs ist. Wenn sie Kinder hat, soll sie bitte nicht auch noch an ihre Karriere denken. Wenn sie eine Karriere hat, muss sie sich doch nicht wundern über ihr Singledasein. Lauter Anweisungen, man kommt gar nicht nach. Wahrscheinlich wäre es am besten, Frauen würden einfach nicht mehr zuhören, wenn ihnen wieder einmal gesagt wird, wie sie sein, wozu sie werden und welche Defizite sie unbedingt beheben sollten. Und stattdessen einfach weitermachten. Manchmal glückt das (…), manchmal tut’s weh, manchmal setzt man dabei Hüftgold an – aber am Ende kommt man an. Im eigenen Leben, dem einzigen, das man hat. Gute Reise!“ (N.N. SZ Magazin 2011)

Diese Einleitung wirkt – nach acht Seiten Werbung mit jungen, gut aussehenden Models in extrem teuren Klamotten – etwas heuchlerisch. Dennoch steht sie hier für eine Art Zerrbild der Diskurse über Frauen. Frauen sind mit äußerst unterschiedlichen Diskursen konfrontiert, die Botschaften und damit direkte oder indirekte Verhaltensaufforderungen transportieren, die in sich sehr widersprüchlich sind.

Zum einen werden sie aufgefordert ihre Kompetenzen und gute Bildungsabschlüsse – als ‚Unternehmerinnen ihrer selbst‘ – zu Markte zu tragen, nicht nur erwerbstätig zu sein, sondern auch ihre ‚Zurückhaltung‘ aufzugeben und eine Karriere anzustreben. Dies gehört zu dem allgemeinen gesellschaft-

[52] Dieser Mehrwert ist allerdings ungleich verteilt, nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch in Bezug auf andere gesellschaftliche Differenzlinien, wie Rasse und Klasse oder zwischen dem globalen Süden und dem globalen Norden.

lichen Phänomen, dass die ‚individuelle Selbstverwirklichung' zu einem institutionellem Erwartungsmuster, sprich zu einer wesentlichen Voraussetzung zur sozialen Reproduktion geworden ist (vgl. Honneth 2002, 146). Diese Diskurse werfen den Scheinwerfer der Öffentlichkeit auf das Eine und verdecken damit das Andere: denn das Versprechen zur gesellschaftlichen Teilhabe gilt nur für bestimmte Frauen, wie in den diskursiven Ereignissen um das Einfrieren der Eizellen oder die Einführung der Frauenquote deutlich wird. Die Feministinnen Sabine Hark und Paul-Irene Villa stellen fest: „Es sind die jungen Frauen, die global zunehmend angesprochen werden und sich rufen lassen vom Versprechen auf Gleichheit durch Teilhabe an Konsum und Berufstätigkeit, die jungen Frauen ‚auf dem Sprung', die „Karrierefrauen", die „Alpha-Mädchen", die *Top Girls*." (Hark and Villa 2010, 9) Mehr noch: letztlich schaffe der globalisierte Neoliberalismus sich seine neuen Feministinnen: all die erfolgreichen Geschäftsfrauen, Politikerinnen, Stars und Models vermitteln – die einen etwas glamouröser als die anderen – eine Botschaft: „*Yes, you can!*" (ebd. 10) Es ist daher wichtig danach zu fragen, wer ein Alpha-Mädchen sein darf. Wer spricht diese Einladung aus? Und zu welchen weiteren gesellschaftlichen Spaltungen wird dies führen (ebd. 11; vgl. auch Kap. 5.1)?

Mit der besonderen Form der „*doppelten Vergesellschaftung*" von Frauen (Regina Becker-Schmidt; vgl. Kap. 5.1) verbindet sich zum anderen ein Berg an Erwartungen in Bezug auf die gesellschaftlich notwendige Reproduktionsarbeit, die anfällt, wenn Kinder und pflegebedürftige Menschen versorgt werden müssen. Bezüglich der Kindererziehung verdichten sich diese Erwartungen in besonderem Maße in dem Alltagsdiskurs um die ›*gute Mutter*‹ (vgl. Kap. 7.2 und 7.5).

Wie ist nun mit diesen Widersprüchlichkeiten umzugehen? Gundula Ludwig erinnert daran, dass die Voraussetzung für Regieren ist, dass Menschen „darin immer auch eine Perspektive für sich sehen (können)" – das heißt man könnte sich fragen „welche Versprechen und Möglichkeitsräume in diese neuen Widersprüchlichkeiten von ›Weiblichkeit‹ eingelagert sind" (Ludwig 2011, 244). Michel Foucault erinnert daran, dass Kritik an Regierungshandeln bedeutet „die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden" (Foucault 1992, 12). Sieht man sich den Text des Editorials dieses Magazins der Süddeutschen genauer an, zeigt sich, dass er ein Möglichkeitsfenster eröffnet, das Frauen anruft, sich nicht ‚dermaßen' von den Anweisungen ‚regieren zu lassen'. Einfach nicht mehr dem *diskursiven Gewimmel* zuhören, weitermachen und am Ende „*im eigenen Leben*" ankommen (ebd.). Es handelt sich allerdings um ein Möglichkeitsfenster, das fast verdeckt wird von Hochglanzwerbung, die nachgerade zu strotzt vor Konsumaufforderungen, Schönheitsidealen, Lebensstilbildern etc. Daher ist diese Aufforderung der Herausgeber/innen eng verknüpft mit dem institutionellen Erwartungsmuster der ‚individuellen Selbstverwirklichung' (vgl. Honneth 2002, 146). Dennoch ist das Innehalten und das ‚Sich-Bewusst-Werden' über die Art und Weise der Bevormundung – letztlich der Fremdbestimmung – durch bestimmte Diskurse und die damit verbundenen Aufforderungen, wie man/*frau* sein/*ihr* Leben zu führen hat, der Schritt in die ›*doppelte Möglichkeit*‹ (vgl. Kap. 2/3.1): entscheidend ist, so argumentiert Klaus Holzkamp, dass aufgrund der Möglichkeit zur *Alternative*, sowohl das individuelle Han-

deln – als auch m.E. das Denken – eine andere *Qualität* erhält, „nämlich die Qualität der *subjektiven Freiheit und Selbstbestimmung* im genannten *inhaltlich-bedürfnisbezogenen* Sinne" (GdP, 354).

Dies führt zu einem weiteren Aspekt der Frage nach dem Verhältnis des Subjekts und der ‚diskursiven Wirklichkeit' (vgl. Jäger 1996): als die Schreibende ihre Eindrücke ihrer Lektüre der gesammelten Artikel von und über Frauen niederschreibt, wird sie sich ihres eigenen ›*Begründungsdiskurs*‹ bewusst, ihres ›*inneren Sprechens*‹ (vgl. Kap. 3.3). Jede Zeile, die aufgenommen wird durchläuft einen Prozess des Bewertens, Assoziierens, Einordnens, der Verknüpfung mit anderen Erfahrungen, Empfindungen und subjektiven Gewissheiten. Das ‚Produkt', der Text, spiegelt den Prozess wider, wie einer bestimmten medialen Wirklichkeit eine *Bedeutung* zugewiesen wird. Wenn auch dieser Diskursbeitrag maximal eine Handvoll Menschen erreichen wird, daher wieder in der Bedeutungs*los*igkeit versinken wird. Aber darum geht es nicht. Für diese Arbeit von Interesse ist der Blick genau auf diesen *Prozess des Begründungsdiskurses*, der in der ein oder anderen Weise in den Interviews sichtbar wird: das Zusammenspiel von subjektiven Orientierungen und den jeweiligen Bedingungen – beispielsweise Arbeits- und Lebensbedingungen, und Bedeutungen – beispielsweise Alltagsdiskurse, was es heißt eine ‚alleinstehende' Frau zu sein. Die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Zeitungsartikeln, Internetnachrichten, den Textblasen, die zu bestimmten diskursiven Ereignissen entstehen, zeigen der Schreibenden, wie manche Themen aufgebläht werden und damit anderes verdecken. Im Alltagsdenken entwickeln sie eine Dominanz – sie nehmen Platz ein – und sei es die Zeit, die man braucht, um sich an ihnen abzuarbeiten. Sie werden Teil des ›*Alltagsverstands*‹ (Gramsci), vermitteln einen diskursiven Halt in einem diffus gewordenen Alltag, werden zu Stoff in Alltagsdiskursen mit Anderen. Zuspruch oder Widerspruch kann dort ausgesprochen und reproduziert werden, aber auch neu bewertet, zusammengesetzt in den verschiedenen Prozessen ›*sozialer Selbstverständigung*‹ (Holzkamp, vgl. Kap. 3.1 & 3.3).

Die folgenden Interviews sind eine besondere Form ›sozialer Selbstverständigung‹. In der Analyse wird der Blick auf die Rolle von Diskursen in den jeweiligen subjektiven Begründungsdiskursen eine besondere Rolle spielen – wo bestimmte Diskurse als Orientierungshilfen herangezogen werden, aber auch wo sie Widerspruch hervorrufen und die Interviewten versuchen, sich nicht ‚dermaßen davon regieren' zu lassen.

7. Fallanalysen

7.1. Forschungsmethoden

„Menschen schaffen ihre Bedingungen und ihre Situationen auch selbst, und sie haben ihre Gründe dafür. Genau das steht bei der Fallanalyse im Mittelpunkt." (Held 2001, 261)

Die Entscheidung für die qualitative Forschungsmethode der Fallanalyse fiel im Laufe des Forschungsprozesses im Projekt „Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich (U35)". In diesem Projekt wurde mit einem Methodenmix gearbeitet: das Forschungsdesign bestand aus quantitativen Methoden – hier mittels eines Fragebogens, mit dem über 1.200 junge Erwachsene befragt wurden, und verschiedenen qualitativen Methoden, wie Leitfadeninterviews, Fokusgroups und ethnografische Beobachtungen (vgl. Held 2010, 151f.; Held et al. 2011, 37ff.). Die Durchführung und die Analyse der einzelnen Interviews brachten besondere intensive Forschungsmomente. Im Nachdenken über junge Frauen wurde die Pluralität von Formen der Lebensführung, von Orientierungen und Handlungsstrategien gerade in diesen Interviews eindrücklich sichtbar. Jedes dieser Interviews stellte letztlich eine Art Fenster in eine eigene mannigfaltige Lebenswelt dar. In dieser Arbeit wird davon ausgegangen, dass jeder Mensch in seinen Orientierungen als ‚geschichtlicher Block' zu verstehen ist (Gramsci), der/die in sich sowohl Momente des Festhaltens an Althergebrachtem, als auch Momente der Kritik, des Aufbegehrens hat. Es gilt den Spannungsbogen zwischen *reproduktiven Orientierungen* und *überschreitenden Orientierungen* in den Blick zu nehmen (vgl. Kap. 4.1). Diese Vielschichtigkeit ließe sich nur bedingt mittels eines quantitativen Fragebogens erfassen. Daher fiel die Entscheidung, für diese Arbeit leitfadengestützte Interviews durchzuführen (vgl. u.a. Helfferich 2005, 158ff.).

Eine der Hauptaufgaben dieser Art von empirischen Analysen, so Klaus Holzkamp, ist das Herausarbeiten der spezifischen „*Vermittlung* zwischen Gesellschaftsstruktur und Individuum", bzw. „dem je einzelnen Subjekt als Akteur innerhalb der Lokalität der jeweils thematisierten Scene alltäglicher Lebensführung" (Holzkamp 1996, 48). Daher werden verschiedene *Vermittlungsebenen* in der Analyse der Interviews thematisiert werden: zum einen die *Sozialstruktur* (49). Diese betrifft sowohl die beruflichen Strukturen (Produktionsverhältnisse) als auch die von der jeweiligen Interviewten benannten staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen (staatliches Handeln) und der spezifische Umgang mit diesen. Darüber hinaus ist die Frage, welche Themen auf der Vermittlungsebene der *Bedeutungsstruktur* (Holzkamp) bzw. der *Diskurse* von den Interviewten eingebracht werden.

Interviewt wurden Frauen, die zum einen im Gesundheitswesen und in weiteren sozialen Berufen beschäftigt sind und zum anderen verschiedene Lebensformen leben. Die Autorin hat im Forschungsprojekt U 35 und für diese Arbeit insgesamt zehn Interviews mit elf Frauen geführt. Von diesen Inter-

views wurden fünf ausgewählt. Aus dem Pool der im Forschungsprojekt U35 durchgeführten Interviews wurden Interviews mit vier weiteren Frauen dazu genommen, die von anderen Forschungskolleginnen interviewt wurden, da die dort angesprochenen Themen im Sinne eines Theoretical Samplings (vgl. Strauss 1998, 70) eine gute Ergänzung zu den hier diskutierten Fragestellungen darstellen. Die Kontakte zu den interviewten Frauen kamen über persönlichen Zugang, Zufallsbekanntschaften, offiziellen Anfragen oder Begegnungen auf Gewerkschaftsveranstaltungen zustande. Alle Interviews bis auf eines wurden mit der Kamera aufgenommen und transkribiert. Eine Interviewte wollte nicht gefilmt werden. Dieses Interview wurde als Audiodatei aufgenommen. In einem Interview wurden zwei Frauen gleichzeitig interviewt.

Die Fragen des Leitfadens[53] orientieren sich an A) dem Themenkomplex Lebensführung (Vereinbarung der Anforderungen von Berufs- und Privatleben) und B) an der Frage, was sie selbst bewegt. In diesem Teil des Interviews geht es daher um *Orientierung*: was sind die Themen, die Widersprüche, welche die interviewten Frauen bewegen, worüber sie nachdenken, was sie beschäftigt. Im letzten Teil des Interviews, Teil C) geht es um die Rolle von Solidarität.

Es gab bereits während des Forschungsprojekts U35 als auch in den anschließend geführten Interviews den Anspruch, eine Situation der *‚Selbstverständigung*‘ zu schaffen – seitens der Interviewten sich über ihre Lebensführung zu verständigen und im Dialog mit der Forscherin eine *gemeinsame Sprache* zu finden. Das Interview soll Raum für die Offenlegung eines *subjektiven Begründungsdiskurses* schaffen, ein *Ort der ‚sozialen Selbstverständigung‘* werden (vgl. auch Holzkamp 1995, 834f.; Kap. 3.3). Daher wurde den Interviewten im Vorfeld der Interviewleitfaden zugeschickt, damit sie die Möglichkeit haben, sich mit den Themen des Interviews auseinanderzusetzen. Diese Herangehensweise fußt auf der Sichtweise, den Forschungsprozess auch als ‚Entwicklungsprozess‘ zu betrachten, als Aktivierung sich gemeinsam über bestimmte Aspekte der Lebensführung klar zu werden (vgl. Held 1987, 11). Gerade im Teil des Interviews zu Solidarität ist das deutlich geworden. Handlungsleitend bereits im Projekt U35 für die jeweilige Interviewer/innen waren die von Bourdieu formulierten Forschungsprinzipien, die er in seinem Text „Verstehen“ im Zuge seiner Forschungen zum „Elend der Welt“ formulierte. Darin geht es unter anderen darum, ein Bewusstsein zu entwickeln für die Interaktionssituation zwischen dem/der Interviewten und dem/der Interviewer/in, welche Effekte eine soziale Asymmetrie haben könnten, auf ein aktives Zuhören, gedankliches Hineinversersetzen – sprich schlichtweg eine Haltung des teilnehmenden Verstehens einzunehmen (vgl. Bourdieu 1997; Held 2010, 142f.). Diese Atmosphäre der gemeinsamen ‚Selbstverständigung‘ zu schaffen ist in manchen Fällen besser, in manchen Fällen weniger gelungen.

Aus den neun Interviews, werden vier Interviews ausgewählt, die zu Fallanalysen ausgearbeitet werden (vgl. Held 2001, 256ff.). Ausgangspunkt ist die Annahme, dass in einem Fall typische Grundsituationen menschlicher Handlungsmöglichkeiten enthalten sind. Die Möglichkeiten, die sich in einem

[53] Die transkribierten Interviews und der Leitfaden befinden sich im Anhang.

Fall widerspiegeln, zeigen zum einen auf, *dass* diese Handlungsmöglichkeiten bestehen. Zum anderen werden die gesellschaftlichen, sozialen und individuellen Voraussetzungen thematisiert (263).
Es handelt sich um folgende Interviews:
Nina, Krankenschwester in Vollzeit, verheiratet, ein Kind (vgl. NU-I-1)
Evi, Erzieherin in Vollzeit, verheiratet (vgl. NU-I-3)
Simone, Sozialpädagogin in Vollzeit, alleinstehend (vgl. I-12)
Anne, Heilerziehungspflegerin in Teilzeit, verheiratet, zwei Kinder (vgl. I-35)
Die Auswertung folgt der Methode der Grounded Theory (vgl. Held 2001; Strauss 1998). Neben den ‚natürlichen Kodes', die sich durch die Methode des Offenen Kodierens ergeben werden, möchte die Autorin soziologisch konstruierte Kodes verwenden (vgl. Strauss 1998, 64f.). Es handelt sich um eine Detailanalyse nach dem von Josef Held entwickelten Subjektbezogenen Forschungsverfahren (vgl. Held 1987). Ausgangspunkt ist die Annahme, dass die kodierte Problemstruktur einer Situation dekodiert werden kann (vgl. Freire 1998; Held 1987, 99): es soll versucht werden, bestimmte Diskurse, Regierungstechniken, bzw. Selbsttechnologien (Foucault), aber auch subjektive Handlungsweisen (Holzkamp) offenzulegen. Zur Bildung dieser Kodes soll das Begriffspaar *Reproduktive Orientierung* und *Überschreitende Orientierung* herangezogen werden. Innerhalb einer solchen *‚Widerspruchsanalyse'* wird versucht, die Widersprüche in den Orientierungen herauszuarbeiten (vgl. Held, 1987, 101).
Die Fallanalysen werden im Anschluss thematisch ausgewertet (vgl. Kap. 8): verschiedene Leitthemen sollen herausgearbeitet werden, die für ‚typische Grundkonstellationen' im Zusammenhang mit den hier diskutierten zentralen Fragestellungen stehen. Die Kritische Psychologie nennt diese Art von Konstellation „*Möglichkeitsverallgemeinerung*". Es sollen dabei nicht Menschen typisiert werden, sondern *„gesellschaftliche Grundkonstellationen der Unmittelbarkeitsverhaftetheit"* und wie sie durchbrochen werden können (Held 1987, 101). Das Ziel ist die Suche nach *‚typischen Möglichkeitsräumen',* bzw. *‚Möglichkeitstypen'* (ebd.). Hier werden die anderen fünf Interviews hinzugezogen. Diese sollen mittels Triangulation (vgl. Flick 2008) in die thematische Auswertung eingearbeitet werden.
Es handelt sich um folgende Interviews:
Betty, Krankenschwester in Teilzeit, 36 Jahre alt, ein Kind, alleinerziehend (vgl. I-40)
Annika und Bea, Erzieherinnen und Kita-Leiterinnen in Vollzeit; Bea ist verheiratet, Annika ist alleinstehend (vgl. NU-I-2)
Claudia, Sozialpädagogin in Teilzeit, verheiratet, ein Kind (vgl. I-31)
Janina, Ergotherapeutin, 28 Jahre alt, in einer Beziehung (vgl. I-33)
Antonia, ehemalige Krankenschwester, jetzt Gewerkschaftssekretärin, alleinstehend (vgl. NU-I-4)

7.2. Anästhesieschwester Nina

„Wie gesagt, ich finde einfach, dass ich für meinen Ausbildungsstand, für mein Alter, eine richtig gut verdienende junge Frau bin." (NU-I-1: 915-917)

7.2.1. Portrait Nina

Nina[54] ist 27 Jahre alt, verheiratet, Mutter eines vierjährigen Sohnes und arbeitet in Vollzeit als Anästhesieschwester in einem Krankenhaus einer Kreisstadt. Sie lebt zusammen mit ihrer Familie in einem Ort, der ca. 20 km von der Kreisstadt entfernt liegt. Sie sind dort hingezogen, da sie sich keine Wohnung in der Kreisstadt selbst leisten konnten. Nina kommt ursprünglich aus einem ostdeutschen Bundesland. Sie und ihr Partner haben dort beide die Ausbildung zur/zum Krankenpfleger/in gemacht. Aufgrund der schlechten Berufsaussichten haben sie sich dazu entschlossen, in ein westliches Bundesland zu ziehen, um dort ihr berufliches Glück zu versuchen. Der Umzug hat sie zunächst in ein Herzzentrum geführt. In dieser Zeit haben sie auch geheiratet. Ihr Mann äußerte kurz darauf den Wunsch, selbst Medizin studieren zu wollen. Er hat einen Studienplatz in besagter Kreisstadt bekommen. Nina hat sich an dem dortigen Klinikum um eine Stelle in der Anästhesie beworben und diese auch erhalten. Relativ bald nach ihrem Umzug wird Nina ‚zufälligerweise' schwanger, wie sie selbst sagt. Ihre Mutter hatte sich bereits mit dem Gedanken beschäftigt, zu ihrer Tochter zu ziehen und hat die Schwangerschaft als Anlass gesehen dies auch zu tun. Denn aufgrund des Studiums des Mannes war es für Nina klar, dass sie aus finanziellen Gründen möglichst schnell wieder in den Beruf einsteigen muss und dass sie dann Unterstützung für ihren Sohn braucht. Sie beginnt sechs Monate nach der Geburt des Sohnes wieder zu 100% als Krankenschwester zu arbeiten. Kurze Zeit später startet sie mit einer zweijährigen Zusatzausbildung zur Fachschwester, die sie zum Zeitpunkt des Interviews einige Monate zuvor abgeschlossen hat.

Das Interview findet im Wohn- und Esszimmer in ihrer Wohnung statt, die sich in einem Mehrfamilienhaus befindet. Die Räume sind auf Hochglanz geputzt, im Kamin brennt ein Feuer. An den Wänden hängen viele Bilder von ihrem Sohn. Die Mutter von Nina ist auch anwesend. Sie sitzt auf dem Sofa. Die Interviewerin, die Kamerafrau und Nina haben sich um den Esstisch gruppiert.

Im Folgenden wird zunächst die Lebensführung dargestellt, sprich die Arrangements im biografischen Verlauf und ganz konkret im Alltag. In einem zweiten Teil werden die Widersprüche angeführt, die Nina selbst benennt, die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat. In einem dritten Teil geht es um Ninas Orientierungen und – als Aspekt der Lebensführung – ihrem Verständnis von solidarischem Handeln.

[54] Alle Klarnamen wurden geändert.

7.2.2. Lebensführung im Spannungsfeld von Reproduktions- und Erwerbsarbeit

Bisheriger Lebensverlauf

Am Anfang des Interviews gibt Nina in „Kurzraffer" (104) ihren bisherigen Lebenslauf wider. Als die Interviewerin bemerkt, dass eigentlich ziemlich viel passiert sei in ihrem Leben, antwortet sie:

> *„Ich bin ein Mensch, ich brauch schon ‚action', also ich kann des gar nich, also … ich brauch des einfach und ich (…) bin eigentlich schon immer ein Mensch, ich hab schon immer gewusst, wann ich was machen will." (NU-I-1: 113-117)*

Die dicht aufeinander folgenden Lebensereignisse – Berufsausbildung, Heirat und Umzug, das Studium ihres Mannes, wieder Umzug und neue Arbeitsstelle, die Geburt des Sohnes Max, ihre Zusatzausbildung – sind in ihrer Sichtweise nicht über sie hereingebrochen, sie hat sie letztlich auch in dieser Weise gewollt. So fährt sie fort:

> *„Also für mich stand früher schon fest, ich möcht früh heiraten, wenn ich nen Mann hab, wo ich sag, das passt und man hat sich gern und man liebt sich, und ich möcht früh Kinder bekommen... (I: hm.) Vielleicht in dem Zeitpunkt wars nicht ganz günstig, aber gut, er war trotzdem gewollt und geliebt und ich könnts mir auch nicht ohne ihn vorstellen, und … dass ich diese Zusatzausbildung machen will, war auch klar." (NU-I-1: 117-122)*

Nina wusste schon beizeiten, was sie alles erreichen wollte: eine frühe Heirat, früh Mutter werden, sich aber auch beruflich weiter entwickeln. Sie schränkt zwar ein, dass der Zeitpunkt ihrer Schwangerschaft ungünstig gewesen sei, aber das zählt für sie mittlerweile nicht mehr.

Die Geburt ihres Sohnes und die Monate danach sind in ihrer Erinnerung jedoch mit sehr viel Stress verbunden. Als sie „zufälligerweise auch noch schwanger" wurde (78) beschloss ihre Mutter in die gleich Stadt zu ziehen, um die Tochter zu unterstützen.

> *„Wir brauchen ja jemand für den Sohn einfach, weil klar war, Medizinstudent, und dann gar kein Einkommen … des ist nicht lang tragbar. Und unsere Familien haben uns aber für knapp sechs Monate reichlich unter die Arme gegriffen, haben uns finanziell viel ermöglicht, so dass ich zumindest das erste halbe Jahr zu Hause bleiben konnte..." (NU-I-1: 80-85)*

Die Hilfe der Mutter ist notwendig, da aufgrund des Studiums des Ehemannes das Einkommen der Kleinfamilie sehr eingeschränkt ist. In dieser Zeit erhalten sie von ihren Familien finanzielle Unterstützung. Das führt Nina an dieser Stelle auch als Begründung an, dass sie immerhin ein halbes Jahr Elternzeit nehmen ‚konnte'. Dennoch sagt sie, dass es „im Nachhinein (…) einfach der Wahnsinn" gewesen sei, nach einem halben Jahr wieder „Vollzeit mit 24h-Diensten" einzusteigen (86-88).

> *„…eigentlich kaum machbar: ist der Kleine grad mitten im Zahnstatus, Zähne bekommen, meine Mutter ging auf dem Zahnfleisch, aber... ja... Jetzt ist er viereinhalb Jahre, ich arbeite seit fünfeinhalb Jahren in der Anästhesie, mein Mann ist jetzt im letzten Teil seines Medizinstudiums, macht gerade das letzte Tertial im PJ… und ich hab dann noch so zwischendrin eine zwei Jahres-Zusatzausbildung gemacht zur Fachkrankenschwester. Und jetzt haben wir eigentlich fast unsere ganzen Ziele abgearbeitet." (NU-I-1: 92-100)*

Die Zeit als sie wieder anfing zu arbeiten und ihre Mutter sich um den Sohn kümmerte, empfindet sie im Rückblick als eigentlich kaum zu schaffen. Dennoch reiht sie diese Periode in den Gesamtverlauf der letzten Jahre ein und kann abschließend sagen, dass sie eigentlich ihre Ziele erreicht hat.

Alltagsorganisation: *„Ohne meine Mutter würde es definitiv nicht gehen." (*NU-I-1: *505)*
Die Organisation des Familienalltags ist ein Arrangement zwischen Nina und ihrer Mutter. Die Interviewerin vermutet, dass der Alltag einen großen Organisationsaufwand bedeutet: die Koordinierung der Aufgaben als Arbeitnehmerin, Betreuungs- und Fürsorgeaufgaben in der Familie. Sie bestätigt das: es würde schon damit anfangen daran zu denken, in den Kalender ihre Arbeitszeiten einzutragen. Es gäbe verschiedene Arten von Früh-, Zwischen-, Spät- und Nachtdiensten. Das heißt, man müsse auch immer die Uhrzeiten dazu schreiben, damit ihre Mutter wisse, wann sie weg ist und wann sie wieder kommt (472-479). Da sich die Arbeits- und Studiumszeiten des Ehemannes in jedem Semester ändern, sei er ‚eigentlich außen vor' (480-485):

> *„...also mein Mann ist eigentlich so außen vor. ... Wir wissen, der muss gehen und eigentlich spreche ich mich nur mit meiner Mutter ab, ich hab heute den und den Dienst und muss dann und dann da sein. Oder dann halt noch schnell nochmal anrufen, ahh, mir ist aufgefallen, die Butter ist alle, kannst Du das heute noch irgendwie organisieren, dass wir Butter haben, oder... von Arbeit aus anrufen, ahh ne Arbeitskollegin will noch auf nen Kaffee vorbeikommen, kannst Du schnell noch staubsaugen, weil des hab ich nicht mehr geschafft." (NU-I-1: 484-493)*

Die Fürsorgearbeit – die Versorgung des Sohnes und der Haushalt – wird von den beiden Frauen organisiert. Der Ehemann von Nina kommt in diesem Arrangement nicht vor. Obwohl auch er von wechselnden Dienstzeiten betroffen ist durch seine Arbeit im PJ in der Klinik, ist er an den Versorgungsarbeiten nicht beteiligt. Es ist Nina, die daran denkt, dass die Butter alle ist. In diesem Abschnitt spiegelt sich auch ihre sehr genaue Vorstellung wider, wie eine Wohnung auszusehen hat, wenn Besuch kommt: sie muss sauber sein. Im weiteren Verlauf berichtet sie, dass ihre Mutter letztlich auch dafür sorgt, dass die Wäsche gewaschen wird. Deshalb fasst sie zusammen:

> *„Also ohne meine Mutter würde es definitiv nicht gehen oder ich müsste eine Tagesmutter haben, die hier einzieht." (NU-I-1: 504-506)*

Ninas Arbeitsalltag ist aufgrund des Schichtdienstes von stark schwankenden Arbeitszeiten geprägt. Ihre Arbeitszeitrhythmen lassen sich in keiner Weise z.B. mit den Öffnungszeiten der Kita ihres Sohnes koordinieren. Sie ist auf ihre Mutter als weitere zuverlässige Betreuungskraft angewiesen. Alltagsleben in familialen Strukturen, in denen die Erwachsenen berufstätig sind, werden – so Maria Rerrich – „der Tendenz nach immer mehr selbst zu einem Stück Arbeit" (Rerrich 2000, 252). Die Verantwortung für diese ‚komplexe Herstellungsleistung' einer gemeinsamen Lebensführung, so haben Rerrich und ihre Kollegen/innen immer wieder festgestellt, liegt zudem überwiegend nach wie vor bei den Frauen (257). „Ständige Organisation und Neuorganisation inklusive der dazugehörigen Irritationen und kleinen Unfälle stellen nicht die Ausnahme in der alltäglichen Lebensführung von Müttern dar,

sondern die Regel.“ (ebd.) Bei berufstätigen Eltern mit flexiblen Arbeitszeiten und kleinen Kindern braucht es eine weitere Person, oft eine Frau, eine Verwandte oder eine bezahlte Betreuungskraft, welche die Fürsorgearbeit übernimmt. In Rerrichs Studien zeigt sich in diesen Fällen oft, dass sich nicht die Arbeitsteilung zwischen den Partnern ändert, sondern dass neue Muster „der Arbeitsteilung *zwischen* Frauen“ auftreten (ebd.). Die hier beschriebene Form der Arbeitsteilung wirkt auf Außenstehende ambivalent – scheint aber im Fall von Nina und ihrer Mutter als eingespieltes Arrangement zu funktionieren. Da in diesem Arrangement jedoch eindeutig die Rolle des Ehemanns bzw. des Vaters fehlt, fragt die Interviewerin danach, wie sich dieser in dem gemeinsamen Haushalt einbringt. Die Frage nach dem gelebten Geschlechterverhältnis drängt sich nachgerade zu auf:

Geschlechterverhältnisse: *„Aber er macht schon auch was. Aber er ist halt auch ein Mann.“ (NU-I-1: 552-553)*

Nina wird gefragt, inwieweit sich ihr Ehemann in bestimmten Bereichen beteiligt. Das würde er schon machen, sagt Nina (522). Es gäbe schon bestimmte „Diskussionspunkte“, wer beispielsweise den Müll runterbringt, für den eigentlich ihr Mann verantwortlich sei. Sie hätten zudem einige Tiere, einen Hund, eine Katze und zwei Meerschweinchen. Hier wäre es seine Aufgabe, den Hund morgens und abends zu versorgen, das müsse „dann schon mein Mann machen“ (528f.).

> *„Oder dass er mir dann zumindest am Wochenende den Kleinen abnimmt, mit dem auf den Spielplatz geht, und ich kann hier sauber machen, weil einfach, ich weiß nicht irgendwie, bis Männer dann aufstehen, dauert mir das alles schon wieder viel zu lange. … Aber ich glaub des ist typisch Mann … und des passiert nur so auf Zuruf, also ich mein, natürlich wäscht er auch mal ab oder er wischt auch mal, aber es ist jetzt eher so, dass man's dann schon sagen muss, würd ich sagen…“ (NU-I-1: 530-538)*

Ihr Mann übernimmt an Wochenenden den Jungen, geht mit ihm auf den Spielplatz, aber auch nur, damit Nina in Ruhe putzen kann. Ihre Vorstellungen einer ordentlichen Wohnung sind sehr genau. Sie sagt selbst, dass sie zu ungeduldig wäre darauf zu warten, bis ihr Mann von selbst anfängt, sich im Haushalt zu engagieren. Die Dinge, die er dann tut, macht er auch nur, weil er direkt dazu aufgefordert wird. Sie beruft sich auf einen bestimmten Alltagsdiskurs, wonach Männer eben ‚typischerweise‘ diesen Überblick im Haushalt nicht haben. Sie fährt fort:

> *„Ja... und ansonsten sag ich mir auch, lieber soll er durch keine Prüfungen fallen und dafür Zeit haben und auch ähm mal seine Hobbies nachgehen können, damit er ausgeglichen ist, weil ich glaube, des nagt ja auch an einem, wenn man weiß irgendwie, die Frau geht da seit fünfeinhalb Jahren Vollzeit arbeiten, erzieht nebenher noch 'n Kind, macht noch ne Zusatzausbildung, ich studiere immer noch und kann nichts dazu beitragen … und von daher … ja … schwierig.“ (NU-I-1: 538-546)*

In ihrem Begründungsdiskurs, warum sie sich nicht mehr dafür einsetzt, dass diese Haushaltsdinge gemeinsam erledigt werden, führt sie zusätzlich an, dass sie ihm letztlich den Rücken frei halten

möchte, damit er zum einen seine Prüfungen schafft und zum anderen Freizeit hat, um einen Ausgleich zu haben. In der Formulierung, dass ja die momentane Situation an ihm nagen würde, stecken mehrere Momente drin. Eigentlich hält sie das für eine verkehrte Situation: sie arbeitet Vollzeit, macht eine Zusatzausbildung und erzieht ein Kind, während er ‚nur' studiert und zur momentanen finanziellen Absicherung der Familie nichts oder kaum etwas beiträgt. Unter diesen ‚verkehrten' Geschlechterverhältnissen würde sein Selbstbewusstsein leiden, daher verschont sie ihn mit Aufgaben aus der Fürsorgearbeit. Allerdings unterstellt sie ihm diese Gedanken, ohne dass man den Eindruck erhält, dass sie darüber gesprochen haben. Aber es schwingt auch ihr eigener Stolz mit, dass sie diese ganzen verschiedenen Anforderungen auf die Reihe bekommt. Abschließend formuliert sie zu diesem Thema:

> *„Aber er macht schon auch was. Aber er ist halt auch ein Mann." (NU-I-1: 552-553)*

Dies ist der zentrale Satz in diesem Gefüge, der die Orientierung an konservative Geschlechterrollen und einer Vorstellung eines ‚natürlichen' Geschlechts einschließlich bestimmbarer Charaktereigenschaften widerspiegelt.

Das Arrangement zwischen Nina und ihrem Partner gehört zu der Gruppe von Familien, die Karin Jurczyk und ihre Kollegen/innen im Forschungsprojekt „Entgrenzte Arbeit – Entgrenzte Familie" als ‚re-traditionale Geschlechterarrangements' bezeichnet wurden (vgl. Jurczyk et al. 2009, 228ff.). Wobei hier die Besonderheit liegt, dass sie sowohl das Haupteinkommen der Familie als auch zumindest die Hauptverantwortung in der Organisation des Haushalts übernimmt. Dennoch reproduziert sie den Diskurs, dass vor allem die Hausarbeit ein Aufgabenbereich ist, den Frauen qua Geschlecht besser erledigen können. Auch dies haben die Forscher/innen um Jurczyk oft beobachtet (229). Für Nina bedeutet dies einen sehr anspruchsvollen Alltag, der ohne ihre Mutter nicht zu bewältigen wäre.

Arbeitsbedingungen

> *„Und das ist ja des im Gesundheitswesen, da kann man sich nicht wirklich hinstellen und sagen: Nö!" (NU-I-1: 389-391)*

Nina wird nach ihren Arbeitsbedingungen gefragt, ob sich diese geändert hätten in den vergangenen Jahren, mit welchen Anforderungen sie konfrontiert sei. Sie antwortet, dass ihre Arbeit „überhaupt nicht planbar" sei (343). Im Gegensatz zur Arbeit auf der Station, wo man immer im Voraus ungefähr einschätzen kann, wie viele Betten belegt sind, ändert sich der OP-Plan jeden Tag. Sie wisse zwar für die ganze Woche, in welchem Bereich sie eingeteilt ist – ob in der Orthopädie oder in der Frauenklinik beispielsweise – aber durch Krankheit und Urlaub findet auch hier jeden Tag eine neue Einteilung statt. Sie wisse manchmal nicht, in welcher Abteilung sie an diesem Tag arbeitet. Dazu kommt, dass auch der OP-Plan halbstündig geändert wird, durch Notfälle die eingeliefert werden oder Patienten/innen, denen es akut schlechter geht (343-362).

> *„Man kann nicht planen den Tag… is einfach nich. Man muss sich jedesmal neu orientieren. ... Und des macht's schon auch anstrengend, es macht auch Spaß, weil man sich irgendwie... es macht son bisschen ne Herausforderung…, aber es ist auch anstrengend. Also sicherlich wäre*

es auch einfach mal ganz toll, wenn ich weiß, ich geh da jetzt hin und hab die zwei Narkosen und dabei bleibt's, und... mal son bisschen... Aber, is nich. ... Aber macht auch, macht einfach auch ein Stückweit Spaß." (NU-I-1: 363-371)

In ihrem Arbeitsalltag kann man nichts planen. Jeden Tag gilt es aufs Neue, sich auf wechselnde Situationen einzustellen, sich neu zu ‚*orientieren*'. Das sei anstrengend, aber sie mag auch die Herausforderung, es würde ihr Spaß machen. Es fällt auf, dass sie zwischen diesen beiden Positionen hin und her wechselt. Es ist ihr wichtig, die Strapazen des Arbeitsalltags auch als eine Anregung, ein Ansporn zu guter Leistung zu betrachten. Im weiteren Verlauf erzählt sie von der Wochenendarbeit, von den OP's, die aufgrund ihrer Dringlichkeit am Wochenende getan werden müssen und schlussfolgert:

„Und das ist ja des im Gesundheitswesen, da kann man sich nicht wirklich hinstellen und sagen: Nö! Jetzt ist um die und die Uhrzeit, jetzt hab ich Bereitschaftszeit, sondern man weiß, da liegt ein Patient, der hat unter... womöglich Bauchschmerzen und dann muss man des einfach machen. Also des... egal ob man jetzt schon zehn Stunden durchgearbeitet hat… des ist halt einfach des Gesundheitswesen." (NU-I-1: 389-396)

Der Druck, auch mal über die eigentliche Arbeitszeit hinaus, am Arbeitsplatz zu bleiben, dringende Operationen zu Ende zu bringen, ergibt sich für Nina aus den Unwägbarkeiten der Arbeit selbst: Vorrang hat der/die Patient/in, der/die Schmerzen hat. So sei das eben im Gesundheitswesen. Hier schwingt auch ein bestimmtes Berufsethos mit, wo die persönlichen Interessen, beispielsweise pünktlich Feierabend machen, hinter den Anforderungen aus dem Beruf zurückstehen müssen.

Es fällt auf, dass Nina keine Kritik an den Arbeitsstrukturen anbringt, sondern Stress und Mehrarbeit dem Wesen ihres Arbeitsfeldes – dem OP-Bereich bzw. dem Gesundheitswesen selbst zuschreibt. Im Forschungsprojekt U35 haben die Fragebogenergebnisse ein anderes Bild gezeichnet: im Vergleich zu den Beschäftigten in den anderen untersuchten Berufsfeldern im Dienstleistungsbereich, haben die befragten Krankenpfleger/innen sehr viel häufiger angegeben, dass sie unter der Entgrenzung der Arbeit und unter dem Zeit- und Arbeitsdruck leiden (vgl. Held et al. 2011, 199f.). Der Widerspruch zwischen dem zu erbringenden täglichen Arbeitspensum und der mangelnden Anerkennung, den viele Beschäftigte auch in den Interviews im Projekt U35 geäußert haben, taucht bei Nina nicht auf. Im Gegenteil: sie deutet für sich diese Anforderungen um. Zum einen betrachtet sie diese als persönliche Herausforderung, diese Anforderungen mit ihrem Fachwissen, ihre Kompetenz zu bewältigen. Zum anderen liege es eben am Wesen der Beschäftigung im Gesundheitswesen selbst.

7.2.3. Widersprüche in der Lebensführung

Konflikt „Gute Mutter" – „Gute Arbeitnehmerin"

Relativ gleich zu Beginn des Interviews beschreibt Nina die Schwierigkeiten, die ihre bisherige Lebensplanung in Bezug auf das Muttersein und Arbeitnehmerinsein mit sich gebracht haben. An der

Frage, zu welchem Zeitpunkt sie die Zusatzausbildung zur Fachschwester macht, wird dies deutlich. Sie hatte beschlossen, diese Zusatzausbildung zu beginnen, so lange ihr Sohn Max noch klein ist.

> *„…weil einfach einem Zweijährigen, dem ist wichtig, dass auf alle Fälle jemand da ist, natürlich am liebsten die Mama, aber wenn auch die Oma da ist, was … Hauptbezugsperson Nummer Zwei ist, ist ihm des auch recht." (NU-I-1: 124-128)*

Sie begründet für sich, dass Priorität hat, dass überhaupt jemand sich um das Kind kümmert. Es muss nicht unbedingt die Mutter sein. Da die Ausbildung über zwei Jahre ging, berichtet sie im Folgenden, dass die letzte Phase ihrer Ausbildung schwieriger war. Sie konnte nicht zu Hause lernen, denn dann suchte Max die Aufmerksamkeit der Mutter:

> *„Und ich musste wirklich die Wohnung verlassen, woanders hingehen, um zu lernen, weil … des geht gar nicht, dann geht das Puzzeln nicht, dann ist … der Reifen vom Auto kaputt und, das kann auch nur die Mama dann reparieren und nicht der Papa … des ist einfach nicht umsetzbar, des geht nicht. Und da war ich jetzt schon froh, dass ich des jetzt gemacht hab... und nicht erst später... weil ich mir einfach sag, ich glaub auch ein Kind, erinnert sich irgendwann, wenn er groß ist, eher dran, ob die Mama, wo er so in der Schule oder 9 oder 10 war, ob die da Zeit hatte... … Ich glaub nicht, dass ein 18jähriger sich erinnert, ob die Mama den Sommer, wo er zwei war, nur 5mal im Freibad war oder 20mal (...) da können die sich nicht dran erinnern... Damit beruhige ich immer mein Gewissen." (NU-I-1: 134-147)*

Nina stand vor der Herausforderung, ihre Zusatzausbildung erfolgreich zu beenden und war gleichzeitig mit den Anforderungen konfrontiert, welche die Betreuung des Sohnes mit sich bringen. In ihrem subjektiven Begründungsdiskurs versetzt sie sich in den Max mit 18 Jahren und überlegt, was für den erwachsenen Max in seinen Erinnerungen von Bedeutung ist, und kommt zu dem Schluss, dass diese Zeit nicht die prägendste sein wird. Gleichzeitig räumt sie ein, dass sie sich mit diesen Überlegungen selbst beruhigt, dass sie eigentlich ein schlechtes Gewissen hat. Die Interviewerin fragt, nach diesem ‚Gewissen', ob das als plappernde ‚Kasperlepuppe' im Hintergrund immer da ist. „Ja, natürlich" sagt sie (152):

> *„Also Sie müssen nur mal ins Kinderzimmer gehen, da sehn Sie, wie mein Gewissen aussieht... also... der hat, dem mangelt's an keinem Spielzeug..." (NU-I-1: 157-159)*

Neben ihrem inneren Dialog, indem sie sich in den erwachsenen Max versetzt, hat sie als weitere Strategie ihrem Sohn zumindest materiell an nichts fehlen zu lassen. Sie fährt fort:

> *„Also das glaube ich schon, so im Unterbewusstsein, auch wenn Freunde und Bekannte und auch meine Mutter immer sagen, Du brauchst kein schlechtes Gewissen haben, aber das ist trotzdem da. (I: Ja.) Ich mein, wenn son Knopf morgens weint, wenn man auf Arbeit muss, ist schrecklich! (I: Ja.) Der würde auch weinen, wenn ich nur 3 Tage im Monat arbeiten gehen würde, aber wenn es nur 3mal im Monat ist statt 22mal, ist es ein Unterschied." (NU-I-1: 163-170)*

Ihr nahes Umfeld signalisiert ihr offensichtlich, dass sie das Richtige tue, dass sie sich deswegen kein schlechtes Gewissen zu machen bräuchte. Dennoch schwingt das schlechte Gewissen mit – teils im Unterbewusstsein – aber vor allem wenn das Kind morgens anfängt zu weinen, wenn sie aus dem Haus geht. Das ist für sie immer ein schlimmer Moment. Sie begründet für sich, dass das auch der Fall wäre, wenn sie nur drei Tage im Monat arbeiten würde. Aber dann hätte sie diesen Moment eben auch nur dreimal im Monat und nicht jeden Arbeitstag.

Die Interviewerin fragt sie, ob es eine Option gewesen wäre, zu Hause zu bleiben, wenn es finanziell möglich gewesen wäre. Sie antwortet, dass sie das sicherlich gemacht hätte:

> *„Allein um ... ja, diese ganzen verrückten Sachen zu machen, die Mütter halt machen: Baby schwimmen, Pekip*[55] *und was weiß ich nicht für Krabbelgruppen...“ (NU-I-1: 181-183)*

Die verschiedenen Kursangebote für Mütter mit ihren Kleinkindern, um das Mutter-Kind-Verhältnis zu stärken wie z.B. bei Pekip, hätte sie gerne wahrgenommen. Sie spricht davon, dass das zum einen ja auch Spaß macht, dass aber zum anderen diesbezüglich auch ein bestimmter Druck besteht. Sie wechselt an der Stelle zu dem Thema, dass es schwierig sei, Leute kennenzulernen. Vor allem wenn man Kinder hat, würde sich das verändern. Je älter das Kind wird, kann man sich bei einem Treffen mit Freunden immer weniger auf das Gespräch konzentrieren. Aber es sei sowieso schwierig ‚hier‘ Leute kennenzulernen, „wo das dann passt“ (187-196). Abgesehen vom Thema, im ‚Westen‘ Leute kennenzulernen, mit denen man sich als ‚Ostler‘ versteht – ein Thema, das immer wieder im gesamten Interview auftaucht – hätte sie gerne den Austausch mit anderen Müttern gehabt. Aber es geht auch darum, dass es zu einer bestimmten ‚Normalität‘ gehört, dass Mütter mit ihren Kindern solche Kurse besuchen:

> *„Oder dann wird man gefragt, ah, warst Du auch beim Pekip und warst Du bei der Babymassage und man sagt jedesmal – nöh, hatte ich keine Zeit. – Ja wieso?“ (NU-I-1: 196-199)*

Offensichtlich musste sie sich auch öfters dafür rechtfertigen, warum sie nicht diese Kurse wahrnimmt. Aber neben diesen Alltagsdiskursen, mit denen sie sich hier konfrontiert sieht, sind es auch die eigenen Emotionen, das Gefühl mit mehr Ruhe die verschiedenen Entwicklungsphasen des Kindes begleiten zu können:

> *„Und einfach um auch... solche Sachen wie... in Ruhe Abstillen, das Kind langsam ans Durchschlafen zu gewöhnen... und überhaupt so ein langsameres Abnabeln, ich mein, so ein 5-Monate altes Baby, kann man nicht sagen, Du musst jetzt aber zur Oma, und die Oma tut Dir nichts ... ich mein des ist nicht so, dass der Max Angst vor der Oma hatte, aber ... eine Frau, die stillt, hat eine ganz anderes Bindung zu einem Säugling, als... wenn man jetzt die Flasche gibt, weil*

[55] Pekip steht für „Prager-Eltern-Kind-Programm“ und ist „ein Konzept für die Gruppenarbeit mit Eltern und ihren Kindern im ersten Lebensjahr“, wie es auf der Webseite heißt. Ziel dieser Gruppenarbeit sei es „Eltern und Babys im sensiblen Prozess des Zueinanderfindens zu unterstützen“, um die Entwicklung des Kindes zu fördern, die Eltern-Kind-Beziehung zu stärken, Kontakte mit Eltern in ähnlicher Lebenssituation und den Kindern untereinander zu fördern (siehe: http://www.pekip.de/konzept.html, gesehen am 14.6.2013). Auch wenn auf der Webseite konsequent von ‚Eltern‘ die Rede ist und auf dem Titelbild demonstrativ ein Vater sein Kind in die Kamera hält, die Mutter sitzt dahinter, ist zu vermuten, dass diese Angebote vor allem von Frauen wahrgenommen werden.

dann ist... dann gibt auch mal jemand anderes die Flasche. Stillen kann nur ich." (NU-I-1: 200-209)

Sie hätte zum einen gerne mehr Zeit gehabt, das Kind abzustillen und ans Durchschlafen zu gewöhnen. Darüber hinaus geht es aber auch für sie um die persönliche Bindung zwischen ihr als Mutter und ihrem Sohn. Sie hätte es gut gefunden, wenn die Trennung von ihrem Sohn nicht so abrupt und mit mehr Zeit erfolgt hätte. Und offensichtlich hätte sie das Kind auch gerne länger gestillt. Sie ‚zitiert' hier einen bestimmten wissenschaftlichen Diskurs, der schon lange in den Alltagsdiskurs Eingang gefunden hat, dass die Bindung zwischen Mutter und Kind stärker sei, wenn die Mutter stillt.

„Und des war schon ein wahnsinniger Druck, den ich mir in diesen fünf Monaten gemacht hab. Ich hab... überhaupt nicht loslassen können und sagen können, ich bin jetzt zu Hause, sondern immer nur: hoh – bis dahin muss des und des alles funktionieren. Und des war schon Stress." (NU-I-1: 209-214)

Die Aussicht auf den baldigen Berufseinstieg hat sie sehr unter Druck gesetzt. Sie konnte diese fünf Monate nicht in Ruhe ablaufen lassen. Sie hatte immer diesen Termin im Nacken, dass bestimmte Entwicklungsstufen bis dorthin erfolgt sein mussten. „Aber" – so führt sie im gleichen Atemzug aus:

„... ich hätt mir jetzt nicht vorstellen können, drei Jahre zu Hause zu bleiben. Einfach... ähm, ich war noch nicht lange in der Abteilung, ich wollte gern wieder schnell reinkommen, und... Nee, also drei Jahre nur zu Hause nicht. Ich hätt mir sowas ganz Bequemes vorstellen können. Vielleicht am Anfang 75%, um schnell eingearbeitet zu sein, also ich bin schon jemand, ich möcht auf Arbeit gehen und sagen können, ich kann des alles... Ich bin dort fit, ich ähm kann genauso von Kollegen gefragt werden und kann adäquate Antworten geben. Und hätt dann, wenn ich überall hätt einsetzbar sein können, reduziert auf 50%, also... Des hätt ich schon gern gemacht, weil dann kann man was für sich tun, für sein Geist und so weiter, aber ist auch fürs Kind da..." (NU-I-1: 214-227)

Die Möglichkeit, drei Jahre aus dem Beruf auszusteigen, bis der Junge das Kindergartenalter erreicht hätte, stand für sie nicht zur Debatte. Hier grenzt sie sich vermutlich von den ‚westdeutschen' Müttern in ihrer Umgebung ab. Gerade bei westdeutschen Eltern ist der Diskurs um die Idee der ‚privaten Kindheit' nach wie vor sehr stark, das heißt, die Überzeugung, dass Kinder unter drei Jahren bei den Eltern, vor allem der Mutter aufwachsen und später maximal nur einen halben Tag in Einrichtungen betreut werden sollten. Dies zeigen Umfragen zur Einführung von Ganztagskindergärten bzw. –schulen. In der DDR hingegen ist es viel selbstverständlicher gewesen, Kinder ab einem frühen Alter auch von anderen Personen als den Eltern betreuen zu lassen. Diese kollektiven Erfahrungen wirken sich nach wie vor auf die Orientierungen heutiger Eltern aus (vgl. Toppe 2009, 112). Inwieweit hier tatsächlich auch ein Abgrenzen zu unterschiedlichen Muttervorstellungen im Osten und Westen stattfindet, ist Spekulation, aber aufgrund mehrerer Anspielungen – z.B. in Bezug auf die Kurse wie Pekip oder Babymassage – ist dies zu vermuten.

Es kommt an dieser Stelle darüber hinaus die Wichtigkeit ihrer Berufstätigkeit zum Ausdruck. Sie hätte gerne eine ‚bequeme' Variante gehabt, anstatt mit 100% nur mit 75% einzusteigen, um dann nach einer Einarbeitungsphase auf 50% zu reduzieren. Es ist ihr wichtig, als kompetente Kollegin gesehen zu werden, die sich in ihrem Arbeitsbereich auskennt. Sie hätte gerne in ihrem Leben beiden Arbeitsbereichen genügend Raum gegeben: etwas ‚für sich' tun, für den eigenen ‚Geist', aber auch für das Kind da sein. Dieser Satz spiegelt eine bestimmte Vorstellung wider: Berufstätigkeit bedeutet für sie, etwas ‚für sich' zu tun, sich intellektuell zu betätigen. Die andere Tätigkeit, die Fürsorgearbeit am Kind, hat diese Aspekte offensichtlich nicht. Hier geht es eher um psychische Anteile, wie Bindung und emotionale Nähe.

In dieser Passage spiegelt sich sehr deutlich der Aspekt des „Paradox von Trennung und Verknüpfung" verschiedener Sphären – von dem gerade die Lebensführung von Frauen mit Kindern bzw. mit hohen Fürsorgeaufgaben sehr geprägt ist. Ein Grundwiderspruch, den Regina Becker-Schmidt mit ihren Forschungen immer wieder herausgearbeitet hat (Becker-Schmidt 2007, 261). Diese Struktur in der Lebensführung führt meistens dazu, dass Frauen sich entscheiden müssen, in welchem Bereich sie Abstriche machen (ebd.). In diesem Fall macht Nina ‚Abstriche' bezüglich ihren Orientierungen daran, was es für sie heißt, eine ‚gute Mutter' zu sein. Das bedeutet in Bezug auf den Alltagsdiskurs gegenüber anderen Frauen das Gefühl zu haben, sich rechtfertigen zu müssen. Aber auch in der subjektiven Gestaltung der Beziehung zum Kind muss sie emotional zurückstecken, Betreuungsaufgaben an ihre Mutter bzw. an den Kindergarten abtreten, die sie selbst gerne wahrgenommen hätte.

Trotz dieser emotionalen Einbußen, betont Nina die Wichtigkeit ihres Berufs. Erwerbsarbeit bedeutet eben Kooperationserfahrungen, „Partizipation an einer Arena öffentlicher Anerkennung, an finanzieller Selbständigkeit" (261). Becker-Schmidt schlussfolgert, dass diese Ambiguität sich auf die Subjektivität von Frauen auswirkt: einerseits werden Widerständigkeit und Wille zur Selbstbehauptung gestärkt, andererseits geht viel Energie in der Bewältigung dieser Unvereinbarkeiten verloren; Kraft, die dann für eigene soziale Aktivitäten fehlt (ebd.).

Konfliktfeld finanzielle Unterstützung als junge Familie

> *„Also ich würde sagen, ich für mein Alter, für mein Ausbildungsstand, empfinde ich mein Gehalt absolut gerechtfertigt." (NU-I-1: 314-316)*

Die Interviewerin fragt, ob sie diese Möglichkeit nicht hätte haben können, mit 75% einzusteigen. Sie antwortet:

> *„Ich weiß nicht, wie's gewesen wäre, ich hatte ja zu dem Zeitpunkt ein 2-Jahres, befristeten Vertrag. Ich weiß nicht, ähm, ob der verlängert worden wäre. Sind... ist jetzt so fiktiv. Ich mein, ich kann jetzt sagen, ich weiß es nicht oder bestimmt nicht, oder wahrscheinlich doch. Also das, des ist was, das würde ich unterstellen. Das kann man nicht sagen. Ich hab von vornherein gesagt, als ich schwanger war, dass ich wiederkomm und Vollzeit weiterarbeite, weil es einfach finanziell bei uns gar kein Diskussionspunkt war. Es musste so sein." (NU-I-1: 242-251)*

Sie berichtet, dass sie zu diesem Zeitpunkt noch keinen unbefristeten Arbeitsvertrag hatte. Offensichtlich hatte sie Sorge, dass ihre Schwangerschaft als Argument dazu genutzt würde, den Vertrag nicht zu verlängern. Sie hat sich diesbezüglich aber auch nicht kundig gemacht. Schließlich schwenkt sie auf ihre Hauptmotivation zurück, dass es für sie aus finanziellen Gründen gar keine andere Wahl gab. Das wurde offenbar auch nicht anders zwischen ihrem Mann und ihr diskutiert.

Sie fährt fort, dass einem ja auch keiner hilft (255): beispielsweise Unterstützung von der BAföG-Stelle, durch richtige Beratung, was man noch alles beantragen kann.

> *„Oder... auch so Sachen wie Kinderbetreuungskosten. Dann beantragt man das, man weiß, es steht einem zu, und dann wird aber gesagt: Nö, Sie haben 200.- Euro zu viel. Dann sag ich, sind aber nicht in meinem Portemonnaie, also... Dann sagt die, ja das liegt daran, dass der Mietspiegel für drei Personen in {*Stadt Y*} - {*Kreisstadt*} lebend so und so ist. Dann sag ich, ja Sie lesen aber schon die Zeitung, Sie wissen, was eine Kaltmiete von der Größe kostet. Ja, das ist nicht ihr Problem, das sind die gesetzlichen Vorgaben. Und des sind... ich mein, wenn's, wenn's da einfach einfachere Sachen geben würde, dann wär's auch mir möglich gewesen 75% zu arbeiten.“ (NU-I-1: 259-269)*

Nina berichtet von ihren Behördengängen und den frustrierenden Erfahrungen, die sie dort gemacht hat, das Auseinanderklaffen von gesetzlichen Mietobergrenzen und dem tatsächlichen Mietniveau, sture Regelungen und Beamte/innen, die sich genau daran halten. Im weiteren schildert sie von ihren Diskussionen, die sie führen musste, bezüglich der Anschaffung eines neuen Autos (vgl. NU-I-1: 269-276).

Die Interviewerin kommt auf ihr Gehalt als Krankenschwester zu sprechen, bzw. fragt sie im Allgemeinen nach Veränderungen im Arbeitsbereich. Sie seufzt und sagt, dass sie davon nur positiv berichten kann, da sie „die Gehaltsklassen (…) im Osten“ kennt (296f.). Sie weiß, was ihre Freunde/innen alle verdienen – im Vergleich dazu verdiene sie „sehr, sehr viel Geld“ (298f.).

> *„Und ich find einfach, in meinem Alter, was ich an Geld nach Hause bring, ist wahnsinnig viel. Dass sich aber die Lebenshaltungskosten hier ganz andere Rollen sind, dass ich 300.- Euro für einen Kindergartenplatz zahle, dass die Mieten in {*Stadt Y*} - {*Kreisstadt*} so wahnsinnig teuer geworden sind, dass die Lebenshaltungskosten, allein jetzt mal Lebensmittel gesehen so teuer geworden sind... des... natürlich muss man dann sagen, wenn das alles so viel kostet, muss man auch mehr Geld verdienen. Aber ich mein, des ist ja, ich mein... irgendwo isses dann immer schlecht. Ich kann ja nicht zu meinem Chef sagen, jetzt brauche ich aber mehr Geld, weil die Bananen teurer geworden sind, des (I: Ja. Leises Lachen)... geht nicht. Also ich würde sagen, ich für mein Alter, für mein Ausbildungsstand, empfinde ich mein Gehalt absolut gerechtfertigt.“ (NU-I-1: 301-314)*

Da Nina – so betont sie es einige Male in dem Interview – weiß, was ihre Kollegen/innen in den ostdeutschen Bundesländern verdienen, so empfindet sie ihr Gehalt als angemessen: in Bezug auf ihr Alter und in Bezug auf ihren Ausbildungsstand. Die Steigerung der Lebenshaltungskosten und die

hohen Kosten für die Kinderbetreuung sind in ihren Augen das hauptsächliche Problem. Diese Entwicklung sieht sie daher von der Gehaltsfrage losgelöst: sie könne ja nicht aufgrund dessen mehr Gehalt verlangen.

> *„Natürlich wäre es toll, wenn mein Arbeitgeber sagen würde, boah, Sie ermöglichen mir, dass Sie hier Vollzeit für mich immer zur Verfügung stehen. Dafür zahle ich die Hälfte von Ihrem Kindergartenplatz. Wär natürlich klasse. Aber des gibt's glaube ich nur in anderen Ländern, in Dänemark, Schweden, also nicht in Deutschland, weil des ist immer noch... also ich find vor allen Dingen in {*westdeutsches Bundesland*} ist es ganz viel: das ist Betrieb und das ist Privat. Und das geht mich nichts an. Is einfach so." (NU-I-1: 316-325)*

Anstatt der Forderung nach einem höheren Gehalt, würde sich Nina mehr Anerkennung seitens des Arbeitgebers wünschen, dass sie 100% arbeitet trotz Kleinkind, das aufgrund dessen auf einen Kita-Platz angewiesen ist. Sie verweist auf andere Länder, in denen Kinderbetreuung sehr viel stärker gefördert wird – auch seitens der Arbeitgeber. Sie empfindet diese strikte Trennung von Betrieb und ‚Privat' – hier die Fürsorgearbeit an Kindern – vor allem in dem westdeutschen Bundesland besonders stark. Sie sieht hierin auch eine Tatsache, an der sich schlecht etwas ändern lässt: das ist einfach so.
Das staatliche Handeln hinsichtlich der Familienpolitik zeigt sich Nina als Gestrüpp von sich widersprechenden Regelungen, Formalisierungen, die von der realen Entwicklung der Lebensverhältnisse, beispielsweise der Mietpreise, stark differieren. Nach OECD-Berechnungen entstehen für Familien in Deutschland Betreuungskosten in Höhe zwischen 5-10% des Familieneinkommens (vgl. Wirth and Lichtenberger 2012). Das dürfte in Ninas Fall weit höher liegen. Nina sieht in diesen Strukturen vor allem unüberwindliche Hürden, Steine, die ihr und ihrer Familie in den Weg gelegt werden.

Zukunftsangst

Die Sorgen um die finanzielle Absicherung ihrer Familie kommen im Interview immer wieder zur Sprache. Folgende Episode passt in dieses Orientierungsmuster. Im Laufe des Interviews wird Nina mit der Behauptung konfrontiert, dass der Druck in allen Lebenslagen zugenommen hätte. Sie wird gefragt, ob sie dies bestätigen kann.

> *„Also ich hab… naja so Existenzangst, also nicht Existenzangst, dass ich sag, behalte ich meinen Beruf, weil es gibt einfach ähm kein gutes, also … ne, gutes Fachpersonal gibt es schon, aber die sind halt alle vergeben. Also wenn ich jetzt ... ich wüßt, ich könnt sofort wieder woanders eine Stelle kriegen, weil einfach gut ausgebildetes Personal schwer zu bekommen ist … also die Angst hab ich jetzt nicht mehr, wie nach der Ausbildung, wo ich gesagt hab, oh Gott, wo rutsch ich denn jetzt rein. Muss ich jetzt vielleicht Sachen machen, die mir keinen Spaß machen, des isses nicht. Es ist eher so, ähm..., kann man sich ein zweites Kind leisten… kann man sich überhaupt noch das erste Kind leisten, was schon da ist. Sone Sache ... davor hab ich Angst. Oder – hoffentlich hält noch mein Auto bis nächsten Sommer. Das sind eher so die Sachen, wovor man ähm mehr Angst hat." (NU-I-1: 407-422)*

Nina erzählt von ihrer Existenzangst. Sie betont, dass sie sich keine Sorgen um ihre berufliche Zukunft macht. Dazu ist sie zu gut ausgebildet und Krankenpfleger/innen sind im Moment gefragt. In ihrer persönlichen Entwicklung hatte sie diese Sorgen in der Zeit, als sie gerade ihre Ausbildung beendet hatte. Es geht ihr eher um die Bewältigung der anderen Lebensaufgaben. Sie führt gleich ihren Wunsch an, ein zweites Kind zu bekommen. Sie fragt sich, ob sie die mit einem zweiten Kind verbundenen Kosten stemmen kann. Das würde man sich ja auch schon beim ersten Kind fragen.

> *„Oder sich auch wirklich ähm so Träume erfüllen zu können, wie ... ich würd gern mal in Urlaub fahren, oder kann man sich irgendwann mal was Eigenes leisten… des sind einfach Sachen, wo ich sag, kann man nicht mehr getrost sagen. Was früher wahrscheinlich noch möglich war… also ... des ist nicht mehr des. Des ist eher so dieses Allgemeine, kann man ... geht des alles noch so, kann ich wirklich mal Essen gehen, kann die Waschmaschine kaputtgehen, weil ich hab was ansparen können … eher des." (NU-I-1: 422-431)*

In dieser Passage schwingt Ninas Vorstellung vom ‚*eigentlichen Leben*': die Möglichkeit, sich kleine Träume erfüllen zu können, wie in Urlaub zu fahren oder mal Essen zu gehen – oder größere Träume zu verwirklichen: wie sich eine Wohnung oder ein Haus kaufen zu können. Diese Dinge sind in ihren Augen nicht mehr selbstverständlich. In ihrer Vorstellung war die Erledigung dieser ‚Lebensträume' früher einfacher.

In diesen Ausführungen spiegeln sich bestimmte Vorstellungen von ‚Normalität' wider, dass zu einem ‚normalen Leben' der Jahresurlaub gehört und eben auch eine Eigentumswohnung oder sogar das eigene Einfamilienhaus. Nina hat diese Normalitätsvorstellungen in ihren Alltagsverstand (Gramsci) integriert und orientiert sich daran (vgl. Kap. 5.1.1). Sie sind für sie zu einem verinnerlichten Maßstab geworden, an dem sie die Realität misst und abschätzt, was es für die Zukunft noch dazu braucht. Daher treten hier ihre Ängste zutage, dass sie diese hegemonialen Normalitätsvorstellungen für sich nicht umsetzen kann.

7.2.4. Aspekte der Lebensführung: Was bewegt Nina (Orientierung)? Was bedeutet solidarisches Handeln für Nina?

Was bewegt Nina (Orientierung)?

> *Nina: „dass einfach so wenig für Kinder generell gemacht wird" (NU-I-1: 595f.).*

Auf die Frage, welche Themen sie ‚bewegen', emotional bewegen, antwortet Nina: „dass einfach so wenig für Kinder generell gemacht wird" (595f.). Ihr fehlt das Interesse an Kindern, ganz allgemein gesehen. Sie führt verschiedene Beispiele auf, an denen sich dieses Desinteresse konkretisieren lässt: ein Kind, das vom Klettergerüst fällt und niemand schaut nach ihm. Ein Klettergerüst, das kaputt ist, und bei der Stadtverwaltung fühlt sich niemand verantwortlich (597-602). In den Kindergärten gibt es „keine vernünftige Bettwäsche" (602f.) und es können keine Ausflüge gemacht werden, da sich von den Eltern niemand bereit erklärt mitzugehen. Freizeitangebote für Kinder seien zwar manchmal umsonst, dafür würden die Eintritte für die Erwachsenen sehr teuer sein.

> *„Und auch so, dass irgendwie ... viele kein, kein nettes Gesicht mehr irgendwie für Kinder haben, ja? Also gut der Fleischer ist immer noch nett, da kriegt mein Sohn immer mal ne Wurst, aber dass viele sich angestoßen von Kindern fühlen, dass sie stören ... Ja, des find ich einfach schade." (NU-I-1: 613-618)*

Ausgehend von den konkreten Beispielen beschreibt sie das allgemeine Gefühl, dass Viele in ihrer Umgebung Kinder als störend empfinden. Die Interviewerin fragt danach, ob sie das öfters im Alltag erfahren würde. Nina beginnt die einzelnen Beispiele ausführlicher zu beschreiben. In Bezug auf das vom Spielgerät gefallene Kind berichtet sie, dass sie dem Kind geholfen hätte und wie – in ihren Augen – die Eltern gleichgültig reagiert hätten (622-628). Beim Beispiel mit dem Kletterseil, das defekt war, schildert sie, wie sie bei der Stadtverwaltung versucht hätte, jemanden diesbezüglich zu erreichen, wäre fünfmal in andere Büros gestellt worden, bis sie „irgendwann ausgerastet" sei. Das Kletterseil wurde zwar repariert, aber in ihren Augen sehr ungenügend. Es sei nur eine Frage der Zeit bis es wieder kaputt geht (629-644). Auch wenn der neue Bürgermeister in ihren Augen einiges verbessert hätte, ist sie im Allgemeinen sehr pessimistisch:

> *„Ja, also irgendwie isses, habe ich nicht so das Gefühl, dass überhaupt der Staat so sehr kinderfreundlich ist, weil sonst würde ja mehr gemacht werden, damit mehr Kinder geboren werden, dass mehr Kinder betreut werden können. Wenn ich allein daran denk, ich wollte einen Platz als Zweijährigen für den Kindergarten für meinen Sohn. (...) Ein halbes Jahr lang bin ich durch die Stadt gerannt, zu diversen Stellen, hab telefoniert und mich auf Wartelisten getragen. Und... Im Endeffekt hat er keinen Platz gekriegt gehabt und da hab ich gesagt, das darf jetzt nicht wahr sein. Und dann ist er in den Kindergarten gekommen, wo eigentlich kein Platz für Zweijährige ist, der wurde dann halt geschaffen. Die Erzieher wussten darüber gar nichts, dass der erst zwei ist und das sind alles sone Sachen, ich weiß nicht. ... Ist nicht schön." (NU-I-1: 649-663)*

Sie äußert ihr Gefühl, dass der Staat im Großen und Ganzen nicht sehr kinderfreundlich organisiert ist, denn sonst wären doch die staatlichen Anstrengungen größer. Sie zitiert hier hegemoniale Diskurse, wonach Frauen mehr Kinder bekommen würden, wenn es beispielsweise bessere Betreuungsmöglichkeiten für Kinder gäbe. So führt sie auch ihr eigenes Beispiel an, mit welchen Schwierigkeiten sie konfrontiert war, einen Kindergartenplatz für ihren zweijährigen Sohn zu bekommen. In Bezug auf die oben angesprochenen Geschlechterverhältnisse in dieser Familienkonstellation fällt auf, dass sie die Aufgabe übernimmt, diesen Betreuungsplatz zu organisieren und nicht ihr Partner.

Dieser Abschnitt zeigt sehr deutlich, wie Nina mit den *Effekten staatlichen Handelns* (vgl. Kap. 5.1), hier mit der Struktur des institutionellen Bildungs- und Betreuungssystem zu kämpfen hat. Obwohl es politische Versuche gibt, Eltern zu unterstützen, durch die Einführung des Elterngeldes oder dem gesetzlichen Anspruch auf einen Betreuungsplatz für Kinder unter drei Jahren, ist das Betreuungs- und Bildungssystem nach wie vor strukturell darauf ausgerichtet, dass eine erwachsene Person für das zu betreuende Kind zur Verfügung steht (vgl. u.a. Wetterer 2003). Der Ausbau der Kindertagesstätten

verläuft schleppend: in Sachen Betreuungsquote liegt Deutschland mit 20,4% im Jahr 2010 weit hinter anderen EU-Ländern (vgl. Klein 2013, 177; Winker 2011, 338).

Im weiteren Verlauf kommt sie auf den „Zusammenhalt" im Allgemeinen und in ihrem Kindergarten im Besonderen zu sprechen (Z. 669f.). Sie ist auch von den Eltern enttäuscht, die es nicht schaffen, „mal was auf die Beine zu stellen" (Z. 674f.). Gegenüber dem kirchlichen Träger des Kindergartens äußert sie ein starkes Misstrauen: offensichtlich wurden die Kindergartenbeiträge erhöht, ohne dass sie sieht, wo das Geld landet:

> *„Ja, also ich sehe nicht, dass da ein Erzieher mehr in der Gruppe ist bei meinem Sohn, die Erzieher haben jetzt auch nicht mehr Stunden, die sie bezahlt kriegen. Es ist auch keine neue Bettwäsche da, die die Kinder unbedingt bräuchten." (NU-I-1: 684-688)*

Wenig später äußert sie sogar den Verdacht, dass „die Kirche" evtl. die höheren Kindergartenbeiträge dazu nutzt, andere Häuser bzw. kirchliche Bereiche zu sanieren und betont mehrere Male:

> *„Wenn ich höhere Beiträge zahle, muss man ja irgendwo auch sehen, wo das Geld bleibt. Und ich seh's gerade nicht im Kindergarten." (NU-I-1: 728-730)*

Hier schwingen mehrere Themen mit: zum einen der Ärger, dass Kinderbetreuung sowieso schon viel Geld kostet – Geld, das in der Haushaltskasse fehlt. Des Weiteren kommt ein prinzipielles Misstrauen gegenüber kirchlicher Einrichtungen zur Sprache, die oft mit ihrem sozialen Mehrwert werben – dass der Mensch, hier das Kind viel zählt. Nina sieht diesen Mehrwert nicht – im Gegenteil, sie sei davon ‚absolut enttäuscht' (677). Wahrscheinlich ist ihre kirchenferne Sozialisation als Kind in der DDR hier ebenfalls ein Element, das eine Rolle für ihr Misstrauen spielt. Aber offensichtlich ist die Informationspolitik der Einrichtung gerade in Bezug auf die Erhöhung der Kindergartenbeiträge nicht sehr transparent gestaltet. Aber Nina lässt sich von ihrem Enttäuschungsgefühl nicht beherrschen:

> *„Aber ich bin jetzt nicht so, dass ich da jetzt schnell aufgeben werde. Weil ich mir einfach sag, ich find das so schade, das ist so eine wichtige Zeit die Kindergartenzeit. Also ich erinnere mich gerne an meine Kindergartenzeit zurück. Und… Ich möchte einfach, dass es den Kindern da gut geht. … Ich mein, denen geht's gut. Die haben zu basteln und die machen Ausflüge und die spielen, aber… Ich find, man kann ja immer noch was verbessern, warum nicht." (NU-I-1: 714-722)*

Sie will diesen Zustand nicht hinnehmen, sie möchte sich engagieren, dass sich die Rahmenbedingungen für die Betreuungssituation der Kinder verbessern. Dabei weist sie auf ihre eigene Kindergartenzeit hin, an die sie gute Erinnerungen hat. Sie möchte den Eindruck vermeiden, als ob es den Kindern im Allgemeinen nicht gut geht in der Einrichtung. Aber es ließe sich doch immer etwas verbessern.

Solidarisches Handeln

Im Interview schließt die Interviewerin nach dieser Passage die Frage nach Solidarität an, was für Nina Solidarität bedeutet.

> *„Also einfach unaufgefordert auch mal zu helfen. Wenn ich sehe, da hat jemand Probleme, pünktlich um Fünf am Kindergarten zu sein, sein Kind abzuholen, dass man einfach mal sagt, hey, einer von uns ist immer um fünf da." (NU-I-1: 737-740)*

Ninas Antwort auf die Frage nach ihrer Solidarität ist das klassische solidarische Handeln im sozialen Nahraum: wenn einem im Alltag auffällt, dass jemand Hilfe braucht, diese auch anzubieten. Sie nennt ein Beispiel aus dem Kindergartenalltag, wenn sie sieht, dass andere Eltern Schwierigkeiten haben, ihr Kind pünktlich abzuholen, anzubieten, das Kind nach Hause zu bringen.

In diesem Moment fängt das Telefon an zu klingeln:

> *„Das Telefon! (lacht kurz) Das ist nämlich gerade Solidarität: eine Mama im Kindergarten ist im Krankenhaus und ich hab gesagt, ich kann das Kind nehmen." (NU-I-1: 745-747)*

Es ist tatsächlich besagte Mutter, die aus dem Krankenhaus anruft, um zu fragen, ob Nina die kleine Tochter vom Kindergarten abholen kann. Nina sichert ihr zu, dass das klappt. Sie solle sich mal keine Sorgen machen. Die beiden Frauen verabreden sich zum Telefonieren gegen später (751-774).

Nina kehrt zurück und spricht weiter von dieser Art von Solidarität: zu helfen, wenn einem etwas auffällt. Sie führt weitere Beispiele an:

> *„Sind so Kleinigkeiten, wenn man … auch auf Arbeit sieht, der eine guckt so traurig, dass man mal fragt, wie geht's denn, hast du Probleme? Und das fällt mir auf, das wird hier wenig gestellt. Also, wie dieses … das ist jetzt Beruf und das ist privat. Und das geht mich nicht an. Und wenn der mit dem Kopf unterm Arm lang läuft, das ist mir eigentlich egal. (I: ja) Und so bin ich nicht und so kann ich nicht und ähm, und ich probiere das … auch wenn ich nicht das Gleiche zurückerfahre, probiere ich es trotzdem immer wieder aufs Neue, das irgendwie zu machen." (NU-I-1: 788-797)*

Sie schildert, dass sie auch an ihrem Arbeitsplatz versucht, gegenüber ihren Kollegen/innen aufmerksam zu sein, darauf zu achten, wie es ihnen geht. In ihrer Wahrnehmung erfährt sie nicht die gleiche Aufmerksamkeit. Sie spielt auf das Beispiel an, das sie zu einem früheren Zeitpunkt des Interviews angeführt hat: die strikte Trennung der beruflichen Sphäre und der privaten Sphäre, die sie besonders in dem westdeutschen Bundesland erfährt und das sie offensichtlich auch bei ihren Kollegen/innen beobachtet. Diese Gleichgültigkeit gegenüber den persönlichen Belangen der Kollegen/innen beschäftigt sie. Sie selbst möchte so nicht handeln und sagt daher, dass sie immer wieder versucht, sich um andere zu kümmern, auch wenn sie das selbst nicht erfährt.

Solidarität hat für Nina die Bedeutung von solidarischem Handeln im sozialen Nahraum – die Dimension, der die Befragten im Forschungsprojekt U35 das größte Gewicht beigemessen haben (vgl. Held et al. 2011, 125ff.; siehe Kap. 4.2). In der Aussage von Nina wird deutlich, dass sie sich nach einer Gemeinschaft – vor allem in ihrem Arbeitsumfeld – sehnt: aufeinander achten, wahrnehmen, wenn es dem anderen nicht so gut geht. Darüber hinaus spürt man an dieser Stelle den biografischen Bruch, der Umzug von einem ostdeutschen in ein westdeutsches Bundesland, der Nina immer wieder das Gefühl gibt, dass Dinge hier ‚anders' sind, als sie selbst es erlebt bzw. in Erinnerung hat. Das Gefühl der

Fremdheit und der Druck sich dagegen behaupten zu müssen werden in diesen Sätzen deutlich. Sie versucht – trotz Rückschläge – mit ihrem eigenen Verständnis von sozialem Miteinander dem etwas entgegenzusetzen.

Frage nach Solidarität in Arbeitskämpfen

Die Interviewerin wusste, dass an dem Klinikum, an dem Nina arbeitet, einige Arbeitskämpfe stattgefunden haben in den vergangenen Jahren. Sie fragt sie, ob diese Themen sie beschäftigen:

> *„Ach nicht so. (…) Ich mein, natürlich ist es immer schöner, wenn man sein Arbeitsumfeld verbessern kann, bessere Arbeitszeiten, mehr Geld, mehr Urlaub, klar. Ich sehe das ein bisschen anders. Und wenn ich bei solchen Sachen mitdiskutiere, würde ich mir absolute Feinde machen, weil ich es einfach anders kenn. Ich weiß, wie es ist, wenn man gezwungen wird, nur vier Stunden am Tag zu arbeiten … für 800 Euro nach Hause zu gehen, einen Vollzeitjob in der Dialysestation ambulant. Und von daher sag ich mir, ich hab gute Arbeitszeiten, ich weiß, ich kann die nächsten Jahre jeden Tag dahin gehen, ich muss nicht Angst haben gekündigt zu werden, außer ich schieß mir da einen eigenen Bock irgendwie, dass ich irgendwas anstelle, und natürlich abgemahnt werde, gekündigt werde. Aber wenn ich normal dort meiner Arbeit nachgehe, weiß ich, ich kann dort alt werden, wenn ich das will, außer {*der Arbeitgeber*} macht Konkurs über irgendwelche Sachen, wo ich natürlich keinen Einfluss hab. Und ich weiß, ich verdiene da viel Geld, für mich viel Geld in meinem Alter … ich hab da auch Möglichkeiten, mich noch anderweitig beruflich zu orientieren.“ (NU-I-1: 808-829)*

Natürlich wäre es schön, wenn man sein berufliches Umfeld verbessern könne, aber diese Themen beschäftigen Nina nicht. In ihrem Begründungsdiskurs führt sie Erfahrungen vermutlich mit dem Jobcenter an, das unter Androhung von Leistungskürzungen Hartz IV-Bezieher/innen dazu zwingen kann, Beschäftigungen anzunehmen, auch wenn diese nicht der Ausbildung der Person entsprechen bzw. diese sehr schlecht entlohnt sind. Diese Drohkulisse ist Alltag für die meisten Menschen, die auf Hartz IV angewiesen sind und in das Kielwasser des so genannten ‚aktivierenden Sozialstaats‘ nach dem Motto von ‚Fördern und Fordern‘ geraten sind (vgl. Butterwegge 2012, 339ff.). Darüber hinaus spielt sie vermutlich auf die kollektive Erfahrung von Beschäftigten der ostdeutschen Bundesländer an, wo die Gehälter weit unter denen ihrer Kollegen/innen in westdeutschen Krankenhäusern liegen. Daher ist sie bereits zufrieden mit dem, was sie hat: einen sicheren Arbeitsplatz, der solange sicher ist, wie sie selbst keine Fehler macht bzw. solange der Arbeitgeber nicht pleitegeht. Wie bereits zu einem früheren Zeitpunkt führt sie an, dass sie aus ihrer Sicht viel Geld verdient. Außerdem sieht sie in ihrem Beruf das Möglichkeitsfeld, sich im medizinischen Bereich auch weiter beruflich zu orientieren.

Sie fährt fort:

> *„Aber das ist nur meine Meinung, und die ist nicht so angesehen, weil… ähm… ja, es gab in der Uniklinik sicherlich schon ganz andere Zeiten. Wo man mehr Geld verdient hat, wo’s Urlaubsgeld gab, wo’s Weihnachtsgeld gab. Aber ich kenne das nicht. Ich freu mich schon über einen*

> *kleinen Bonus, der Weihnachten kommt … und ich freu mich über die kleinen Gehaltssteigerungen durch die Streiks. Ich kenne es halt einfach nicht anders und was man nicht kennt, kann man nicht vermissen. Ich kenne es schlimmer und von daher ist es für mich schon Luxus." (NU-I-1: 833-842)*

Sie betont jedoch, dass dies ihre persönliche Meinung ist und offensichtlich eckt sie damit auch bei einigen ihrer Kollegen/innen an. In ihrem Begründungsdiskurs betont sie nochmals, dass sie einfach keine Erfahrungen hat, wie es vielleicht früher einmal gewesen ist. Ihr sagen die Erzählungen nichts, die von den Zeiten handeln, in denen Beschäftigte in der Pflege besser gestellt waren. Dennoch gibt sie an, dass sie sich über die kleinen Erfolge freut, die auch in Arbeitskämpfen erzielt wurden. Das sei für sie schon üppig, da sie einfach andere Arbeitsbedingungen kennt.

In Ninas Orientierungen taucht ein Element auf, das der These von „*Verfleißigung Ost*" von Peter Hörz und Marcus Richter nahe kommt: „Ob aus der Mikroperspektive der Gespräche und Beobachtungen oder aus dem Fundus der Zahlen und der Literatur geschöpft, stets scheint man in Ostdeutschlands Erwerbs- und Ausbildungsbevölkerung ein Denk- und Handlungsmuster herausschälen zu können, das wir in Anlehnung an einen kulturhistorischen Aufsatz über die ‚Verfleißigung der Deutschen' von Rudolf Schenda (1986) und in Korrespondenz mit anderen kulturwissenschaftlichen Arbeiten (Trommler 1979; Münch 1992) als *Verfleißigung Ost* bezeichnen möchten." (Hörz and Richter 2010, 359) Hintergrund ist, dass bei ostdeutschen Arbeitnehmer/innen oft geradezu ideale Eigenschaften als *human resource* beobachtet werden: sie seien genügsam, leistungsbereit und vor allem bereit, auch über das übliche Maß hinaus berufliche Anforderungen zu bewältigen. Dafür würden sie die Pläne und Vorhaben aus anderen Lebensbereichen – wie Familiensphäre und Freizeit – hinten anstellen. Herrschende Strukturen und neoliberale Ideologien werden normativ hingenommen. Offensichtlich gilt das für alle Altersgruppen, auch für diejenigen, die eigentlich die DDR nunmehr nur aus Erzählungen kennen. Im Gegenteil: die jüngeren Altersgruppen würden „– aus Unkenntnis anderer Verhältnisse oder auch als Zeichen ihrer Emanzipation von den älteren Alterskohorten ‚gelernter DDR-Bürger' – die Macht des Marktes per se positiver bewerten als ältere" (ebd.). Die beiden Autoren betonen, dass sie nicht von der gesamten ostdeutschen Bevölkerung sprechen, sondern von der Gruppe der „Ungebrochenen" (360), die einen gewissen Pragmatismus entwickelt haben, um die sozioökonomischen Herausforderungen bewältigen zu können. Offensichtlich wird diese „Gruppe der *ungebrochenen Ostdeutschen*" bereits von Wirtschaft und verschiedenen Lobbyverbänden als mustergültig dargestellt, als *Humankapital Ost* gepriesen, einem Modell, dem westdeutsche Beschäftigte folgen sollten (361). Sie begründen ihre These mit dem Argument des zentralen Stellenwerts von Arbeit in der DDR. Der Aufbau der DDR in der Nachkriegszeit war von der Idee geprägt, dass Arbeit das Zentrum menschlichen Seins darstellt (363). Es wurde an die Leistungsbereitschaft der werktätigen Bevölkerung appelliert „mit dem Versprechen, dass der geschaffene Mehrwert dem arbeitenden Menschen – und nur diesem – zu Gute käme" (363). Auch im Westen hat ein verfleißigter Teil der Bevölkerung das Wirtschaftswunder vollbracht – im Rahmen der sozialen Marktwirtschaft, des fordistischen Klassenkompromis-

ses. Hier hätte aber Arbeit nie einen solch hohen gesellschaftlichen Stellenwert erlangt. In der DDR existierte hingegen eine hohe emotionale Wertschätzung, die Betriebe wurden viel stärker in das gesellschaftspolitische Leben eingebunden, Arbeit und Arbeiter marxistisch glorifiziert (365; vgl. auch Held et al. 2011, 238ff.).

In Ninas Orientierungen nimmt der Stellenwert der Erwerbstätigkeit eine hohe Position ein. Wesentlicher Aspekt scheint hier jedoch zudem die kollektive Erfahrung von Arbeitslosigkeit, aber auch struktureller Entwertung von Arbeit nach der Wende zu sein. Es wird nicht deutlich, ob sie selbst die Erfahrung gemacht hat, ‚gezwungen' zu sein zu einem sehr geringen Stundenlohn einer Vollzeitbeschäftigung nachzugehen oder ob sie dies bei nahen Freunden/innen oder Familienangehörigen erlebt hat. Daher erscheint für sie ein mittlerweile unbefristeter Arbeitsvertrag als ‚Luxus'. Sie gibt zwar zu, dass sie sich über durch Streik gewonnene Lohnsteigerungen oder den ‚Bonus an Weihnachten' freut, aber es sind für sie eindeutig keine Ziele, für die sie in den Arbeitskampf einsteigen würde.

Bedeutung der Gewerkschaft

Die Interviewerin fragt danach, was sie denn von Gewerkschaften halten würde. Hier wendet sie sich ihrer Mutter zu, mit der Bemerkung, dass es ja im Osten „immer viele Gewerkschaften" gegeben hätte (850f.). Die Mutter schaltet sich in das Interview ein und berichtet:

> *Mutter: „Es gab eine Gewerkschaft, aber deren Bedeutung war gegen Null strebend. Entschieden haben andere. (...) Die musste es geben, dass man eine hatte, auch nach außen hin anderen Ländern zeigen: hier, wir haben eine Gewerkschaft, aber Einfluss hatte die nicht. (...) Es war eigentlich nur ein Aufbauschen noch des Staatsapparates, man hatte halt Gewerkschaftsfunktionäre und Parteifunktionäre auf Kreis- und Bezirksebene. Es war nur noch – noch mehr Verwaltungsapparat. (...) Und insofern muss ich sagen, wir aus dem Osten, sind in der Regel in keiner Gewerkschaft, weil wir auch den Sinn nicht sehen." (NU-I-1: 866-886)*

Die Mutter berichtet von den Erfahrungen mit Gewerkschaften, die sie zu DDR-Zeiten gemacht hat. Der FDGB, der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund, war das Pendant zum westdeutschen DGB, und bestand aus 15 Einzelgewerkschaften. Er hatte aber nicht die Funktion die Arbeitnehmer/innen-Interessen zu vertreten, da es offiziell kein Unterschied zwischen Belegschaft und Betriebsleitung gab, sondern er war unter anderem für die Organisierung der Ferienangebote zuständig. Schon 1950 hatte der FDGB die Führungsrolle der SED anerkannt (vgl. DGB 2009, Artikel zu 60 Jahre DGB). Daher berichtet die Mutter, dass für sie die Gewerkschaft nur ein weiteres Element eines ‚aufgebauschten' Staatsapparates war. Aufgrund dessen sagt sie, dass „wir aus dem Osten" mit Gewerkschaften nicht viel anfangen können. Die Tochter bestätigt dies:

> *„Ja, so ist des auch. Ich sehe den Sinn nicht. Ich mein, diese Zettel, die da rumgegangen sind, was, was wollen wir erreichen, wo jetzt gerade diese Streiks ja waren. Ähm, das ist ja ein bisschen utopisch. Ich mein, ich sehe das einfach anders. Ich mein, was haben wir davon, ... wenn wir jetzt mal fiktiv gesehen alle 500 Euro mehr verdienen, aber gerade die fünf Kollegen, die*

gerade befristet eingestellt werden, uns nächstes Jahr gestrichen werden, weil die Geschäftsführung sagt, ich kann auch nur mit dem rechnen, was ich hab. Sicherlich gibt's immer Bereiche in der Klinik, die utopische Summen verdienen. Aber die wird's noch geben, bis wir in Rente gehen, des is so. Und da kann ich nichts dran ändern. Also sag ich mir doch lieber, ich freu mich über ein bisschen, dafür können Kollegen bleiben, wir sind mehr, wir haben… können also die Arbeit besser verteilen, und… ich freu mich auch über Teilerfolge." (NU-I-1: 888-903)

Nina berichtet von der letzten Streikaktion. Offensichtlich hat sie sich mit den Forderungen auseinandergesetzt. Sie nennt die gewerkschaftlichen Forderungen ‚utopisch'. Was würde es einem bringen, mehr zu verdienen, wenn die befristet eingestellten Kollegen/innen wieder entlassen werden. Sie lässt hier den betriebswirtschaftlichen Diskurs der Klinikleitung mit einfließen, die gegen die Forderungen der Beschäftigten argumentiert, dass man auch nur das Geld ausgeben könne, was man hat. An der Gehaltsspreizung zwischen den Berufsgruppen im Krankenhaus ließe sich nichts ändern. Sie selbst ist deshalb sehr genügsam, die kleinen Erfolge reichen ihr. Sie fährt fort:

„Ja, ich mein es gab viele, die dann geschimpft haben, warum Ver.di da zugestimmt hat undsoweiter. Ich kann beide Seiten irgendwo verstehen, natürlich ärgert man sich, man hat gestreikt für andere Ziele und jemand anderes hat entschieden, wir stimmen da zu. Ohne dass man zurückgefragt wurde. Ist natürlich schwierig. Aber … ich hab mich jetzt einfach mit dieser ganzen Ver.di-Sache überhaupt nicht so groß auseinandergesetzt, ich war da gerade mitten in meinen Abschlussprüfungen und es war mir da so egal. Und außerdem wusste ich, dass ich, wenn ich diesen Kurs abschließe in eine ganz andere Gehaltsstufe rutsche, dass es mir sowieso besser gehen wird. Und… Wie gesagt, ich finde einfach, dass ich für meinen Ausbildungsstand, für mein Alter, eine richtig gut verdienende junge Frau bin." (NU-I-1: 903-917)

In ihrer Erzählung wird deutlich, dass Nina trotzdem im Gespräch ist mit ihren Kollegen/innen und offensichtlich gab es da auch einige, welche die Verhandlungsstrategie von Ver.di nicht richtig fanden und es besser gefunden hätten, es hätte eine weitere Rücksprache gegeben, bevor es zu einem Abschluss kam. Sie war zudem zeitlich stark beansprucht in der Schlussphase ihrer Zusatzausbildung. In ihrem Begründungsdiskurs tritt hier ein Moment der ‚Ich-Orientierung' zutage: sie hat sich nicht um die Auseinandersetzung gekümmert, da für sie klar war, dass sie durch die Zusatzausbildung in eine höhere Gehaltsstufe rutschen würde. In ihrem Denken wusste sie, dass es ihr durch ihr persönliches Engagement, durch ihre individuelle Anstrengung, besser gehen würde. Und schließlich wiederholt sie ihren zentralen Satz, dass sie der Meinung ist, sie sei eine gut verdienende junge Frau.

Daher sei sie auch kein Gewerkschaftsmitglied (921). Nina weiß, dass die Interviewerin in einem Forschungshaben involviert ist, dass auch im Interesse der Gewerkschaft durchgeführt wurde. Daher macht sie eventuell am Ende das Zugeständnis, dass sie sich einfach auch noch nicht mit dem Thema Gewerkschaft auseinandergesetzt hätte.

„Und dann hört man immer von alt eingesessenen {Kollegen/innen}: Das muss man! Und die nächste Gruppe sagt: Ah, das ist der größte Schwachsinn! Und ich bin immer so ein Mitläufer

und sag mir: nee, wenn ich Weihnachten ganz wenig zu tun haben sollte, werde ich mich auch noch mit Ver.di auseinandersetzen und dann für mich entscheiden, ob ich das mach oder nicht. Ja." (NU-I-1: 927-933)

Sie berichtet auch von den unterschiedlichen Positionen bei ihren Kollegen/innen. Sie sei ein ‚Mitläufer', wobei nicht ganz klar ist, was sie damit meint: dass sie bisher ohne richtige Meinung die Diskussionen verfolgt hat? Oder dass sie bei der gewerkschaftsfernen Fraktion ‚mitgelaufen' ist? Jedenfalls meint sie abschließend, wenn sie an ‚Weihnachten' viel Zeit hätte, würde sie sich mit dem Sinn und Nutzen von Gewerkschaften auseinandersetzen.

Die Interviewerin greift das vorherige Thema der steigenden Lebenshaltungskosten auf, die Sorge sich kleine Träume nicht erfüllen zu können. Außerdem hätte sie doch auch einen sehr verantwortungsvollen Beruf. Den widersprüchlichen Zusammenhang zwischen ihrer Ansicht, dass sie eine gut verdienende junge Frau sei und ihrer Zukunftsangst, den täglichen finanziellen Sorgen weist sie zurück:

„Aber für mich ist eher so der Traum, ich hab jetzt ne ganz tolle Wohnung, die mir supergut gefällt, … ich hab meinen Sohn, der gesund ist, dem ich kleine Träume erfüllen kann. Ich hab meinen Mann, dem ich ab und zu einen Wunsch erfüllen kann und wenn's ganz neue, tolle Sportsocken sind, die einfach wahnsinnig teuer sind. Da freue ich mich jetzt mehr. … Und meine Mutter ist ähnlich. Sie schenkt auch lieber jemand anderem was, als sich selber. Und dann kriege ich meine kleinen Träume von meiner Mutter erfüllt und ich kann dafür dem Rest meiner Familie da irgendwas… Und das reicht mir einfach. Ich bin jetzt nicht derjenige, der sagt, Oh ich brauch die Jacke und ich brauch die Hose und die Schuhe. (I: Ja) Sondern, des ist eher irgendwie… Man kann mal ein Eis essen gehen, ich kann meinem Sohn ein Auto kaufen. (I: Ja) Da freu ich mich mehr. (I: Ja) Ja. Und der Rest kommt. Ich mein, wir wussten ja, dass er studiert und dass es danach besser gehen wird. (I: Ja) Und dann bin ich dran.

Interviewerin: Mit studieren?

Nina: Nee, mit Träume erfüllen." (NU-I-1: 949-969)

Nina erzählt letztlich, dass sie zufrieden ist mit dem, was sie hat. Sie kann ihrem Sohn und ihrem Mann kleinere Wünsche erfüllen. Ihre eigenen Wünsche kann sie sich von ihrer Mutter schenken lassen. Sie verweist auf die Zukunft: die Familie hätte gewusst, worauf sie sich einlässt, als der Ehemann das Studium begonnen hat. Aber die Aussicht ist, dass es ihnen – sobald er Arzt geworden ist – besser geht. Und dann würde sie an der Reihe sein, sich ihre Träume erfüllen zu können.

Die Interviewerin fragt Nina, wo sie sich in zehn Jahren sieht:

„Wo sehe ich mich in zehn Jahren? Hm, in zehn Jahren habe ich ein Kind, was vorpubertär ist und wahrscheinlich ein zweites Kind, was gerade in die Schule kommt und … ähm einen Mann, der hoffentlich gut Geld verdient, und ich kann … vielleicht an einen neuen Beruf denken, den ich mir noch so vorstellen könnte. Und einfach … getrost leben. Es darf eine Waschmaschine kaputt gehen, es darf auch mal ein Auto kaputt gehen, weil man es sich leisten kann. Ja, das

wünsche ich mir. Und dass einfach alle gesund sind. So sehe ich uns in zehn Jahren…. Ja." (NU-I-1: 982-991)

Das Zukunftsbild, das sie sich malt, ist ihre Vorstellung vom ‚*eigentlichen Leben*': ein gut verdienender Ehemann, zwei Kinder, eine berufliche Weiterbildung und ein bestimmtes Gefühl von Sorglosigkeit. Dieses Bild, das sie hier zeichnet, tritt als Gegenentwurf zu ihrer Zukunftsangst auf: im Alltag können Dinge passieren, kaputt gehen, ohne dass man gleich von Existenzängsten geplagt ist.

7.2.5. Fazit

Gramscis Konzept, den Menschen als ‚geschichtlichen Block' zu betrachten, ermöglicht ein vielschichtiges Bild auf Ninas Äußerungen: Auf den ersten Blick lässt sich feststellen, dass Nina in ihren Orientierungen in vielen Lebensbereichen hegemoniale Vorstellungen von ‚Normalität' reproduziert. Ihre Hoffnungen und Wünsche, die sie in Bezug auf ihr zukünftiges (Familien-)Leben pflegt, gehören zu einem Ensemble von Normalitätsvorstellungen, welche eine Art ‚spontanen Konsens' (Gramsci) darstellt: eine Familie, wo der Mann so viel verdient, dass ein bescheidener Wohlstand möglich ist, das Einkommen der Frau ein Zuverdienst darstellt, wo es den beiden Kindern gut geht und man ‚getrost' leben kann.

Das traditionelle Geschlechterarrangement, in dem Nina lebt, gehört ebenfalls zu dieser Bandbreite an Normalitätsvorstellungen – wenn auch sicherlich zu den konservativeren Vorstellungen von Geschlechterrollen. Für die Interviewerin wirkte dieses Arrangement befremdlich. Dennoch muss anerkannt werden, dass dieses Gefüge für Ninas Lebensführung Sinn macht: im Prinzip hat sie im Moment alle Fäden in der Hand. Sie trägt hauptsächlich zum Familieneinkommen bei, ermöglicht dadurch ihrem Mann das Studium. Sie hat die Hauptverantwortung für die Fürsorgearbeit bezüglich ihres Sohnes und der Organisation des Haushalts. Diese teilt sie sich mit ihrer Mutter. Aufgrund einer gemeinsamen Familiengeschichte und bestimmter ‚inkorporierter Verhaltensweisen', ist davon auszugehen, dass beide ähnliche Vorstellungen haben, was Haushaltsführung und Kindererziehung anbelangt, so dass hier die Abstimmungen vermutlich reibungslos verlaufen. Ein anderes Partnerschaftsverhältnis, das auf egalitärere Arbeitsaufteilung setzen würde, eine ‚Verhandlungsfamilie', wie es in der Familiensoziologie genannt wird (vgl. Wetterer 2003, 308), würde Diskussionen über Art und Weise einen Haushalt zu führen nach sich ziehen.

Die Strukturen in ihrer Erwerbstätigkeit, die Hierarchie im Krankenhaus, die Schichtdienste, die alltäglichen Anforderungen, akzeptiert Nina. Sie hat daran keine kritischen Fragen – so sei es eben im Gesundheitswesen. Auch hier fügt sie sich scheinbar widerspruchslos in die Anforderungen, *reproduziert* in ihrer *Orientierung* die Ansprüche aus dem Berufsethos der Krankenpflege: wenn jemand Schmerzen hat, dann muss diesem geholfen werden. Beruflicher Aufstieg, auch den Aufstieg in eine höhere Gehaltsstufe, erarbeitet sie sich selbst durch die Fortbildung zur Fachkrankenschwester, die sie trotz Kleinkind zu Hause und der Belastung durch den Schichtdienst durchzieht.

In diesem Gefüge gibt es vor allem einen großen Widerspruch, der sich auf die anderen Bereiche auswirkt. Nina musste bzw. muss immer noch Abstriche machen in Bezug auf die gelebte Beziehung zwischen ihr und ihrem Sohn. Es hat sie sehr belastet, den halbjährigen Sohn ihrer Mutter zu überlassen, um wieder zu 100% in ihren Beruf einzusteigen. Sie schildert, wie sie ihr ‚schlechtes Gewissen' versucht auszugleichen. Es war für sie emotional schwierig, aber auch aufgrund ihrer Vorstellungen, wie eine ‚gute Mutter' zu sein hat.

An diesem Konflikt bricht der scheinbar homogene Block von Ninas Orientierungen auf. Sie ist nicht jemand, der die Dinge hinnimmt, sondern sie kämpft um ihre Rechte bzw. setzt sich für ihre Familie und vor allem für ihren Sohn Max ein. Sie ist wütend auf die staatlichen Strukturen, die es ihr und ihrer Familie in ihren Augen erschweren, ‚getrost' zu leben. Nina berichtet von mehreren Konflikten, wie z.B. die Suche nach einem Betreuungsplatz für ihren zweijährigen Sohn oder den Antrag für finanzielle Unterstützung für den Kitaplatz. Hier taucht auch der einzige Moment Kritik an ihrem Arbeitgeber auf: sie würde sich wünschen, dass dieser anerkennt, dass sie als Mutter eines Kleinkindes trotzdem als Arbeitskraft zu 100% für ihn zur Verfügung steht. Die Sorge für ihren Sohn ist ein sehr starkes Element in Ninas Motivationen. Das wird auch deutlich an ihrer Antwort, auf die Frage, was sie bewegt: dass so wenig für Kinder gemacht würde. Daher legt sie sich auch mit der Stadtverwaltung an, wenn Spielgeräte auf dem Spielplatz kaputt sind. Oder mit der katholischen Kindergartenleitung, wenn sie das Gefühl hat, dass zwar höhere Beiträge verlangt werden, für sie aber nicht transparent ist, in was diese höheren Beiträge investiert werden.

In Bezug auf die Arbeitskämpfe an ihrer Klinik hat Nina einen klaren Standpunkt: sie findet, dass sie für ihr Alter und für ihre Ausbildung genug verdient. Deshalb beteiligt sie sich nicht. Wie ein roter Faden taucht im Interview immer wieder ihre ‚Binnenmigrationsgeschichte' auf. Diese Erfahrung steht in Ninas ‚*geschichtlichem Block*' von Orientierungen für ein Sediment, das eine wesentliche Rolle spielt – gerade auch hinsichtlich ihrer Orientierungen in ihrer Erwerbstätigkeit. Die Erfahrung schlechter Arbeitsbedingungen, struktureller Erwerbslosigkeit bzw. systematischer Entwertung von Arbeit in dem ostdeutschen Bundesland, in dem sie aufgewachsen ist, stellt die Folie dar, auf die sie sich immer wieder beruft, wenn sie von den Arbeitsbedingungen in ihrem Klinikum spricht. Sie würde es eben anders kennen. Wenn Kollegen/innen, die schon länger an der Klinik arbeiten, von früheren Zeiten sprechen, in denen Beschäftigte der Krankenpflege wesentlich besser gestellt waren, kann sie mit diesen Erzählungen nichts anfangen.

Die ‚Wende' spielt – ohne dass es im Interview thematisiert wurde – als einschneidendes Erlebnis in ihrer Familiengeschichte offenbar eine große Rolle. In gewisser Weise prägt diese Familiengeschichte ihre Sichtweise auf viele Bereiche ihres Lebens – am deutlichsten wird es anhand ihrer Einstellung zu Gewerkschaften. Hier kommt ihre Mutter zu Wort. Denn Nina war zu Wendezeit gerade mal ein Schulkind. Dennoch hat sie die Orientierung der Mutter nahezu ungebrochen übernommen. Zu Betonen ist das ‚nahezu' – denn es gibt ein Element, das dieses Gefüge auflockert: Ninas Vorstellung von solidarischem Handeln. Dadurch dass Nina ein prinzipielles Interesse an ihren Mitmenschen hat, eine

bestimmte Form von Kollegialität pflegt – im Sinne gegenseitiger Unterstützung, jemanden fragen, wie es ihm geht, wenn man merkt, das was nicht in Ordnung ist – scheint sie in ihrem Kollegenkreis nicht isoliert zu sein. Obwohl manchmal in ihren Aussagen eine gewisse Traurigkeit mitschwingt, dass ihre Bemühungen, sich um andere zu kümmern nicht auf Gegenliebe stößt. Dennoch wird im Interview deutlich, dass sie um die Haltungen und Orientierungen ihrer Kollegen/innen weiß. Sie interessiert sich dafür und kann die verschiedenen Positionen widergeben. Diese Suche nach Gemeinschaft, die Sehnsucht dazuzugehören, ihre starke Orientierung an einem sozialen Miteinander ist eventuell für Nina ein *Möglichkeitsraum* im Holzkampschen Sinne, ihren eigenen Orientierungsrahmen zu erweitern.

7.3. Erzieherin Evi

7.3.1. Portrait Evi

Das Interview mit Evi findet an ihrem Arbeitsplatz statt: einem Büroraum einer Kindertagesstätte einer Kreisstadt. Sie hat schon Feierabend. Im Hintergrund hört man immer wieder noch dagebliebene Kinder durchs Haus toben. Evi möchte sich nicht mit der Kamera aufnehmen lassen, daher wird das Interview nur akustisch aufgenommen. Sie ist 31 Jahre alt, verheiratet und lebt in einer kleineren Stadt dreißig Kilometer von der Kreisstadt entfernt. Sie pendelt jeden Tag mit dem Zug zu ihrer Arbeitsstelle. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet sie dort erst ein halbes Jahr. Es ist seit Jahren ihr erster unbefristeter Arbeitsvertrag. Vorher hatte sie immer nur Jahresverträge. Sie arbeitet 30,4 Stunden in der Woche, was ungefähr einem Stellenumfang von 80% entspricht. Privat engagiert sich Evi sehr beim Jugend Rot-Kreuz. Sie kommt ursprünglich aus einer kleinen ländlichen Gemeinde. In dem Kindergarten, in dem sie selbst als Kind war, hat sie ihr Vorpraktikum gemacht. Ihre Kolleginnen waren Erzieherinnen, die bereits zu ihrer Kindergartenzeit dort gearbeitet haben. An dem Streik 2009, der in dem Bundesland sehr stark war, hat sie sich nicht beteiligt. Sie ist auch nicht Mitglied einer Gewerkschaft.

Evi hatte im Vorfeld den Interviewleitfaden erhalten. Das bedeutet das Konzept der ‚*sozialen Selbstverständigung*' (vgl. Kap. 3.3; 7.1): es geht nicht um spontane, impulsive Antworten, sondern um die Entwicklung von Gedanken, um die Initiierung eines Prozesses der Bewusstwerdung. Beim Interview lag der Leitfaden mit auf dem Tisch. Evi hatte sich einiges angestrichen und Notizen dazu gemacht. Dem Interview merkt man an, dass sie sich Gedanken gemacht hat zu den einzelnen Themen. Im Laufe des Interviews entsteht der Eindruck, dass der Grund, warum sie überhaupt bereit war, sich mit mir zu treffen, darin liegt, dass sie den starken Wunsch verspürt, über die Arbeitsbedingungen als Erzieherin zu berichten.

7.3.2. Lebensführung

Berufseinstieg

Evi wird nach ihrem Werdegang gefragt und vor welchen Herausforderungen sie heute steht, sowohl im Berufs- als auch im Privatleben. Sie beginnt gleich von ihrem Einstieg in den Beruf, ihrer Zeit als Vorpraktikantin.

> *„Ja… angefangen habe ich im Vorpraktikum noch Vollzeit … (lacht) … ähm. … Das war einfach noch zu einer Zeit, da war alles einfach noch so ganz locker, lässig, man spielt halt ein bisschen und des wars... also: den Eindruck hatte ich ganz zu Beginn, als ich mich entschieden hab, den Beruf erlern ich. Fand das einfach auch schön mit den Kindern gemeinsam den Tag zu*

verbringen. Noch überhaupt nicht mit dem Hintergrund wirklich auch die Entwicklung zu fördern, zu begleiten… gar nicht der Hintergrund." (NU-I-3: 16-24)

Ihre Erzählung beginnt beim Vorpraktikum. Sie webt gleichzeitig ihre eigene damalige Orientierung auf den Beruf „Erzieher/in" ein: mit Kindern den Tag verbringen, mit ihnen zu spielen, ohne Zielrichtung, daher „locker" und „lässig" – wie sie sagt. Damals war ihr nicht bewusst, was Kinderbetreuung auch heißen kann: Kinder individuell in ihrer Entwicklung zu fördern.

„Das hat sich son bisschen entwickelt dann auch während der Ausbildung. Also, ich bin während der Ausbildung immer wieder an Punkte gestoßen, wo ich für mich gemerkt hab, ähmm – wieso sagt mir das vorher keiner." (NU-I-3: 24-28)

Es gab offensichtlich immer wieder Momente mit Lernanreizen für Evi, über sich und ihren Beruf nachzudenken, ihre Orientierung auf den Beruf zu ändern. Sie berichtet weiter, dass in den jeweiligen Einrichtungen, in denen sie ihre Ausbildung gemacht hat, in unterschiedlicher Weise gearbeitet wurde. Das wäre für sie jedes Mal ein „Sprung ins kalte Wasser" (35) gewesen. Obwohl sie sich manchmal fragte, warum sie das nicht schon von Anfang an gelernt hat, fand sie es dennoch interessant (36-40). Warum diese Erfahrung für sie besonders war, erklärt sich aus dem Bericht über die Einrichtung, in der sie ihr Vorpraktikum absolviert hat:

„Also … ja… ich muss auch sagen, ich bin an einem kleinen Ort aufgewachsen, sehr dörflich und auch alles wirklich wie's früher war. Ich hab Kolleginnen bei mir in der Gruppe gehabt, das waren früher meine Erzieherinnen. Die haben damals angefangen und des waren dann meine Kolleginnen. Und es hat sich zu meiner Kindergartenzeit, bis ich dann tatsächlich selber dort gearbeitet hab, überhaupt nichts getan. Also – ja, man war halt die Spieltante, muss ich jetzt heute echt so sagen, war aber okay – also die Kinder waren ja glücklich und uns ging's auch gut. War prima." (NU-I-3: 49-58)

Evi zeichnet das Bild einer naiven Kindergarten-Idylle: es ging in erster Linie darum, mit den Kindern eine schöne Zeit zu verbringen. Das Bild der Erzieherin war das einer „Spieltante", wie sie sagt. Die Erzählung in der Vergangenheitsform zeigt, dass sie das heute anders sieht. Dennoch will sie darstellen, dass sie diese Version von Kindergartenarbeit auch nicht verurteilen möchte: denn eigentlich ging es allen gut, und die Kinder waren glücklich.

„Und gut … Personalschlüssel … muss ich also auch sagen: wir waren zwei Vollzeitkollegen und die Praktikantin in der Gruppe. Also das ist ja auch was, das gibt's nicht mehr. Und hab dann aber recht schnell schon im ersten Ausbildungsjahr dann gemerkt, okay, das muss wohl auch irgendwo anders sein, das kann nicht mehr nur so sein. Muss auch sagen, ich hab da viel auch persönlich für mich dazugelernt. Einfach so, ja, welchen Anspruch hat man denn auch fürs Kind, was möchte man denn fürs Kind. Das passiert ja nicht alles so allein." (NU-I-3: 58-67)

Evi benennt einen Grund, warum das Arbeiten in ihrer ersten Einrichtung – trotz fehlendem inhaltlichen Anspruch – so angenehm war: dort gab es einen guten Personalschlüssel. Diese Rahmenbedingungen – so ihre Erfahrung – sind nicht in allen Einrichtungen gegeben. Hier betont sie noch einmal

ihren eigenen persönlichen Lerngewinn in dieser Zeit: der qualitative Anspruch an die Arbeit genau hinzusehen, was man für das zu betreuende Kind erreichen möchte.
Ihre erste Arbeitsstelle nach der Ausbildung war in einer Kleinkindgruppe in der Kreisstadt, in der sie heute wieder arbeitet. Evi empfand es im Nachhinein als verantwortungslos, seitens des Trägers der Einrichtung sie als Berufsanfängerin als Fachkraft in einer Gruppe mit 10 Kindern unter drei Jahren arbeiten zu lassen. Rückblickend stellt sie fest, dass trotzdem alles gut ging (68-77).
Evis Orientierung auf ihr berufliches Selbstverständnis zeigt einen subjektiven Wandel auf: den Wandel von der Erzieherin als „Spieltante" hin zu einem Verständnis vom Erzieher/innenberuf als professioneller Pädagogin. Diese subjektive Wahrnehmung spiegelt die Entwicklung in der öffentlichen und fachlichen Diskussion um die Professionalisierung von Frühpädagogen/innen. Insbesondere seit den PISA-Veröffentlichungen, wird frühkindliche Betreuung immer stärker unter dem Fokus von Bildungsmöglichkeiten betrachtet. Ein Ausdruck dieser Veränderung in der öffentlichen Wahrnehmung, sind die Ausarbeitung länderspezifischer Bildungsprogramme für den Elementarbereich, die bis 2006 von nahezu allen Bundesländern in Deutschland vorgelegt wurden (vgl. Roos et al. 2007, 456f.; Wildgruber and Becker-Stoll 2011, 61). Dass der Wandel von der „Spieltante" zur/zum professionellen Frühpädagogin/en erst jetzt stattfindet, hat auch geschlechterbezogene Gründe, wie Werner Thole herausarbeitet. Allein die Tatsache, dass in dem Handlungsfeld frühkindliche Betreuung um die 97% der Beschäftigten weiblich sind, verweist auf bestimmte gesellschaftlich vorherrschende Deutungsmuster: die Betreuung von Kindern wird „immer noch an das Bild einer ‚verberuflichten Mütterlichkeit' gekoppelt" (Thole 2010, 210). In dem Wort ‚Spieltante', das Evi verwendet, wird dieser Zusammenhang deutlich: die Tante, die aufgrund ihres Geschlechts quasi natürlich die Fähigkeit mitbringt, mit Kindern zu spielen.
Für Evi hat sich durch die Professionalisierung der Arbeit im Kindergarten ganz subjektiv letztlich ein größerer Möglichkeitsraum hinsichtlich ihres professionellen Handelns aufgetan. Betrachtet man Evis Berufsfeld als *subjektiven Möglichkeitsraum* (Holzkamp; vgl. Kap. 3.3), wo der eigene *Begründungsdiskurs* sich auseinandersetzen muss mit den jeweiligen *gesellschaftlichen Bedingungen* und *bestimmten Alltags- und Wissenschaftsdiskursen*, lässt sich folgendes feststellen: Evis berufliche Orientierung hat sich in dem Maße erweitert, wie sich der gesellschaftliche und wissenschaftliche Diskurs hinsichtlich der frühkindlichen Pädagogik gewandelt hat. Bildung nimmt einen höheren Stellenwert ein, und damit steigt der Anspruch an die Tätigkeit als Erzieherin. Im gleichen Moment wird der Alltagsdiskurs einer ‚verberuflichten Mütterlichkeit' (Thole) aufgebrochen. Evi erkennt, dass in der Arbeit mit Kindern weit mehr möglich ist, als nur einfach „gemeinsam den Tag zu verbringen" (NU-3, Z. 22). Sie möchte etwas „fürs Kind" tun (NU-3, Z. 66), den Möglichkeitsraum des jeweiligen Kindes verstehen und erweitern. Dazu braucht es Raum für fachliche Reflexion und es bedeutet eine größere Verantwortung im Alltag. Evis Selbstbewusstsein bezüglich ihrer Arbeit ist gestiegen: sie kennt die Voraussetzungen, um als gute Erzieherin arbeiten zu können. Daher fließt bereits in ihrer Einstiegserzählung ihre grundsätzliche Kritik an den Rahmenbedingungen ein.

Es fällt auf, dass Evi auf die Frage nach ihrem Werdegang, die auch die persönliche Entwicklung im privaten, familiären Bereich einschließt, nur in Bezug auf ihre berufliche Ausbildung beantwortet. Das starke Motiv, sich überhaupt für dieses Interview zur Verfügung zu stellen, liegt in ihrer Kritik an den Rahmenbedingungen, die sie in ihrem Arbeitsbereich sieht. Das wird im folgenden Abschnitt des Interviews sofort zur Sprache gebracht.

7.3.3. Widersprüche in der Lebensführung

Arbeitsbedingungen

Die Widersprüche in ihren Arbeitsbedingungen sind das zentrale Thema des gesamten Interviews. Nach ihrer Erzählung über ihre Ausbildungszeit und ihren Berufseinstieg fährt sie fort, dass sie nachträglich der Ansicht ist, dass sie sich damals „durchgewurschtelt" hat – eine Herangehensweise, die heute nicht mehr in dieser Weise möglich wäre (81-85).

> *„Aber, was sich allein, da … also spätestens immer so nach 5 Jahren … getan hat, wie ich find immer zu einer guten professionellen Richtung hin. Leider haben sich im Gegenzug dazu die Bedingungen doch immer mehr auch verschlechtert. Also, wenn ich überleg, wo man früher wenig Anspruch hatte, dafür aber viel Personal, ist es heute einfach genau umgekehrt: der Anspruch ist sehr hoch, was ich gut find, aber der Personalschlüssel entspricht dem nicht mehr. Man kann diesem hohen Anspruch einfach nicht gerecht werden." (NU-I-3: 85-94)*

Evi skizziert zwei Entwicklungen in ihrem Berufsfeld: einerseits wird die Erziehung von Kleinkindern sehr viel stärker pädagogisch hinterfragt und methodisch aufgewertet. Andererseits haben sich gleichzeitig die Arbeitsbedingungen verschlechtert. Dies führt zu dem Widerspruch, dass der Anspruch an die Tätigkeit gestiegen ist, aber nicht genügend Personal eingestellt wird, diesem Anspruch gerecht zu werden. Evi betont, dass sie die Entwicklung zu mehr Qualität in ihrem Beruf persönlich sehr gut findet. Die Umstände lassen es aber nicht zu, diesem Anspruch auch gerecht zu werden. Das ist der Grund, warum sie persönlich Druck in ihrer Arbeit empfindet. Sie fährt fort:

> *„Und des ist auch was, was mich persönlich in meiner Arbeit unter Druck setzt. Ich hätte gerne mehr umgesetzt, ich würd gerne mehr für die Kinder tun, mit den Kindern machen, und merk aber ständig, also entweder bring ich viel Privatzeit mit ein oder es muss halt das ein oder andere wegfallen." (NU-I-3: 94-99)*

Die individuelle Förderung der Kinder ist aufgrund der vielen anderen Aufgaben nur eingeschränkt möglich. Sie muss für sich entscheiden, ob sie unbezahlte Arbeitszeit investiert oder an welchen anderen Aufgaben sie Abstriche macht.

Im Folgenden fragt die Interviewerin Evi zu ihrer Berufsbiografie, inwieweit ihre Beobachtung der Verschlechterung der Arbeitsbedingungen sich von Stadt zu Stadt, Träger zu Träger unterscheiden. Evi hat bereits in vielen Einrichtungen und verschiedenen Städten gearbeitet. Sie fasst ihre Überlegungen zusammen:

„Wobei ich schon sagen muss, also so schlecht, wie die Personalsituation in {Kreisstadt A} ist, kenne ich sie von nirgends. Also auch jetzt … ich hab noch viel Kontakt zu Kolleginnen in anderen Landkreisen … Ja, wo man eher wieder zu dem Personalschlüssel kommt, wie es früher war. Also ich weiß zum Beispiel in {Stadt X}, wo ich wohn, ähm, ist der Personalschlüssel relativ hoch, ich mein sogar höher als er überhaupt den guten Empfehlungen entspricht. Und die sind da auch sehr bemüht, des so aufrecht zu erhalten." (NU-I-3: 125-133)

Evi berichtet, dass die Bedingungen in den Einrichtungen sehr unterschiedlich sind. Über Kontakte zu ehemaligen Kollegen/innen weiß sie, dass andere Gemeinden bzw. Träger versuchen, einen hohen Personalschlüssel beizubehalten.

„Weiß nicht, ob's dran liegt, dass … dort Leute sind, die über das mitentscheiden können, die selber Sozialpädagogik einfach studiert haben, und nicht reine Verwaltungsleute sind, die halt sehen, aha auf dem Papier steht's so, also halten wir das ein. Da sitzt einfach einer, der genau weiß, okay, wenn ich einen guten Personalschlüssel hab, erspar ich mir vieles, vieles andere, ich brauch viel weniger Vertretungskräfte, weil vieles schon vom Team an sich aufgefangen werden kann, wenns denn notwendig ist. Und ich hab ein zufriedeneres Personal, weil sie ausgeglichener sind." (NU-I-3: 133-144)

Evi spricht hier aus Sicht eines Mitarbeiters der Verwaltung. Gleichzeitig lässt sie ihre eigene fachliche Sicht einfließen: ein guter Personalschlüssel bedeutet nicht nur eine bessere Betreuung der Kinder, sondern wirkt sich auch positiv auf die Belastbarkeit und die Zufriedenheit des Teams aus.

Später im Interview konkretisiert Evi die Situation in ihrer jetzigen Einrichtung und erzählt über die Politik des kommunalen Trägers.

„Also es ist ja einmal die Verfügungszeit gekürzt, … um einfach auch Personalstellen neu schaffen zu können für die Krippenbetreuung. Das ist ja das Eine. Aber zusätzlich wurde eben auch 10% Personal gekürzt. In Allem. … Auch… was Beschaffungen angeht. Unsere … einfach in Allem 10% weniger. Und diese Kombination von beidem oder von allem, das macht es letztendlich so ganz schlimm." (NU-I-3: 772-779)

Die Kürzungen sowohl beim Personal als auch bei den Beschaffungen haben die Situation maßgeblich verschärft. Evi meint im Folgenden, dass es natürlich Ausgleichsmöglichkeiten gibt. Sie selbst sei mit ihrer Verfügungszeit immer sehr gut zurechtgekommen.

„Es gibt Zeiten im Jahr, Weihnachten, kurz vorm Sommer, wo es ein bisschen mehr ist. Aber es gibt auch Zeiten im Jahr, wo ich noch nicht mal die neun Stunden annähernd erreiche. Und des ist was… also so viel Idealismus, denke ich, bringt man als Erzieherin immer mit, dass man auch mal ein, zwei Stunden mehr hat, als man vielleicht müsste. … Und … es ist jetzt gekürzt auf sieben-einhalb bei den 100%-Kräften, ich hab für mich 5,5 Stunden oder fünf Stunden Verfügungszeit und 25 Stunden … (I: Kontaktzeit) … Kontaktzeit. Ich für mich komme sehr gut zurecht. Ich habe aber bis jetzt auch noch kein Elterngespräch geführt. Jetzt für diese kurze Zeit.

Es geht noch. Ja? … Ich weiß aber, dass andere mit ihrer Verfügungszeit wirklich am Rande ihrer Möglichkeiten sind." (NU-I-3: 785-798)

Evi relativiert für sich die Bedeutung der Verfügungszeit. Je nach Saison im Kindergartenjahr braucht man mehr oder weniger Verfügungszeit. Gleichzeitig schwingt an dieser Stelle ihr Berufsethos als Erzieherin mit, dass man genügend Idealismus besitzen und freiwillig ein oder zwei Stunden mehr Arbeit leisten sollte. Evi selbst kommt mit der Kürzung zurecht, gesteht aber ein, dass das evtl. auch daran liegt, dass sie noch nicht so lange in der Einrichtung tätig ist und bestimmte Arbeiten noch nicht übernommen hat. Ihre Kollegen/innen hätten jedoch sehr mit der kürzeren Verfügungszeit zu kämpfen.

Die Arbeiten, die zusätzlich zur konkreten Betreuung der Kinder anfallen, müssen nun auf weniger Kollegen/innen verteilt werden. In Evis Beschreibung wird deutlich, dass diese Arbeiten einen eigenen Stellenwert haben, eigene Ressourcen verlangen, und dass es eigentlich schwierig ist, hier die Effizienz zu steigern (NU-3: 801-806).

„Und gerade in dem Bereich Kinderbetreuung oder auch in… außerschulischer Betreuung in irgendwelcher Form, bin ich halt absolut davon überzeugt, dass es eher Kosten schafft, als Kosten zu senken, wenn ich am Personal und an der qualitativ guten Betreuung anfange zu kürzen. Weil irgendwo dann einfach das zu einer anderen Stelle wieder raus muss, die wesentlich mehr kostet und vielleicht auch einfach blödere Auswirkungen hat. Ja also. Wenn ich hier nicht intensiv im Alltag auf Kinder eingehen kann, die ein bisschen mehr Unterstützung brauchen, wo ich auf der anderen Seite, vielleicht auch später, wesentlich mehr Anstrengung und teurere Anstrengung, um das alles wieder in ein … in ein sozialverträgliches Lot zu bringen. Und das ist was… also das muss einfach auch jedem klar sein, der solche Dinge anfängt zu beschließen…" (NU-I-3: 806-820)

Evi schließt ihre Ausführungen hier mit einer Einschätzung der Bedeutung von Kinderbetreuung im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang. Sie argumentiert rein wirtschaftlich: ihrer Ansicht nach zieht das Kürzen von Geldern im Bereich der Kinderbetreuung höhere gesellschaftliche Folgekosten nach sich. Sie bräuchten die Zeit, um sich gerade um Kinder mit erhöhtem Betreuungsbedarf kümmern zu können. Ist dieser Einsatz nicht möglich, würde sich das im späteren Leben dieser Kinder bemerkbar machen und letztlich höhere Kosten – aufgrund von anderen Maßnahmen – verursachen. In diesem Begründungsdiskurs reproduziert Evi den medial sehr präsenten Diskurs über den „Rohstoff Bildung", der maßgeblich für die Zukunft des Wirtschaftsstandorts Deutschland von Bedeutung ist. Insbesondere im Zuge der Diskussion um „verhärtende Armut" wird Bildung von hiesigen Meinungsmacher/innen immer als Gegenmittel herangezogen (vgl. Kaphegyi 2013, 99-101). Evi nutzt die Argumentation des Diskurses für ihr eigenes professionelles Verständnis einer guten Kinderbetreuung. Schlussendlich ist ihre Aussage: wenn vom Wirtschaftsstandort Deutschland gesprochen wird, dann darf an frühkindlicher Betreuung nicht gespart werden.

In Bezug auf Evis Berufsfeld als *subjektiver Möglichkeitsraum,* lässt sich in Bezug auf ihren *Begründungsdiskurs* folgendes feststellen (Holzkamp; Kap. 3.3): in Evis Ausbildungszeit gab es Momente der *überschreitenden Orientierung* (vgl. Kap. 4.1), als die ‚Spieltante' abgelöst wurde von der Erzieherin, die fachlich den Möglichkeitsraum des jeweiligen Kindes analysiert und ihm zur Seite steht, diesen zu erweitern. Dennoch ordnet sie dieses erweiterte Selbst-Bewusstsein ihrer Tätigkeit einem anderen hegemonialen Diskurs unter. Sie führt in ihrem Begründungsdiskurs den Aspekt des gesamtgesellschaftlichen Werts ihrer Arbeit an – wie sich ihre Arbeit wirtschaftlich ‚rechnen' würde, würde man ihr die richtigen Bedingungen schaffen. Evi hat eine Vorstellung vom ‚*eigentlichen Leben*' (Holzkamp, Kap. 2) in ihrem Beruf als Erzieherin. „Erziehung, die die verändernde Handlungsfähigkeit des Menschen im Auge hat, (…) muss auf ein menschlich qualitatives Glück verweisen." (Heydorn 1980, 66) Dennoch scheint es, als ob sie der Stärke dieses Bildes selbst nicht traut. Den Möglichkeitsraum eines Kindes zu erkennen und zu erweitern, ist ein Wert an sich – da braucht es eigentlich keine gesamtgesellschaftliche Kosten-Nutzen-Rechnung.

7.3.4. Umgang mit den Widersprüchen: Trennung Privat und Beruf

Nach dem Einstieg über ihre berufliche Entwicklung und ihrer Schilderung der Widersprüche in ihrem Arbeitsbereich wird sie gefragt, wie sich ihr Leben außerhalb des Berufs entwickelt hat. „Eigentlich gut!" antwortet sie lachend (159).

> *„Ja, ich kann da nicht klagen. Trotz allem, wie auch der Druck im Beruf wächst, ich merke das schon. Aber ich hab schon auch den Eindruck, es belastet mich weniger als manche Kollegen. Also … ja, ich denk mir halt immer wieder: was soll ich klagen. Wenn ich andere Berufe sehe, die auch so schlecht bezahlt sind wie unser Beruf, die aber allein schon körperlich und auch, ja, unter ganz anderen Bedingungen schwerer arbeiten müssen als wir, finde ich's noch ok. Also … ja … Hauptsache man hat einen Job." (NU-I-3: 163-171)*

Obwohl der Druck zunimmt – so betont Evi – würde sie im Vergleich zu anderen Kollegen/innen die Belastung nicht ganz so stark empfinden. In Bezug auf andere, physisch stärker belastende Berufe findet sie die Rahmenbedingungen „noch" in Ordnung: „Hauptsache man hat einen Job". Diese grundlegende Orientierung auf das Berufsleben hängt die Latte sehr tief: es werden keine individuellen Ansprüche an eine ‚gute Arbeit' gestellt. Hinter diesem Satz stehen viele verschiedene Alltagsdiskurse: Bescheidenheit aber vor allem der Diskurs, lieber irgendeinen ‚Job' als arbeitslos sein. Evi fährt fort:

> *„Und Privat: ja, lass ich das halt einfach auch weg. Also, was ich jetzt auch für hier ganz speziell merk, seit ich jetzt hier in {Kreisstadt A} arbeite, fahre ich mit dem Zug. Und des ist, bis ich daheim bin vorneweg ne Stunde. Und des hilft mir richtig gut, gar nicht so bewusst, aber ich merk des, dass mir des gut tut, das hilft mir, alles was hier ist, hier zu lassen und bis ich daheim bin, bin ich privat. Und dann ist das aber auch so. Und des ist auch hier jetzt zum ersten Mal so, dass wir die Verfügungszeit eigentlich komplett im Haus ableisten sollen, und auch des*

macht viel aus. Wenn ich eben nicht zu Hause meine sieben Stunden Verfügungszeit noch hab. Und eigentlich ja wirklich Arbeit mit heim nehme. Also wenn ich heim komme, dann bin ich privat. Und dann ist, was Kindergarten war, auch weg. Ich kann mir im Zug noch ein paar Gedanken machen, wenn blöde Situationen waren, oder wenn es Kindern grad nicht so gut geht und wenn ich in {Stadt X} aus dem Zug aussteige, lass ich das weg. Und da merk ich einfach, das tut mir gut. Ja, so…" (NU-I-3: 171-189)

Evi findet den Ausgleich zu ihrem Beruf in der strikten Trennung von der Erwerbsarbeits- und der Reproduktionssphäre. Sie schafft es in ihrer Lebensführung die beiden Bereiche völlig voneinander getrennt zu halten. Dabei hilft ihr zum einen die einstündige Zugfahrt bis sie zu Hause ist. Sie betont, dass ihr diese Zeit im Zug gut tut. Zu Hause ist sie dann ganz „privat". Zum anderen sind die Mitarbeiter/innen dazu angehalten, ihre Verfügungszeit in der Einrichtung abzuleisten. Das bedeutet für sie, dass sie zu Hause tatsächlich auch nichts mehr vor- oder nachbereiten muss.

In arbeitssoziologischen Untersuchungen wird davon ausgegangen, dass die Trennlinien zwischen privatem und beruflichem Lebensbereich immer mehr verschwimmen, dass es zu zeit-räumlichen Entgrenzungen zwischen diesen Lebenssphären kommt (vgl. Jurczyk, Lange, and Szymenderski 2005; Jurczyk and Oechsle 2008, 27). Offensichtlich hat Evi diese Erfahrung in früheren Beschäftigungsverhältnissen gemacht, wenn sie ihre Aufgaben, die sie in ihrer Verfügungszeit zu erledigen hat, zu Hause abgearbeitet hat. In der Forschung wird zudem von „Spillovers" gesprochen. Diese bezeichnen den Emotionstransfer zwischen den jeweiligen Lebensbereichen (vgl. Jurczyk, Lange, and Szymenderski 2005, 15). Es gehört zum Beruf der/des Erziehers/in, professionell fürsorglich zu sein. Erzieher/innen stehen unter hohem emotionalem und psychischem Stress. In Evis Bewältigungsstrategie in ihrer *Lebensführung* ist die lange Zugfahrt ihre Möglichkeit, die Tageserlebnisse auch emotional zu bewältigen. Die Zugfahrt ist eine Übergangsphase, in der das Nachdenken erlaubt ist. Dann aber werden die Gedanken und Sorgen regelrecht verbannt. Sie hat für sich eine Form des Loslassens entdeckt, die ihr subjektiv sehr hilft, sich ganz auf die anderen Aspekte ihres Lebens einzulassen.

Evi wird gefragt, ob sie eigene Kinder hat.

„Nee, noch nicht… (atmet laut aus) Das macht vielleicht auch noch was aus. Ja? Ich komme wirklich heim und kann dann ich sein. Ja, und … wenn mein Mann was will, dann kann er entweder das gleich haben oder er muss halt auch warten. Also dann so Dinge wie, was kochen wir denn heut? Also keine Ahnung, überleg Du Dir was… Oder ich sag, ja weißt du was, ich koch jetzt was. Also des kann ich einfach, wenn es nur Erwachsene sind, anders entscheiden, als wenn wirklich dann Kinder da sind … ja … die auf einen angewiesen sind. Ich glaub das macht auch nochmal ein stückweit was aus…" (NU-I-3: 193-203)

Evi hat noch keine Kinder und folgert, dass dieser Umstand dazu beiträgt, dass sie die Möglichkeit hat, frei über ihre Zeit zu bestimmen. Hier deutet sich auch ein bisschen an, wie die Beziehung zwischen ihrem Mann und ihr im Alltag gelebt wird: Wünsche des Partners werden erfüllt, wenn ihr danach ist. Offensichtlich fühlen sie sich auch beide für das Abendessen zuständig. Es scheint, dass Evi

diese Möglichkeit zur Selbstbestimmung in ihrer freien Zeit sehr genießt. Die Interviewerin fragt danach, was es für Evi heißt, ‚ich zu sein', wo der Unterschied zur Erzieherin Evi liegt.

> *„Ja, also, kann ich ich sein: kann ich das tun, was ich jetzt möchte. Des ist so das. Also ich brauch jetzt nicht mehr gucken, was brauchen jetzt andere und… wo muss ich jetzt, sondern, ich kann einfach sagen, ok, was will ich denn jetzt. Und wenn ich nur aufs Sofa liegen will, dann lieg ich nur aufs Sofa. Und wenn ich das Bedürfnis hab, ich müsste jetzt die Wohnung putzen, dann putze ich die Wohnung. Also, ja … und keiner sagt mir aber, oder… signalisiert mir ganz klar, jetzt muss des zuerst passieren, bevor wieder andere Dinge sein können. Das ist glaube ich ein ganz wichtiger Punkt. Also des ist, was mir ganz sehr, sehr gut tut." (NU-I-3: 208-218)*

Der Unterschied zwischen Evi als Erzieherin und Evi privat zu Hause liegt in mehreren Dimensionen. Eine Dimension ist die wesentliche *Spannung der Lebensführung*: in der Frage nach *Fremdbestimmung* und *Selbstbestimmung* im Zusammenhang mit der Verfügung über die Zeit (vgl. Kap. 2). Im Beruf fühlt sich Evi fremd bestimmt, es gibt bestimmte Anforderungen, Erfordernisse, denen man gerecht werden muss. Zu Hause kann Evi im Gegensatz hierzu selbst bestimmen, was sie mit ihrer Zeit anstellt. Es gibt auch zu Hause Arbeiten, die erledigt werden müssen, wie das Reinigen der Wohnung oder die Zubereitung des Essens. Aber die Entscheidung, wann man diese Aufgaben angeht oder erst sich auf dem Sofa ausruht, liegt bei ihr selbst. Es gibt niemanden, der ihr Anweisungen gibt – oder zumindest signalisiert, dass sie jetzt eigentlich etwas anderes tun müsste. Die zweite Dimension ist die ‚*Sorge um Andere*' im Gegensatz zur ‚*Sorge um sich*'. Der Beruf Erzieherin ist geprägt von der ‚Sorge um Andere': im Berufsalltag muss man ständig die Bedürfnisse Anderer im Blick haben und seine eigenen hintanstellen. Darüber hinaus sind Erzieher/innen mit Konflikten, Problemen und Leid konfrontiert, die Emotionen auslösen, mit denen sie professionell umgehen müssen (vgl. auch Fuchs and Trischler 2008, 9). Aufgrund von Untersuchungen über den Alltag von Pflegekräften haben Soziologinnen herausgearbeitet, dass für die Herausbildung eines ‚Ethos fürsorglicher Praxis', die Fähigkeit sich abzugrenzen und eigene Bedürfnisse wahrzunehmen eine wichtige Rolle für die Qualität der Fürsorgebeziehungen spielt. Erst durch diese Selbstsorge können die hohen Reflexionsanforderungen, welche die Fürsorgetätigkeiten erfordern, bewältigt werden (vgl. Nowak 2011, 383). Diese Feststellung lässt sich sicherlich auch auf den Beruf des/der Erziehers/in übertragen.

Abends zu Hause, hat Evi die Möglichkeit danach zu sehen, was ihr selbst gut tut – sie kann sich um sich selbst sorgen. Sie hat eine Orientierung auf die ‚Sorge um sich' entwickelt, um sich von den Anforderungen im Berufsalltag abzugrenzen. Damit handelt es sich um eine Strategie, um mit verschiedenen Formen der *Überforderung in der Lebensführung* (vgl. Kap. 2) umzugehen. Durch die permanente ‚Sorge um Andere' besteht die Gefahr einer „psychischen Überforderungen", wie Erzieher/innen immer wieder betonen (vgl. Fuchs and Trischler 2008, 5).

Es gibt darüber hinaus aus ihrem privaten Umfeld ebenfalls immer wieder Anforderungen, anhand derer sie lernen musste herauszufinden, sich abzugrenzen. Das zeigt sich in folgendem Abschnitt:

„Ja … auch sämtliche Privattermine … Dinge … also ich hatte ganz lange … Schwierigkeiten damit, wenn noch ein Platz im Terminkalender frei war, trotzdem zu sagen, nee, mach ich jetzt nicht auch noch. Und mittlerweile kann ich das sehr gut. Also hab ich auch lernen müssen, aber weil ich auch mittlerweile denk, man kann nicht jeden Abend irgendeine Verpflichtung haben und dann noch was drauf und am Wochenende dann auch noch – irgendwann ist gut. Und dann gehen manche Sachen auch nicht. Ja … muss halt dann auch so sein." (NU-I-3: 219-228)

Evis Hinweis auf die Anforderungen aus ihrem privaten Umfeld verweist auf eine weitere Dimension in der *Frage nach Fremd- und Selbstbestimmung*: die *Überforderung in der Reproduktionssphäre*. Regine Becker-Schmidt kritisiert in einem Artikel ihre Kollegen/innen in der Arbeitssoziologie, dass sie nur die „Subjektivierung der Arbeit" im Blick hätten und vertritt die These, dass die „gesellschaftliche Inanspruchnahme von Subjektpotentialen" auch die Privatsphäre betrifft (Becker-Schmidt 2007, 256): das zeigt sich in den gestiegenen kulturellen Ansprüchen im Haushalt, in Bezug auf verschiedene Fürsorgetätigkeiten aber vor allem an eine ausgewogene Lebensführung. Diesen Ansprüchen gerecht zu werden gelingt nur durch ein hohes Maß an innerer Motivation und selbst gesteuerten Lernprozessen (ebd.). In Evis Fall sind es vor allem eigene und von außen kommende Ansprüche an ihr soziales Engagement, die oben genannte Bewältigungsstrategien bei ihr herausgefordert haben, wie sich im nächsten Abschnitt zeigen wird.

Ausgleich zum Beruf: Engagement beim Roten Kreuz

In der letzten Aussage hört die Interviewerin heraus, dass es sich um besondere Anforderungen in der Reproduktionssphäre handeln muss. Das Wort „Verpflichtung" in Zusammenhang mit „Terminkalender" deutet mehr an als nur private Treffen innerhalb der Familie oder im Freundeskreis. Daher fragt sie Evi, ob sie sich in einem Verein engagiert. Evi antwortet:

„Ja. Wir sind beide … also mein Mann und ich … beide sehr engagiert im Rot Kreuz. Mein Mann ist Bereitschaftsleiter bei uns, ich mach das Jugendrotkreuz im Ortsverein. Mein Mann arbeitet allerdings auch auf der Rettungswache in {Stadt X}. Also er kann das miteinander gut verbinden. … Aber das sind eben gerade so Punkte … ja, als Frau des Bereitschaftsleiters muss man ja auch mit gutem Beispiel vorangehen, wo ich mir mittlerweile auch denke, nö. … Ich bin ich! (lacht kurz; unverständliches Wort)" (NU-I-3: 233-240)

Offensichtlich hat Evi die Erfahrung gemacht, dass viele Erwartungen an sie als Ehefrau des Bereitschaftsleiters gestellt werden und der diffuse allgemeine Wunsch existiert, dass sie sich sehr stark in ihrer Roten Kreuz Ortsgruppe einbringt. Von dieser Rolle möchte sie sich abgrenzen. Mit Nachdruck sagt sie „Ich bin ich!" (240) Evi möchte nicht nur als Ehefrau des Bereitschaftsleiters gesehen werden, sondern als eigenständige Person.

„Also, natürlich gucke ich schon … also den Anspruch habe ich an mich selber, wenn ich was mache, möchte ich es gern richtig machen, oder ich muss es mir überlegen, ob ich es nicht lasse. … Und von daher, guck ich dann schon, wenn ich dann tatsächlich auch Zeit habe, engagier

ich mich auch. Wenn ich aber für mich merk – och, der Termin auch noch – dann muss ich es lassen. Und lass es dann einfach. Also mittlerweile haben wir auch eine gute Gruppe beieinander, wo jeder seinen Teil dazu beiträgt. Und dann fühlt man sich schon weniger verpflichtet. Das ist auch was, was ich über die Jahre hin hab einfach lernen müssen, je mehr man selber macht, umso weniger tun die anderen dafür, und wenn jeder ein bisschen was gibt, klappt's wunderbar. (...) Und die sind dann auch eher bereit, wenn sie was machen dürfen." (NU-I-3: 241-259)

Evi formuliert ihren eigenen Anspruch an ihr ehrenamtliches Engagement: wenn sie sich bereit erklärt, eine Aufgabe zu übernehmen, dann möchte sie das auch gut machen. Das Engagement in den Aufbau der Ortsgruppe zahlt sich mittlerweile aus: offensichtlich herrscht ein Klima, in dem sich jede/r verantwortlich fühlt. Evi skizziert damit auch ihren eigenen Lernprozess: es schwingt mit, dass sie offensichtlich dazu geneigt hat, viel mehr Aufgaben zu übernehmen als die anderen Gruppenmitglieder. Jetzt weiß sie, wenn jede/r mit anpackt, verteilt sich die Arbeit und damit die Belastung.

Evi hat in ihrem Engagement offensichtlich Zeiten der *Überforderung* erlebt. Sie hat ein ausgeprägtes Pflichtbewusstsein. Das Engagement beim Roten Kreuz ist eine verantwortungsvolle Tätigkeit. Evi berichtet über ihre Einsätze in der Faschingszeit und die weniger beliebten Einsätze bei Fußballspielen am Wochenende. Offensichtlich ist dieses Engagement auch ein verbindendes Element in ihrer Beziehung zu ihrem Mann (Z. 263-281). Evis Lern- und Bewältigungsprozess, sich aus dieser Überforderung herauszuwinden, geschieht über zwei Wege: zum einen hat sie gelernt, die anderen Ehrenamtlichen in der Ortsgruppe stärker mit einzubinden, die Verantwortung abzugeben. Zum anderen ist ihr Engagement in ihrem *Begründungsdiskurs* Teil ihrer Freizeit. Sie wird gefragt, ob sie viel Zeit in ihrem ehrenamtlichen Engagement verbringt:

„Ja. Irgendwie schon. Also. Relativ. Aber es ist ok. Also das sind alles gute Freunde von uns, die da mit dabei sind. Und ... somit verbind ich das einfach. Also andere treffen ihre Freunde und gehen ein Kaffee trinken, machen dies, machen jenes. Wir treffen uns und machen gemeinsam unseren Dienst. Und dann passt des auch wieder. Also das ist jetzt nichts, was ich irgendwie so als Verpflichtung ansehe oder reine Verpflichtung. Es ist immer auch ganz viel Freizeitvergnügen. Des ist wirklich mein Hobby, des ist nicht mein Ehrenamt, das ich da hab, das ist einfach mein Hobby. Dann macht man das anders, als wenn man es müsste. So… Ja?" (NU-I-3: 286-296)

Der Verein ist für Evi zu einem Freundeskreis geworden. Daher ist es für sie keine reine Verpflichtung. Offensichtlich liegt hier auch ein Unterschied zu den Anforderungen in der Berufssphäre: in ihrem Begründungsdiskurs ist ihr Engagement ihr Hobby, sie macht es freiwillig, selbstbestimmt – und deshalb geht sie an diese Anforderungen anders heran, als wenn diese von anderen Stellen angeordnet werden. Letztlich entwindet sie sich mit dieser inneren Begründung der ‚Anforderung an eine ausgeglichene Lebensführung', sich ein erfülltes Privatleben mitsamt sozialen Beziehungen und Freundschaften aufzubauen. Würde sie dies nicht in der Weise für sich begründen können, stünde sie

unter Druck, sich zusätzlich zu Erwerbsarbeit und Engagement einen Freundeskreis aufzubauen und zu pflegen.

Andererseits erlebt Evi etwas in ihrem Engagement, das über Freizeiterfahrungen in einer konsumorientierten Gesellschaft hinausweist: in einer Gruppe gemeinsam etwas bewirken; miteinander kommunizieren und kooperieren; affektive Beziehungen aufbauen. Dies alles gehört zu der immateriellen Arbeit, der Antonio Negri und Michael Hardt viel Bedeutung beimessen – als Hort für eine mögliche gesellschaftliche Veränderung. Bestimmte Formen immaterieller Arbeit entziehen sich den Beschränkungen des Ökonomischen und zielen auf die Produktion gesellschaftlichen Lebens (vgl. Hardt and Negri 2004, 84f.; Kap. 4.2). Ehrenamtliches Engagement beim Roten Kreuz verbreitet Techniken und Wissen, wie man bei Unfällen schnell Hilfe leisten kann. Die ‚Sorge um Andere', die Sorge um die Gesundheit Anderer ist hier das zentrale Augenmerk. Das ist die Aussicht auf ein *überschreitendes Moment* in Evis Engagement.

7.3.5. Aspekte der Lebensführung: Was bewegt Evi (Orientierung)? Was bedeutet solidarisches Handeln für Evi?

Orientierung: Identifizierung mit der Erwerbsarbeit

Ein wesentlicher Antrieb, sich für das Interview bereit zu erklären, waren für Evi die Widersprüche in ihrem Beruf. Aufgrund einer Formulierung, dass sie es schade findet – gerade auch für die Kinder in der Einrichtung – dass sie für viele Aktivitäten, die sie gerne machen würde, einfach keine Zeit hat (Z. 306 – 310), fragt die Interviewerin sie, wie denn ein idealer Arbeitstag für sie auf der Gruppe aussehen würde.

> *„Also was mir wahnsinnig fehlt, ist der intensive Kontakt zu einzelnen Kindern. Wenn ich … wenn ich mir ein Kind jetzt speziell vorstelle, und ich denk einfach, ihm würde es gut tun, wenn er eine ganz feste Bezugsperson hätte, die auch die Zeit hat, ihn zu begleiten. Also wirklich, nicht unbedingt nur an der Hand, aber dort wo das Kind spielt, dass man sich dann dort auch aufhalten kann. Und wenn man dann in dem Raum zu zweit wäre, ja? Dann kann die andere Kollegin, das tun, was sie sowieso tun würde. Und ich könnte zum Beispiel dann … ja, ganz intensiv das Kind beobachten, wirklich auch sehen, wo liegt denn gerade sein Problem, warum hat er ständig Auseinandersetzungen mit anderen und warum kommt er da selber net irgendwie weiter, einfach um ihm dann die Möglichkeit zu geben irgendwelche Handlungsalternativen anzubieten." (NU-I-3: 320-334)*

Als gelernte Erzieherin weiß Evi, dass jedes Kind seine eigenen individuellen Entwicklungspfade geht und dass die Bewältigung von Konflikten manchen Kindern leichter fällt als anderen. Der Möglichkeitsraum eines Kindes braucht besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge. Der Bildungstheoretiker Heinz-J. Heydorn drückt diesen Anspruch an Kindererziehung wie folgt aus: „Bei aller Bedeutung der gesellschaftlichen Bedingung und des wachsenden Gewichts kollektiver Erziehungsformen, hat es alle Erziehung mit dem direkt angesprochenen Menschen, mit dem Menschen als Gegenüber zu tun. (…)

Sie spricht den Menschen im Sinne einer *lebenslangen Möglichkeit* an.“ (Heydorn 1980, 65; Hervorhebung L.B.) Zwischen den Zeilen taucht hier Evis Sehnsucht nach dem ‚*eigentlichen Leben*‘ (Holzkamp, Kap. 2) als Erzieherin auf – die Sehnsucht nach Zeit für Beziehungen zu den einzelnen Kindern. Sie fährt fort:

> *„Also des ist ein Punkt, der fehlt mir ganz, ganz arg. Immer wieder zu sehen, jetzt gibt es da schon wieder Krach, oder jetzt gibt's da schon wieder Unzufriedenheit und ich habe überhaupt keine Möglichkeit mal zu erfassen, an was liegt's denn jetzt. Solche Sachen sind's. Ich kann natürlich jederzeit einfach sagen, ich nehm mir jetzt diese fünf Kinder und wir machen gemeinsam ein Spiel. Das geht. Aber, das ist gar nicht das, was mir so sehr fehlt. Es ist eher so wirklich mit ansehen zu müssen … wir hätten die Ausbildung dazu, wir hätten das Potenzial, das persönliche Potenzial, Dinge anders sich entwickeln zu lassen. Und wir können es gar nicht einsetzen, weil uns die Zeit dazu fehlt. Weil dann einfach … ja, wenn ich das natürlich mach, ein Kind intensiv zu begleiten, sind zehn andere, die komplett auf der Strecke bleiben, oder wo es halt auch klemmt. Sozusagen. Des ist was … ja.“ (NU-I-3: 334-349)*

Evi schätzt an ihrem Beruf das Wissen, was Kinder in ihrer Entwicklung unterstützt. Dieses professionelle Handeln braucht einen Möglichkeitsraum, um sich entfalten zu können.

Mit dieser Interviewstelle wird deutlich, auf welche Weise Evi sich mit dem Beruf identifiziert. Es ist eben nicht nur ein „Job“, wie sie an anderer Stelle sagt (Z. 171). Sie hat in ihrer Ausbildung viel gelernt, hat mitbekommen, wie sich auch das Berufsbild der Erzieherin in den vergangenen Jahren gewandelt hat, welche qualitativen Anforderungen an eine Erzieherin gestellt werden. Diese Entwicklung schätzt sie, wie sie gleich zu Anfang des Interviews betont hat (Z. 49-67). Gleichzeitig empfindet sie den Widerspruch zwischen den gestiegenen Anforderungen und den tatsächlichen Rahmenbedingungen. Evi fühlt sich letztlich in ihrem professionellen Handeln ausgebremst.

Befragungen von Erzieherinnen zeigen, dass viele Erzieher/innen diesen Mangel an Zeit für einzelne Kinder bedauern bzw. dass die Gruppengröße letztlich zu groß ist, um einzelnen Kindern gerecht zu werden (vgl. Fuchs and Trischler 2008; Rudow 2004). Die Interviewerin fragt Evi nach dem Personalschlüssel in ihrer Einrichtung. Sie berichtet, dass sie keine festen Gruppen in der Einrichtung haben, sondern dass ein „offenes Konzept“ verfolgt wird (Z. 354). Rechnet man das Personal um auf die Anzahl der Kinder, kommen 1,8 Fachkräfte auf 20 Kinder. Dazu kommt eine Praktikantin, die kostenlos für vier Stunden am Tag in der Einrichtung arbeitet, die vom Kollegium als Entlastung empfunden wird und die fehlt, wenn sie nicht kommen kann. Es gibt seit einigen Monaten eine Küchenkraft, die sich um das Mittagessen kümmert. Diese Tätigkeit hätte das pädagogische Personal zuvor ebenfalls stemmen müssen (Z. 353-393).

In der Studie „Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich (U35)“ war ein zentrales Ergebnis, dass sich die Befragten mit ihrem Beruf stark identifizieren (vgl. Held et al. 2011, 64ff.). In Bezug auf die Orientierungen, die statistisch in einem positiven Zusammenhang mit dem Index „Identifizierung mit der Arbeit“ stehen, lassen sich zwei Gruppierungen

unterscheiden. Eine Gruppe, die sich stark mit der Arbeit identifiziert und dabei in ihren Orientierungen vor allem auf Selbstverantwortung setzt (Ich-Orientierung) und dabei ungerechte Strukturen, Rahmenbedingungen nicht sieht oder nicht bemerken will (Gerechte-Welt-Glaube) und hierarchische Strukturen anerkennt (Autoritarismus). Die zweite Gruppe – gerade weil sie sich stark mit ihrer Arbeit identifiziert – fragt nach fairen Arbeitsbedingungen, kritisiert Rahmenbedingungen, fühlt sich verantwortlich (Solidarität als soziales Verantwortungsgefühl) und ist in der Lage, sich mit Kollegen/innen zu solidarisieren (Aktive Arbeitnehmer/innen-Solidarität) (vgl. Held and Billmann 2014). Evi lässt sich aufgrund ihrer Orientierung dieser zweiten Gruppe zuordnen. Sie ist gerne Erzieherin und sie leidet darunter, dass sie die beruflichen Herausforderungen nicht in der Weise erfüllen kann, wie sie es gerne tun würde. Sie kann sehr klar benennen, woran das liegt und – wie gleich zu sehen sein wird – sie hat dabei auch das Wohl ihrer Kollegen/innen im Auge.

Was bewegt Evi?

Im Interview geht das Gespräch an dieser Stelle fließend über zu der Frage, was Evi bewegt. Die allgemein gehaltene Frage wird erläutert. Evi hätte auch die Möglichkeit, an dieser Stelle das Thema zu wechseln. Aber darauf geht sie nicht ein. Sie bleibt beim Arbeitsbereich. So antwortet sie:

> *„Also, was mich im Arbeitsbereich bewegt, wenn ich das sorum formuliere, ist … seit ich hier bin … die Tatsache, dass… oder dass ich seit ich hier bin erlebe, dass es tatsächlich für ganz viele Kollegen echt jetzt an die Substanz geht. Weil ich das für mich noch nicht so erlebt habe, dass ich mich körperlich komplett ausgelaugt fühle, dass ich nicht mehr kann … aufgrund meiner beruflichen Situation. Und ich hab bisher auch immer voll gearbeitet, war auch gefordert als Gruppenleitung, wir waren ständig im Strukturwandel." (NU-I-3: 425-433)*

Was Evi sehr anrührt, ist die Beobachtung, wie die Anforderung des Berufsalltags ihren Kollegen/innen physisch und psychisch zusetzt. Diese Tatsache schockiert sie. Evi war bereits in einer Leitungsfunktion und auch in anderen Einrichtungen gab es viel Diskussion um die Einführung des Orientierungsplans. Als sie in die jetzige Einrichtung wechselt, erlebt sie, dass dieser Strukturwandel dort gerade erst beginnt (Z. 433-443).

> *„Und erlebe aber hier zum ersten Mal, dass es den Kollegen wirklich jetzt an die Substanz geht. Und das … Völlig egal, ob das die Älteren oder die Jüngeren sind, also. … Extrem, ja? Wirklich Kollegen zu sehen, die nicht mehr belastbar sind, denen man auch nichts mehr zumuten möchte, weil man echt denkt, die klappen sofort zusammen. Und so ein hoher Krankheitsstand wie hier, den habe ich auch noch gar nie erlebt." (NU-I-3: 445-452)*

Die Beobachtung wie sehr der Strukturwandel ihre Kollegen/innen belastet, bewegt sie in besonderer Weise. Durch ihren Hinweis, dass es alle Kollegen/innen im Team unabhängig vom Alter betrifft, zeigt, dass sie dies als strukturelles Problem deutet.

> *„Und ich schieb das schon ganz stark darauf, dass einfach die Arbeitsbelastung und die Anforderungen immer höher sind, also man soll ja immer noch mehr, und ‚das packt Ihr schon, das*

packt Ihr schon' und die Bedingungen aber permanent, vor allem hier in {Kreisstadt A}, abgebaut werden. Und das … geht irgendwann nicht mehr." (NU-I-3: 456-461)

Ihre Deutung der Situation ist ihre zentrale Kritik, die sich wie ein roter Faden durch das Interview zieht: die Anforderungen im Berufsalltag werden immer höher, ohne dass gleichzeitig die Strukturen geschaffen werden, dass man als pädagogische Fachkraft diese qualitativ höheren Anforderungen bewältigen kann. Eine qualitativ höhere Bildung bei Kindern im Vorschulalter erzielen und gleichzeitig die kommunalen Finanzen sanieren zu wollen, geht eben nur bis zu einem gewissen Maß.

Sie wird gefragt, wie die Kollegen/innen damit umgehen, ob im Kollegium über die Belastung gesprochen wird.

„Also hier jetzt auch speziell, wird darüber gesprochen. Man muss allerdings dazu sagen, wir hatten auch im Dezember wirklich einen ganz krassen Vorfall, also dass wirklich eine Kollegin vom Rettungsdienst hier abgeholt werden musste, weil sie nervlich nicht mehr konnte. Auch das hab ich noch … also ich hab noch nie jemanden mit einem Nervenzusammenbruch erlebt. … Und gleich auf so dramatische Art und Weise. Ich kenn das aufgrund meiner DRK-Tätigkeit, ja hört man das ja in der Theorie. Und, ach. Ganz schlimme Notfälle, psychische Notfälle. Ja, da hab ich auch gedacht: Mein lieber Mann! (…) Und die war da richtig krank. Ja? Also nicht jetzt erkältet oder sonst was, einfach krank." (NU-I-3: 473-486)

In diesem Abschnitt wird deutlich, warum das Thema Gesundheit ihrer Kollegen/innen Evi so stark bewegt: es gab dieses einschneidende Erlebnis, wie eine Kollegin aufgrund eines Zusammenbruchs aus dem laufenden Betrieb vom Rettungsdienst abgeholt werden musste. Evi ist vom Fach – aufgrund ihres ehrenamtlichen Engagements beim Roten Kreuz, ist sie oft mit Notfällen konfrontiert. Aber dieser Vorfall in ihrer Einrichtung hat ihre bisherigen Erfahrungen übertroffen, es hat sie nachhaltig schockiert. Gerade weil sie in ihrem ehrenamtlichen Engagement oft mit Verletzungen, Erkrankungen umgehen muss, hat sie der Zusammenbruch ihrer Kollegin besonders getroffen.

„Und … dann war es natürlich auch verbal sehr, sehr stark Thema. Und jetzt müssen wir auf uns achten. Jetzt müssen wir gucken, was machen wir wie. Und da war viel Organisation notwendig. " (NU-I-3: 486-489)

Evi berichtet, dass im Kollegium die Situation gut reflektiert wurde. Im Team war allen klar, dass es notwendig geworden war, stärker darauf zu achten, wie es den Kollegen/innen geht. Dieser Satz ist sehr interessant: die berufliche „*Sorge um Andere*", um die zu betreuenden Kinder, wird hier aufgebrochen. Durch den Vorfall wurde allen deutlich, dass sich in der Orientierung auf die Erwerbsarbeit etwas ändern muss, dass man im Bemühen zu funktionieren nicht seine eigenen Bedürfnisse vergisst.

„Muss aber auch sagen, von Seiten der Stadt wurde wenigstens dann prompt reagiert. Also wir haben dann ganz schnell feste Vertretungskräfte hierher bekommen, die das also wirklich täglich ausgleichen. Wir haben dann auch einen Leitungsersatz bekommen. Einfach weil beide Leitungen zu dem Zeitpunkt gar nicht mehr da waren. Kollegen, die schon lang hier sind, sagen, ja, erstmal muss was passieren bis jemand kommt. (I.: Das stimmt, ja...) Ich sag, wenigstens kommt

was. Ja, also ich denk, man kann das alles auch immer von zwei Seiten sehen. Ich kenne andere Träger, und auch aus Erzählungen, da wäre selbst da nichts passiert. Ja? Also, da hätte man vielleicht mal gesagt, jetzt machen wir mal zwei Tage zu. Aber das ändert ja nichts an der Situation." (NU-I-3: 489-502)

Einige Kollegen/innen haben die Reaktion der Stadt in das Licht gerückt, dass dieser Notfall hätte vermieden werden können, wenn bereits zu einem früheren Zeitpunkt auf die Probleme der Angestellten eingegangen worden wäre. Evi widerspricht dieser Einschätzung. Sie ist der Ansicht, andere Träger hätten gar nicht reagiert bzw. hätten einfach die Einrichtung geschlossen. Ihre *Orientierung* – so könnte man hier interpretieren – ist an dieser Stelle vor allem ‚*reproduktiv*' (vgl. Kap. 4.1): keine Kritik am Arbeitgeber äußern und dankbar sein für das, was kommt. Andererseits deutet sich hier in ihrer Orientierung ein *dialogisches Element* an, wie noch zu sehen sein wird: verschiedene Sichtweisen wahrnehmen, zuhören und andere Meinungen akzeptieren.

„Sorge umeinander": Kollegialität als Bewältigungsmöglichkeit

An dieser Stelle wendet sie sich der Entwicklung in ihrem Team zu:

„Ja, grundsätzlich denke ich, hat es uns in der Form was fürs Team gebracht, wirklich noch ein bisschen stärker auf den anderen zu achten also. Das war schon im Vorfeld so, dass Kollegen, die sich untereinander einfach schon besser kannten, ich war ja neu, immer wieder auch gesagt haben, jetzt müssen wir wieder langsam tun. Ich merk grad, ihr geht's jetzt nicht mehr so gut. Und des ist was, was mir hier auch neu begegnet ist, dass man auch so intensiv aufeinander guckt. Vielleicht aber auch, weil ich es bisher in Teams nicht so empfunden habe, dass es notwendig wäre, so aufeinander zu achten. Aber je größer die Belastung umso mehr muss man natürlich ein bisschen ein Gespür dafür entwickeln, wie geht es dem anderen. Also das ist so … ja… Grundsätzlich muss ich sagen ist hier ein ganz … ja… ganz herzlicher, ganz freundschaftlicher Umgang auch miteinander." (NU-I-3: 502-517)

Evi sieht die positiven Entwicklungen für das Team, die nach dem Notfall in Gang kamen: es wird stärker aufeinander geachtet. Für Evi ist diese Atmosphäre des ‚Sich-umeinander-Kümmerns' eine neue Erfahrung. Nachdenklich meint sie, dass es an ihren bisherigen Arbeitsplätzen vielleicht auch nicht so erforderlich war, die Belastungen der Kollegen/innen im Blick zu behalten.

Sie berichtet von ihrer Anfangszeit in der Einrichtung, dass sie herzlich aufgenommen wurde im Team. Man ist ihr hilfreich zur Seite gestanden. Die Atmosphäre ist herzlich und vor allem humorvoll (Z. 518-534). Daher wiederholt sie schließlich:

„Also, das ist so der grundsätzliche Umgang miteinander, wirklich alles auch gar nicht so ernst zu sehen, eigentlich, aber natürlich bestimmte Bedingungen auch nicht mehr zu akzeptieren, wie sie halt sind." (NU-I-3: 534-537)

Offensichtlich ist das Team auch an einem Punkt, dass sie die an sie gestellten Anforderungen nicht mehr dulden, sondern anfangen sich zu wehren.

Wenn über „Kollegialität" gesprochen wird – so hat Stefanie Hürtgen in Interviews herausgefunden – formulieren die Befragten sowohl Leistungserwartungen an Kollegen/innen als auch den Anspruch auf der Arbeit „Mensch-sein-dürfen" und als Person wahrgenommen zu werden. Gerade letzterer Anspruch wird jedoch im Zuge steigender Verwertungs- und Wachstumsorientierung immer wieder torpediert – auch wenn ihre Forschungsergebnisse zeigen, dass Beschäftigte durchaus kreativ mit diesen Anforderungen umgehen (vgl. Billmann and Held 2013, 20; Hürtgen 2013). Man hat den Eindruck, dass die gestiegenen Anforderungen im Alltag in dieser Einrichtung dazu geführt haben, dass die Kollegen/innen noch enger zusammengerückt sind, sich stärker zu einem Team zusammengefunden haben. Kollegialität fungiert hier als Schutzfunktion. Das liefert den nötigen Rückhalt gegenüber dem Arbeitgeber, nachdrücklicher eine Verbesserung der Situation einzufordern.

Widerständiges und solidarisches Handeln

Evi wird gefragt, was das bedeutet, dass sie im Team nicht mehr alles akzeptieren, ob sich eine Art Widerstand herausgebildet hat (Z. 540-542).

> *„Das habe ich jetzt so noch nicht erlebt. Also es wird in Teamsitzungen viel darüber gesprochen, was jetzt schon wieder sein soll. Oder auch … wir hatten jetzt Teamtage und sind natürlich übereingekommen, es muss ein neues Konzept auch her. … Aber das neue Konzept entsteht nicht mal nur so nebenbei und da war natürlich ganz klar die Aussage von uns, wir brauchen wirklich frei gestellte Zeit fürs ganze Team, dass wir uns intensiv damit befassen können, also, dass einfach jetzt Dinge auch eingefordert werden." (NU-I-3: 544-551)*

Es gibt keine konkreten widerständigen Handlungen. Es besteht jedoch im Team eine Kommunikation darüber, dass man verstärkt bessere Rahmenbedingungen einfordert – zum Beispiel mehr Zeitressourcen für die Erarbeitung eines neuen Konzepts.

> *„Es gab die Zeit wo, … ja… die Gewerkschaft zum Streik aufgerufen hat, da war ich noch nicht hier, wo ich aber weiß, dass einzelne Kolleginnen da auch sich beteiligt haben. … Ja. … Das wird unterschiedlich gehandhabt von einzelnen Kollegen. Die einen sind auch sehr engagiert in Arbeitsgruppen und gehen dann da noch hin und dort noch hin, andererseits sagen sie aber auch ganz klar: das jetzt auch noch. Also, das sind dann ja auch so Zusatztermine…" (NU-I-3: 552-560)*

Evi berichtet von der Streikphase der Beschäftigten in sozialen Diensten im Jahr 2009, in dem um eine höhere Eingruppierung, ein Gesundheitstarif und ganz allgemein um Anerkennung in der Gesellschaft gerungen wurde und tausende von Erzieher/innen auf die Straße gegangen sind (vgl. Stamm 2013, 324). In ihrer jetzigen Einrichtung haben sich die Kollegen/innen in unterschiedlicher Weise beteiligt. Einige haben sich sehr eingesetzt, andere haben in diesen Streikaktivitäten vor allem eine zusätzliche Belastung erlebt.

> *„Ja… das ist dann immer die Frage, womit tut man sich mehr einen Gefallen: wirklich mal laut aufzuschreien und zu sagen, aber so geht's nicht. Oder dann zu sagen: gut, jetzt haushalte ich*

> *mit meiner Zeit vielleicht ein bisschen mehr. … Jetzt müssen es auch mal andere machen. … Ich weiß jetzt auch nicht. Ja? … Also, meins ist es nicht wegen allem. … Und es ist viel, immer gleich da zu meckern, und zu sagen: und wir brauchen aber, und wir brauchen aber… Andererseits finde ich es aber auch wichtig, man kann nicht immer nur alles hinnehmen. Das sehe ich schon so." (NU-I-3: 560-570)*

Evi wägt an dieser Stelle ab, welche Vorgehensweise einen selbst weiterbringt: sich wehren, „laut aufzuschreien" – wie sie sagt, oder sich mit den Umständen zu arrangieren, genau zu überlegen wie man seine eigenen Ressourcen einsetzt und den Protest anderen zu überlassen. Sie gibt zu, dass sie nicht der Typ ist, der sich laut wehrt. Warum für sie diese Option nicht in Frage kommt, wird an dieser Stelle nicht so richtig deutlich. Was bedeutet „meins ist es nicht wegen allem" (Z. 565f.)? Ist es ihr zu viel Zeitaufwand? Oder empfindet sie es auch ein wenig anmaßend immer nur zu „meckern"? Dennoch hat sie für sich die Position, dass es wichtig ist, sich nicht mit allen Anforderungen, die von außen kommen, abzufinden. Sie fährt fort:

> *„Ich denk, ich hab für mich halt so ein bisschen die Strategie, dass ich sag, gut dann geht halt das oder jenes nicht. Kann ich nicht. Wenn eine Anforderung kommt, wirklich dann klar zu sagen: also Leute, euch ist schon klar, das geht nicht. (I: ja.) … Finde ich eine gute Idee, aber, nein tut mir leid, können wir nicht…." (NU-I-3: 570-575)*

Ihre Taktik ist, Anforderungen seitens des Arbeitgebers individuell zurückzuweisen. Im folgenden Abschnitt führt sie das Beispiel Sprachförderung an: wenn der Arbeitgeber an sie herantreten würde, sie solle die Sprachförderung übernehmen, würde sie diesen Arbeitsauftrag mit dem Hinweis auf ihren begrenzten Arbeitsumfang ablehnen (Z. 584-569).

An dieser Stelle tritt die *Melange unterschiedlicher Orientierungen* (vgl. Kap. 4.1) bei Evi in besonderem Maße zutage. Sie sieht das Engagement ihrer Kollegen/innen, sieht die Notwendigkeit, wehrt jedoch Formen des Aufbegehrens, des widerständigen Handelns ab. In ihrem *Begründungsdiskurs* bleibt sie undeutlich. Sie schwankt zwischen der Orientierung, dass man nicht immer gleich „meckern" sollte und der Einsicht, dass es notwendig ist, nicht mehr alles hinzunehmen: einerseits die Orientierung an Autoritäten – andererseits die Orientierung auf eine Art ‚gesunden Menschenverstands', wie es vielleicht Gramsci formulieren würde (vgl. Gramsci 2004, 93 u.a.): hier im Sinne, dass man Zumutungen nicht einfach fraglos erträgt, vor allem wenn sie offensichtlich die Gesundheit der Kollegen/innen beeinträchtigt. Eigentlich steckt Evi in einem Dilemma. Sie hat sich jedoch schon für eine *Bewältigungsstrategie* entschieden: wenn Anforderungen an sie herangetragen werden, verhandelt sie diese mit dem Arbeitgeber selbst.

Zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews kommt die Frage auf, ob es Überlegungen gibt, über Öffentlichkeitsarbeit bzw. über die Eltern auf die Arbeitsbedingungen aufmerksam zu machen. Evi erzählt, dass die Eltern tagtäglich die Schwierigkeiten mitbekommen – besonders dann, wenn beliebte Angebote wie die Übernachtung mit den Kindern, die bald aus dem Kindergarten in die Schule wechseln, ausfallen. Sie müssten diese Angebote weglassen, auch weil sich die anfallenden Überstunden

nicht vor dem Träger begründen ließen, wenn man sich die ganze Zeit beklagt, man hätte zu wenig Zeit (Z. 822-840).

> *„Das weiß der Elternbeirat, das erfahren dann auch die Eltern natürlich. Die ärgern sich drüber, weil sie sagen, aber das sind schöne Dinge, das sind wichtige Dinge für unsere Kinder. Und ausgerechnet das fällt jetzt weg. Kann man nicht was anderes… Nee, weil das ist schon weg. Solche Sachen. Also die Eltern bekommen das sehr stark mit, und… als Rückmeldung von uns natürlich: wir sind da nicht die Ansprechpartner um sich zu beschweren. Wir sind die, die es jetzt letztendlich halt im Alltag leben müssen. Geht an die und die Stellen, die es betrifft. Die machen das auch, kriegen aber auch gesagt: ja auch uns sind die Hände gebunden. Ja?" (NU-I-3: 840-851)*

Die Eltern beschweren sich bei den Erzieher/innen. Diese verweisen an den Träger als Adressat für Beschwerden. Auch dort würden die Eltern nur die Antwort erhalten, dass sich an der Situation nichts ändern ließe, dass ihnen „die Hände gebunden" sind (Z. 851). Der Träger schiebt die Verantwortung vermutlich auf den Gemeinderat oder die Landesregierung.

Es ist natürlich die Frage, inwieweit eine Beschwerde als ‚*widerständiges Handeln*' eingestuft werden kann (vgl. Kap. 4.2). Es kann auch ein Element eines sehr ich-orientierten Handelns sein: ‚ich habe ein Recht auf eine qualitativ hochwertige Betreuung meines Kindes'. Was hier allerdings interessant ist, ist die scheinbar ausweglose Situation – eine *geschlossene Situation*. Mit Paulo Freire könnte man hier von einer „Grenzsituation" sprechen (vgl. Freire 1998, 82; Kap. 4.1.4): die Erzieher/innen sagen, ihr Handeln stößt hier an Grenzen, der Träger trage die Verantwortung. Der Träger sagt, der Gemeinderat ist schuld bzw. die Landesregierung, die nicht mehr Gelder zur Verfügung stellt. Diese Kette ließe sich fortsetzen. Die politische Verantwortung wird weitergeschoben. Die jeweilige Antwort bewirkt ein Gefühl einer unveränderlichen Situation – eine Situation, auf die man keinen Einfluss hat. Jegliches Nachdenken über mögliche Alternativen wird im Kern erstickt. „Uns sind die Hände gebunden" ist eine sehr wirkmächtige Redewendung[56] vor allem in bürokratischen Institutionen, die jeglichen Dialog harsch beenden kann. In Evis Orientierung scheint der Weg der Kommunikation ebenfalls an diesem Punkt zu enden. Sie berichtet im Folgenden, dass es eine Anfrage an das Sozialministerium gibt, in Bezug auf meldepflichtige Krankheiten, dass Kinder, die von bestimmten Krankheiten betroffen sind, zu Hause bleiben müssen, damit sie andere Kinder und die Erzieher/innen nicht anstecken. Das Gesundheitsamt weist diese Forderung zurück (Z. 854-901). Evi findet das – vielleicht auch gerade aus Sicht einer Frau, die sich beim Roten Kreuz engagiert – eigentlich nicht tragbar. Aber sie endet ihre Ausführungen wieder mit ihrer starken Trennung von Beruf- und Privatsphäre:

> *„Und das sind eher so Dinge, also so was nervt mich wahnsinnig. Aber das ist eben was, das nervt mich hier, wenn ich dann heim komm, dann nervt mich das nicht mehr. Braucht mich nicht nerven." (NU-I-3: 916-919)*

[56] Inwieweit sich hier sogar von einem eigenen Diskurs sprechen ließe, der sich etabliert hat vor allem im Zusammenhang mit dem Diskurs, dass wir über unsere Verhältnisse gelebt hätten und der Staat nun sparen muss, wäre evtl. eine eigene Untersuchung wert.

Die Verzweiflung, die evtl. aufkommen könnte in diesen scheinbar stark geschlossenen Situationen, wird gar nicht erst zugelassen. Sie wird verdrängt, in die Schublade ‚Berufssphäre' gesteckt. Hier zeigt sich ein weiteres Mal Evis Bewältigungsstrategie: die Fähigkeit diese Sphären zu trennen. Jegliches Nachdenken über alternative Handlungsmöglichkeiten – evtl. auch in Form von kollektivem Handeln – erhält an diesem Punkt keinen Raum.

Evi wird gefragt, wie sich die Streikphase auf die Atmosphäre im Team und die Stimmung bei den Kollegen/innen ausgewirkt hat (Z. 590-598).

> *„Also ich war zu der Zeit eben noch in {Stadt Y} in dem Team. … Und das wurde dort im Kreis der Leiterinnen, das immer wieder thematisiert, mit der Streikerei, sag ich jetzt mal so… Und das wurde dann auch an uns als Team herangetragen, möglichst in die Gewerkschaft einzutreten. Also man möchte ja niemand zwingen, aber man könnte ja, und wär doch nicht … wär doch nicht schlecht. Aber man hat das so ganz frei gelassen." (NU-I-3: 604-611)*

Evi hat zur Zeit des Streiks noch in einer Einrichtung einer kleinen ländlichen Gemeinde gearbeitet. Der Streik war Thema im Team und die Kollegen/innen wurden offensichtlich aufgefordert, darüber nachzudenken in die Gewerkschaft einzutreten. Evi betont, dass an diesem Punkt kein Zwang ausgeübt wurde. Sie bleibt aber nicht bei diesem Thema, sondern wendet sich im Folgenden der allgemeinen Bedeutung des Streiks zu:

> *„Wobei ich aber schon grundsätzlich denk, also, was ganz großer Grundtenor war, es kann doch nicht sein, dass man sehr wohl weiß, haja Kindergarten, ja, ist ja schon toll, und vielleicht lernt man ja da auch was. Und das ist aber immer alles so selbstverständlich. Und ich glaub, das hat sich vor allem auch in der Elternschaft, dieses Umdenken angetan und das ist auch was, das haben wir in der Folge darauf schon gemerkt. Und auch während der ganzen Streiksituation. {Stadt Y} hat nicht gestreikt. Also, die Eltern in {Stadt Y} hatten für sich das große Glück eine permanente gute Kinderbetreuung zu haben." (NU-I-3: 611-621)*

Wichtig für Evi war der Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung der Arbeit als Erzieher/in. Gerade die Eltern hätten viel zu lange diese Dienstleistung selbstverständlich hingenommen. Auch wenn in ihrer eigenen Gemeinde nicht gestreikt wurde, haben die Streikaktionen in anderen Gemeinden auf die allgemeine Öffentlichkeit eine Auswirkung gehabt: die Eltern waren sich offensichtlich über „das große Glück" bewusst, dass sie weiterhin eine zuverlässige Kinderbetreuung hatten.

> *„Die Eltern in {Kreisstadt A} hatten dieses Glück nicht und auch in {Kreisstadt B} war es schwierig. Ich weiß es aus {Kreisstadt B}, weil meine Schwester dort eben Mutter ist. Ja? … Wo sie auch gesagt hat, sie sieht es ja ein. Sie findet auch die Bedingungen, die wir haben, sind schlecht und die müssten verbessert werden. Aber sie als Mutter, berufstätige Mutter, muss halt auch gucken, wie sie ihr Kind unterbringt. Und… viele Eltern bei ihr in der Kita konnten das überhaupt nicht verstehen. Und da hat sie dann als Elternbeirätin viel initiiert…" (NU-I-3: 621-630)*

An dieser Stelle werden die beiden Bedürfnisse formuliert, die zu der Zeit in den vom Streik betroffenen Kindergärten aufeinander prallten: die Beschäftigten, die bessere Arbeitsbedingungen erkämpfen wollten und Eltern, die dringend auf die Betreuung der Kinder angewiesen sind. Daher fährt Evi fort:

> *„Wo mir auch nochmal bewusst wurde… welche andere wichtige Aufgabe wir auch noch haben. Also wir sind ja nicht nur für die Bildung und Entwicklungsförderung und und und … zuständig. Die Eltern sind einfach auch angewiesen auf unsere Arbeit, dass wir zuverlässig da sind, dass nicht ständig das Haus zu ist, solche Dinge. Weil es einfach nicht mehr anders geht, mittlerweile. Also man kann als Elternteil heute nicht mehr zum Arbeitgeber kommen und sagen, ja gut, der Kindi ist jetzt mal für zwei Tage zu. Ich bleib dann mal daheim. Das geht halt nicht." (NU-I-3: 631-641)*

In Evis Orientierung auf ihren Beruf kommt neben dem Bildungsaspekt auch die gesellschaftliche Bedeutung von Kindergartenarbeit hinzu: berufstätige Eltern sind auf die Betreuung angewiesen, um ihrer Erwerbstätigkeit nachgehen zu können. Dies verweist auf einen Aspekt der so genannten ‚Reproduktionslücke', (vgl. Jurczyk et al. 2009, 342f.) oder auch ‚Sorgekrise' bzw. ‚soziale Reproduktionskrise' (vgl. Knobloch 2013; Winker 2011). Durch zunehmend entgrenzte und prekäre Beschäftigungsverhältnisse, bleibt immer weniger Zeit für die Sorge um Kinder oder ältere Menschen. Gleichzeitig zieht sich der Staat aus bestimmten gesellschaftlichen Bereichen zurück – wie dem Gesundheitswesen oder ist nur halbherzig dabei, das öffentliche Betreuungssystem auszubauen. Daraus entsteht die ‚Krise sozialer Reproduktion' (vgl. Winker 2011, 333; Kap. 5.2.1). Der ‚Erzieherinnenstreik' hat folglich einen wesentlichen Nerv getroffen: Eltern standen vor der Aufgabe, sich selbst um ihre Kinder bzw. sich um alternative Betreuungspersonen kümmern zu müssen und gleichzeitig den Anforderungen aus ihrer jeweiligen Erwerbsarbeit gerecht zu werden. Dies hat vielerorts zu heftigen Diskussionen geführt. Die streikenden Erzieher/innen haben darauf mit verschiedenen Streikplänen reagiert, um die Eltern nicht zu stark zu belasten (vgl. Stamm 2013, 324).

> *„Und … ich… hab schon das Gefühl, seit dem Streik, oder seit dieser Streikwelle, ist es vielen Eltern anders bewusst, wie wichtig ein gut funktionierender Kindergartenalltag ist und dass es auch den Erziehern gut geht dabei. (I: hm) Also manche sind ja da auch überhaupt erst drauf aufmerksam geworden… wie schlecht man auch verdient… oder, ja. … Wobei ich jetzt sagen muss, also so… so schlecht… im Vergleich zu anderen Berufen ist es ja nicht. Aber: … schlechter im Vergleich zu gleichartigen Berufen.… Ja… Durchaus schon. Und das wiederum hat durchaus was mit Anerkennung zu tun." (NU-I-3: 641-651)*

Eltern haben im Zuge des Streiks einen Einblick in die Arbeitsbedingungen der Beschäftigten erhalten – Bedingungen, denen sie vorher offensichtlich keine große Beachtung geschenkt haben. Sie führt auch ihr schlechtes Gehalt an – wobei sie sofort einschränkt, dass es andere Berufe gibt, in denen noch schlechter verdient wird. Dennoch nennt sie ein wichtiges Element in diesem Arbeitskampf: Die allgemeine Anerkennung des Berufs des/der Erziehers/in.

Anerkennung war das große Thema in der Streikphase 2009. Die Streikenden trugen T-Shirts mit dem Aufdruck: „Zukunftsgestalterin … fordert Anerkennung“ (vgl. Held et al. 2011, 74). Das hat Evi ebenfalls bewegt. Sie wägt jedoch in ihrer Erzählung die unterschiedlichen Interessen ab. Die Sicht auf eine Arbeitswelt, in der jede/r funktionieren muss – völlig gleichgültig gegenüber den Anforderungen aus der Reproduktionssphäre, bleibt unhinterfragt. In Evis Orientierung schwingt ein leichtes Bedauern mit, dass man gegenüber dem Arbeitgeber „nicht mehr“ anführen kann, dass man zu Hause bleiben muss, weil die Kinderbetreuung wegfällt. Aber es wird als Fakt hingestellt, an dem sich nicht rütteln lässt. Auch in Bezug auf das Gehalt als Erzieher/in macht sie einen Rückzug – setzt es dialogisch ins Verhältnis zu „anderen Berufen“ – es sei ja gar nicht so schlecht. Auch hier wird die *Melange unterschiedlicher Orientierungen* (vgl. Kap. 4.1) von Evi deutlich. Eine Orientierungsbewegung sieht die starke Notwendigkeit einer qualitativen Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen, respektiert das Engagement der Kollegen/innen und genießt die gestiegene Anerkennung ihres Berufs. Die andere Orientierungsbewegung ist auf das *Arrangement mit den Verhältnissen* als Aspekt einer *reproduktiven Orientierungstätigkeit* ausgerichtet (vgl. Kap. 4.1): die Akzeptanz des Gehalts und die Anerkennung der Bedürfnisse der Eltern, die wiederum unter Druck stehen seitens ihrer jeweiligen Arbeitgeber, nach einer verlässlichen Kinderbetreuung.

Gewerkschaft und solidarisches Handeln

Die Interviewerin fragt nach, warum in ihrer damaligen Einrichtung nicht gestreikt wurde.

> *„Wir waren einfach alle nicht in der Gewerkschaft. … (I: Okay.) … Es war ganz klar und … es war auch von … ja, von Seiten des Trägers ganz klar, dass man das nicht soll. Und es … es waren einfach zu wenige, die die Streikmöglichkeit gehabt hätten. Und von daher… Ja.“ (NU-I-3: 678-682)*

Das Team der Einrichtung hat sich nicht am Streik beteiligt. Offensichtlich hat der Träger darauf hingewirkt, dass die Beschäftigten nicht in die Gewerkschaft eintreten sollen. Evi wird gefragt, ob sie sich damals überlegt hat, in die Gewerkschaft einzutreten.

> *„Also für mich kam es nicht in Frage, einfach aus finanziellen Gründen, allein die finanzielle Geschichte. Und ich hatte zum damaligen Zeitpunkt auch keine Festanstellung. Wo ich auch gesagt habe, ja, und? Ja also auch Verdi verschafft mir keine Festanstellung. Ist einfach nicht. Ja… Das war… Also für mich war es nie eine Überlegung, weil ich einfach denk, ja mein Gott. Ich finde es gut, dass es Menschen gibt, die sich da sehr engagieren, gar keine Frage. Ich weiß auch, dass ich dann natürlich sehr von profitiere, obwohl ich nichts dazu tue, das ist mir auch klar. Auf der anderen Seite denke ich, ich mache andere Dinge, wo andere profitieren … so (lacht) …“ (NU-I-3: 687-697)*

Evi zählt mehrere Gründe auf, warum sie nicht Gewerkschaftsmitglied ist: zum einen der finanzielle Aspekt. Zum anderen hatte sie zu dieser Zeit einen befristeten Arbeitsvertrag. Sie hatte offensichtlich für sich das Gefühl, dass sie ihre berufliche Absicherung aufs Spiel setzt, wenn sie gewerkschaftlich

aktiv wird. Sie fasst zusammen, dass ein Gewerkschaftseintritt eigentlich nie für sie in Frage gekommen sei. Gleichzeitig aber honoriert sie das Engagement ihrer gewerkschaftlich engagierten Kollegen/innen. Ihr ist bewusst, dass sie letztlich von deren Engagement profitiert. In ihrem *Begründungsdiskurs* rechtfertigt sie sich, dass sie aber an anderer Stelle Engagement zeige, von dem wiederum andere profitieren.

„…Um mein schlechtes Gewissen in der Richtung zu beruhigen. Ja, aber…

I: Sie haben da ein schlechtes Gewissen, ja?

E: Ah… Also zu dieser Streikzeit, war es schon so… (überlegt) Ha, ich weiß nicht, ob man dazu schlechtes Gewissen sagen kann, aber schon so in die Richtung… Ja, wenn die echt was erreichen, Du profitierst von jeder Gehaltserhöhung, die sie durchkriegen. Aber… ja, so viel ist es ja auch nicht (lacht ein bisschen). Nee, also… schon so ein bisschen, … (überlegt)… darf man das überhaupt … also darf man überhaupt, in dem Maße gleichermaßen profitieren, wenn andere sich sehr dafür einsetzen und Du selber gar nicht. … Ja… Das kann ich dann auch so stehen lassen. (Lacht ein bisschen) Ja." (NU-I-3: 701-716)

Evi hat ein schlechtes Gewissen, da sie weiß, dass sie einen Nutzen aus dem hohen Engagement der Anderen zieht und denkt darüber nach, ob das eigentlich in Ordnung sei. Sie stockt und meint, dass sie diesen Gedanken „so stehen lassen" kann. Die Interviewerin erwidert, dass dies auch die Frage nach Solidarität betreffe (Z. 718f.).

„Also da habe ich sehr von der Solidarität anderer profitiert. Definitiv. … Ja. … (überlegt) … Also für mich andersrum, war dann der Gedanke, aber ich bin auch sehr solidarisch anderen gegenüber, in anderen Bereichen. Dann gleicht es sich auch wieder aus. Dann war es okay für mich. (Lacht kurz)" (NU-I-3: 721-725)

In ihrem Begründungsdiskurs macht sie sich bewusst, dass sie sich in anderen Bereichen solidarisch verhält. Das wäre für sie ein Ausgleich. Die Interviewerin greift die Beispiele ihres Engagements beim Roten Kreuz auf und verweist auf ihren Einsatz bei Fußballspielen und Faschingsfeiern (Z. 727f.). Sie stimmt lachend zu und fährt fort:

„Ja, es wäre auch so gewesen, also hätte man jetzt wirklich gesagt in {Stadt Y}, okay, es gehen die Leute, die dürfen, gehen streiken … wäre es für mich auch okay gewesen zu sagen, dann übernehme ich aber an dem Tag die Arbeit im Kindergarten für die Leute. Also das war eine Option, die irgendwann mal dann doch zur Debatte stand, ob einzelne Einrichtungen tatsächlich komplett zu machen und man praktisch Notgruppen auf macht oder auf lässt. Wo ganz klar wäre, die die eben nicht in der Gewerkschaft sind, müssen arbeiten an dem Tag, und die anderen gehen. Das wäre natürlich was gewesen, wo ich sage, selbstverständlich. Sofort." (NU-I-3: 737-747)

Wenn ihre Kollegen/innen in ihrer damaligen Einrichtung gestreikt hätten, hätte sie ihre Kollegen/innen durch Übernahme von Notdiensten sehr gern unterstützt.

> *„Also, ja… aber… Ihnen wirklich zu sagen, okay, damit ich tatsächlich auch dann streiken gehen kann, damit ich auch selber aktiv vielleicht was bewirken kann, wäre für mich gar nie ein Grund gewesen, oder ist ja auch für mich heute noch kein Grund, oder keine Option, vielleicht doch der Gewerkschaft beizutreten.… Ich informier mich, was läuft oder freu mich auch, wenn sich was bewegt. … Aber da muss ich nicht aktiv dabei sein." (NU-I-3: 748-755)*

Evis Orientierungs-Melange hinsichtlich ihres *solidarischen Handelns* lässt sich abschließend wie folgt skizzieren: augenscheinlich ist ihr starkes solidarisches Gefühl für ihre Kollegen/innen, die sich am Streik beteiligt haben und sich gewerkschaftlich engagieren. Darin spiegelt sich der hohe Wert, dem sie der Kollegialität beimisst. Dieses Gefühl wurde zur Streikzeit jedoch überlagert durch ihre Angst um ihre berufliche Zukunft. Evi ist zu diesem Zeitpunkt nicht in der Lage, langfristig ihr Leben zu planen. Sie hat den Druck der Unsicherheit, wie es mit ihr nach dem Ende des Kindergartenjahres weitergeht. Dies ist ein Aspekt des momentanen Modernisierungsdrucks: immer mehr Menschen sind mit einer unsicheren Zukunft und ständigen Veränderungen konfrontiert. Daher stehen sie unter einem besonderen „Handlungs- und Legitimationsdruck in ihrer Lebensplanung" (Held et al. 2011, 100). Für Evi war dies eine ‚*geschlossene Situation*'. Es wäre ihr äußerst unvernünftig erschienen, eine Festanstellung aufs Spiel zu setzen, wenn sie sich in ihren Augen aufmüpfig gegenüber ihrem Arbeitgeber verhält. Andererseits kommen noch weitere Aspekte in ihrer Orientierung zum Tragen: durch ihr stark ausgeprägtes ‚*allgemeines soziales Verantwortungsgefühl*' (vgl. Held et al. 2011, 128; Kap. 4.2.2) hat sie zum einen die Bedürfnisse der Elternschaft im Blick. Obwohl sie die mediale Aufmerksamkeit durch die Streikphase schätzt und die damit gestiegene Anerkennung, spürt sie feinfühlig die Not der Eltern. Zum anderen verweist sie auf ihr solidarisches Handeln in einer völlig anderen gesellschaftlichen Sphäre: Mit ihrem ehrenamtlichen Engagement beim Roten Kreuz zeigt sie sich solidarisch mit Menschen, die in ihrer Freizeit in Not geraten.

7.3.6. Aspekte der Lebensführung: Zukunftsaussichten und „doppelte Orientierung"

Evi wird gefragt, wo sie sich persönlich in zehn Jahren sieht:

> *„Ja also, das finde ich ganz, ganz schwierig, weil ich die letzten zehn Jahre definitiv immer nur von Jahr, also von Sommerferien zu Sommerferien gedacht. Weil ich hatte immer nur Jahresverträge… (I: Okay.) … und es war wirklich immer bis Juli nicht klar, wird das nochmal was, oder nicht. Also – eigentlich war uns immer allen klar, natürlich werde ich noch ein Jahr bleiben, weil man hat ja niemand Neues. Und vom Träger kam aber immer nur so ganz kurz vor knapp tatsächlich die Bestätigung (I: Okay.), okay es geht weiter. Von daher habe ich bis jetzt noch nicht gelernt, in die Zukunft zu denken, aber ich hab jetzt hier ein festes Anstellungsverhältnis – Gott sei Dank!" (NU-I-3: 1141-1152)*

Sie reagiert auf diese Frage zunächst mit einem Rückblick: aufgrund ihrer sehr unsicheren beruflichen Situation in den vergangenen Jahren, wo sie nur Arbeitsverträge für ein Jahr hatte, meint sie, hätte sie nie gelernt, für die Zukunft zu planen. Erst jetzt hätte sie einen unbefristeten Vertrag – ein Umstand, der sie sichtlich erleichtert.

> *„Wir haben ein Haus gekauft jetzt ganz aktuell – also solche Dinge. Es hat sich jetzt zum ersten Mal was in meinem Leben getan, wo ich sag, das war jetzt was für die Zukunft. … Wobei ich mir aber also ziemlich sicher bin, ich werde in zehn Jahren immer noch im Beruf sein, ob ich immer noch hier bin, ist so die Frage. Also, kann ich gar nicht sagen." (NU-I-3: 1152-1158)*

Der Schritt, ein Haus zu kaufen, ist für sie die Grundsteinlegung für ihre Zukunft. Sie ist sich sicher, dass sie in dem Beruf bleibt, weiß aber nicht – aufgrund der langen Zugfahrt (Z. 1158ff.) – ob sie in der Kreisstadt und in der Einrichtung bleibt.

> *„Dann denke ich, werde ich also doch auch hoffentlich mindestens ein Kind haben – eher zwei. Das wiederum stellt dann die Frage auf, werde ich dann tatsächlich berufstätig sein können. Das wäre ein großer Wunsch von mir. Also ich möchte eigentlich überhaupt nicht aus dem Beruf raus… auch nicht als Kinderpause. Das hätte ich vor zehn Jahren auch überhaupt nicht so gesagt. (I: Ja.) … Aber ich weiß heute von mir, dass ich nicht die Kraft hätte, den ganzen Tag zu Hause nur mit einem oder zwei Kindern sein. Das wäre mir zu anstrengend… das… ja. Dem könnte ich und wollte ich so nicht gerecht werden, weil ich einfach auch denke, also auch die Kinder müssten mal raus und mal was anderes sehen… Ja." (NU-I-3: 1161-1173)*

Sie wünscht sich ein, besser zwei Kinder, wobei sie die Frage nach der Vereinbarung von Mutterschaft und Berufstätigkeit sehr beschäftigt. Sie möchte nicht ihre Berufstätigkeit unterbrechen. Offensichtlich hat hier bei ihr auch ein Umdenken stattgefunden. Noch vor ein paar Jahren hätte sie in diesem Punkt nicht diese Klarheit gehabt. Sie argumentiert, dass sie „nicht die Kraft hätte", den Tag über mit zwei Kindern im Haus zu bleiben.

Die Interviewerin ergänzt, dass man als Mutter eventuell auch etwas anderes erleben möchte. Evi bestätigt das (Z.1175ff.). Sie berichtet, dass sie vor ein paar Jahren sehr oft auf ihre kleine Nichte aufgepasst hat, da ihre Schwester und ihr Schwager beide berufstätig waren und einmal im Monat die Arbeitszeiten sich am Wochenende überschnitten haben (Z. 1177-1186).

> *„Um Himmels Willen! … Ein Kind, ein Säugling und Du bist fix und alle. Weil die hat ja wirklich ihren zwei Stundenrhythmus hatte und da geht ja dann nichts anderes. Und das war mir nicht bewusst. Also auch das Bewusstsein für Eltern zu kriegen, die ihre Kinder ja den ganzen Tag in die Einrichtung bringen, obwohl die doch daheim sind. Ja? Konnte ich nicht verstehen – bis dahin." (NU-I-3: 1186-1192)*

Das Bewusstsein um die kräftezehrende Versorgung eines Säuglings hat ihr eigenes Bewusstsein geschärft. Nun hat sie auch größeres Verständnis für die Eltern, die ihre Kinder in eine Betreuungseinrichtung bringen, obwohl sie eigentlich zu Hause wären.

> *„Weil ich für mich selber gemerkt habe, wie schlecht es einem selber damit geht, wenn man gar nicht mehr den Kopf frei kriegt und ich denke auch, es tut den Kindern nicht gut. (I: Ja.) Immer nur daheim zu sein und auch bei jedem Pieps sofort eine Reaktion zu haben, das… da hat sich mein Denken geändert in den letzten vier Jahren (lacht). (I: Ja.) (…) Also ich könnte es für mich nicht vorstellen… nicht berufstätig zu sein, und wenn es nur halbtags wäre. … Aber ich möchte nicht Vollzeit zu Hause sein. … Auf gar keinen Fall. (*Interviewerin und Erzieherin lachen beide*.) … Da müsste ich mir ganz schnell irgendwas überlegen. (I: Ja, ja.) Am Ende. Ja. … Das ist schon so … meine Vision für mich jetzt privat." (NU-I-3: 1196-1208)*

In ihren Überlegungen kommt sie schließlich auf sich selbst zu sprechen, dass sie die Betreuung ihrer Nichte sehr angestrengt, dass es ihr nicht gut getan habe. Sie denkt für sich, dass das auch nicht den zu betreuenden Kindern gut tue. Daher wiederholt sie ihre Vorstellung, dass sie nicht nur Mutter sein könne, sondern dass sie gerne in ihrem Beruf bleiben möchte.

Sie endet mit einem Blick auf das Beständige in ihrem Leben:

> *„Ansonsten denke ich, wird alles so ungefähr beim Alten bleiben, wie es auch jetzt ist. Also weiterhin das Engagement im Roten Kreuz, weil mir das einfach sehr, sehr wichtig ist… und ja…. Meine Hobbies, mein Mann, das passt so…" (NU-I-3: 1208-1212)*

In diesem letzten Abschnitt des Interviews wendet sich Evi anderen Lebensbereichen zu. Es ist interessant, dass sie berichtet, dass sie im Moment zum ersten Mal in ihrem Leben das Gefühl hat, etwas Bleibendes für ihre Zukunft zu tun. Für sie trifft es zu, dass man für die Herausbildung eines auf die Zukunft gerichteten, zuversichtlichen Bewusstseins eine minimale Beschäftigungs- und Einkommenssicherheit braucht, wie der Soziologe Klaus Dörre vermutet (vgl. Dörre 2007, 286). Diese Einkommenssicherheit haben sie und ihr Mann genutzt, um sich Wohneigentum zuzulegen.

In ihrem Zukunftsbild wendet sich Evi ihrem Kinderwunsch zu. An dieser Stelle nennt Evi ihre ‚*doppelte Orientierung*' auf ihre Lebensführung: sie möchte eine Familie gründen und gleichzeitig beschäftigt sie die Frage, wie sie die Versorgung der Kinder und ihre Berufstätigkeit vereinbaren kann. Dies berührt die Frage nach der „*doppelten Vergesellschaftung*" von Frauen, wie es Regina Becker-Schmidt in ihren Studien herausgearbeitet hat (vgl. Becker-Schmidt 2010, Kap. 5.1.2). Die ‚doppelte Orientierung' ist hier der subjektive Wunsch, sowohl die Fürsorge für ihre eigenen Kinder als auch die Erwerbstätigkeit in ihrer Lebensführung vereinigen zu können.

Es fällt auf, dass Evi von keinen Plänen spricht, dass ihr Ehemann die Betreuung der Kinder übernimmt oder zumindest sich daran beteiligt. Evi scheint in ihrem Denken auch an dieser Stelle von *widerstreitenden Orientierungen* geprägt zu sein: einerseits schwingt in ihrer Rede der *Diskurs über die ‚gute Mutter'* mit (vgl. Thiessen and Villa 2009, 13), die ihren Beruf aufgibt, um für ihre Kinder da zu sein. Andererseits macht ihr diese Vorstellung Angst, und sie argumentiert gegen diese Orientierung, indem sie geschickt zunächst auf die Bedürfnisse der Kinder verweist und erst auf Nachfrage der Interviewerin zugibt, dass es auch um ihre eigenen geht. Zudem verblüfft die Vehemenz mit der sie aussagt, dass sie „nicht die Kraft hätte" (Z. 1168) den ganzen Tag mit ihren Kindern zu Hause zu sein

– angesichts der Tatsache, dass sie als Erzieherin täglich mit zwanzig Kindern umgehen muss. Allerdings weist dies zum einen auf die besonderen emotionalen Anforderungen in der Reproduktionssphäre, besonders wenn es um die Erziehung der eigenen Kinder geht. Dies betrifft den Einstellungswandel gegenüber dem Kind bzw. der Kindheit an sich. Es besteht verstärkt die Anforderung an die Familie, und nach wie vor in besonderem Maße an die Mutter – einen interaktiven Lebensraum zu bieten, der die Bildung und Entwicklung des Kindes von Anfang an garantiert und ihm damit einen erfolgreichen Start ins Leben ermöglicht (vgl. Connell 2009, 35f.; Krüger 2008, 265). Evi fühlt sich hier offensichtlich für diese Aufgaben alleine zuständig. Zum anderen berührt Evis Aussagen einen wesentlichen *Grundkonflikt in der Lebensführung*: die Frage nach *Fremd- und Selbstbestimmung* (vgl. Kap. 2). Evi weiß, wie gut es ihr tut, wenn sie die Möglichkeit hat, ‚ich selbst' zu sein – Zeit zu haben für sich und ihre Bedürfnisse. Diese ‚Sorge um sich' wird nur noch sehr eingeschränkt möglich sein, sind erst mal ein bis zwei Kinder im Haus.

Darüber hinaus zeigt sich in ihrem ‚großen Wunsch' (Z. 1164), in ihrem Beruf zu bleiben auch ihre starke Identifizierung über und mit dem Beruf. Der Beruf als Erzieherin gibt ihr nicht nur eine eigene finanzielle Unabhängigkeit sondern – und das ist vielleicht der entscheidende Unterschied – sie hat Kollegen/innen, mit denen zu arbeiten ihr sehr Spaß macht. Es gibt einen professionellen Anspruch, auch mit schwierigen Kindern einen gelingenden Alltag zu schaffen. Und es gibt zwar wenig – aber immerhin etwas öffentliche Anerkennung.

7.3.7. Fazit

Evis Schilderung ihrer Arbeitsbedingungen und ihre Kritik daran spiegelt eine allgemeine Sicht von Erzieher/innen auf ihren Beruf: Befragungen von Erzieher/innen durch Forscher/innen des DGB-Index „Gute Arbeit" zeigen, dass nur 8% aller Erzieher/innen ihre Arbeits- und Einkommensbedingungen als „gut" bezeichnen würden. Fast ein Drittel aller Befragten gaben an, dass sie diese als „schlecht" empfinden (vgl. Fuchs and Trischler 2008, 5).

Evi nutzt dieses Interview als *Raum der sozialen Selbstverständigung* (vgl. Forschungsgruppe Lebensführung 2004, 16; Kap. 2 und 7.1), ihren Unmut an ihrer Arbeitssituation zu äußern. Die größte Widerspruchslinie in ihrer Lebensführung sind die schlechten Arbeitsbedingungen bei gleichzeitiger Professionalisierung ihres Berufs.

Evi skizziert die Bedingungen in ihrer Kindertagesstätte als eine geschlossene Situation bzw. als eine „*Grenzsituation*" (Freire): Eltern, die sich beschweren, werden zurückgewiesen mit der Begründung, Schuld sei der Träger und diesem sind letztlich auch die Hände gebunden.

In dem Interview mit Evi werden verschiedene *Bewältigungsstrategien* deutlich. Eine sehr wichtige Strategie ist die starke Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre. Sie genießt es, zu Hause nicht mehr fremdbestimmt zu sein, sondern selbst zu entscheiden, was sie wann erledigt oder ob sie sich zunächst auf dem Sofa ausruht. Das bezieht sich auf das Element der ‚*Sorge um sich*' als Gegen-

part zur ‚*Sorge um Andere*', die ihren Berufsalltag maßgeblich bestimmt. Die ‚Sorge um sich' nimmt vielleicht auch deshalb einen besonderen Stellenwert ein, weil Evi sich in ihrer Freizeit sehr stark in ihrer Ortsgruppe vom Roten Kreuz engagiert. Dennoch bleibt hier die ‚Selbstsorge' eine individuelle Bewältigungsstrategie, eine ‚Technologie des Selbst' (vgl. Kap. 4.1.4) – innerhalb einer hegemonialen Regierungsweise, in der jede/r dazu aufgefordert ist, für sich selbst zu sorgen, um eine ‚normale' Lebensführung vorweisen zu können, sich gesund und fit zu halten, mit dem Ziel erwerbsfähig zu bleiben. Diese Form von Selbstsorge ist demnach zwar eine für Evi subjektiv sinnvolle Bewältigungsstrategie, aber sie klebt nur ein „Pflaster auf Wunden, deren Ursachen unberührt bleiben" (Rau 2012, 59).
Eine weitere Bewältigungsstrategie ist die *Kollegialität* im Team. Kollegialität wird hier zu einer Art Formierung von Selbstsorge im Kollegenteam gegenüber den Ansprüchen des Arbeitgebers (vgl. auch Haubl 2012, 39). Offensichtlich formieren sich im Team Momente des Widerstands, bzw. des Aufbegehrens gegen Arbeitsstrukturen. Dennoch distanziert sich Evi in bestimmter Weise von den Kollegen/innen, die gewerkschaftlich aktiv sind. Es sei nicht ihre Art gleich zu ‚meckern'. Ihre Art wäre eher, die Anforderungen, die der Arbeitgeber stellt, individuell zurückzuweisen. Diese Art von ‚widerständigem Handeln' bleibt in einem sehr passiven Moment verharren. Trotzdem respektiert Evi ihre engagierten Kollegen/innen. Sie weiß, dass sie von deren *widerständigem und solidarischem Handeln* profitiert. In ihrem Begründungsdiskurs nennt sie Gefühle schlechten Gewissens. Doch sie lässt sie stehen und begründet vor sich ihr Nicht-Verhalten damit, dass sie sich in anderen Bereichen solidarisch verhält.
In der Tat lässt sich ihr ehrenamtliches *Engagement beim Roten Kreuz* als eine Form solidarischen Handelns bezeichnen: sie setzt sich in ihrer freien Zeit dafür ein, dass andere in Ruhe ihren Freizeitaktivitäten nachgehen können. Dieses Engagement ist sehr wichtig – nicht zuletzt für den gesellschaftlichen Zusammenhalt auf einer sehr basalen Ebene. Dennoch verharrt diese Art von Solidarität in den gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen[57].
Evis *Orientierungen* gleichen einer vielseitigen *Melange* – changierend zwischen *reproduktiven* und *überschreitenden Momenten*. Ihr Antrieb für das Interview ist ihre Vorstellung vom ‚*eigentlichen Leben*' (Holzkamp, Kap. 2) in ihrem Beruf als Erzieherin: die Arbeit mit Kindern sollte deren Möglichkeitsraum in den Blick nehmen, deren ‚verändernde Handlungsfähigkeit' mit Verweis auf „ein menschlich qualitatives Glück" (Heydorn 1080, 66). Diese Beschreibungen im Interview sind die starken Momente einer überschreitenden Orientierung – auch wenn sie selbst dieses Bild in hegemoniale Diskurse über den volkswirtschaftlichen Nutzen einer frühkindlichen Bildung einbettet.
Ihr ‚gesunder Menschenverstand' (Gramsci) sagt ihr, dass die Arbeitsbedingungen und ihre Vorstellung eines ‚eigentlichen Erzieherinnenlebens' auseinanderklaffen. Daher sieht sie die Notwendigkeit einer Veränderung in den Arbeitsbedingungen. Man bekommt jedoch den Eindruck, dass Evi in ihren

[57] Als Gegenbeispiel lässt sich die Gruppe der „Demosanitäter/innen" nennen, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, auf Demonstrationen anwesend zu sein und im Falle von Konflikten zwischen Demonstrierenden und der Polizei „auf der Seite der Aktivist_innen" Erste Hilfe zu leisten (siehe: http://www.demosanitaeter.de/ - gesehen am 16.11.13).

Orientierungen eine Art *Zaungast* ist: sie respektiert das kritische Aufbegehren der Kollegen/innen, die sich während des Streiks 2009 engagiert haben. Aber selbst den Zaun überklettern, ist ihr nicht geheuer. Da halten sie zu viele ‚Aber's' zurück: der Arbeitgeber, die Bedürfnisse der Eltern, finanzielle Verpflichtungen durch Gewerkschaftsbeiträge – aber eben auch die Haushaltung mit ihren eigenen Kräften. Sie engagiert sich bereits, kümmert sich um Unglücke und Notfälle, die bei Freizeitaktivitäten der Anderen passieren können. Dennoch kann sie über den Zaun sprechen – Evi schweigt nicht über die Arbeitsbedingungen. Sie lässt sich interviewen, sie diskutiert mit ihren Kollegen/innen darüber. Unter diesem Blickwinkel lässt sich das Interview an sich als ein Versuch sehen, ‚sich nicht dermaßen regieren zu lassen' (Foucault) vom alltäglichen Arbeitsdruck, vom eigenen Stress aber vor allem den ihrer Kolleginnen. Darin liegt schon *ein Moment einer überschreitenden Orientierung*.

7.4. Sozialpädagogin Simone

7.4.1. Portrait Simone[58]

Simone ist 31 Jahre alt und arbeitet als Sozialpädagogin in Vollzeit in einer Einrichtung, die berufsvorbereitende Bildungsmaßnahmen für Jugendliche anbietet. Durch die von der Agentur für Arbeit finanzierte Maßnahme soll den Jugendlichen der Einstieg ins Berufsleben gelingen. Während und nach dem Studium hatte sie mit Flüchtlingen gearbeitet. Das sei ihr Traumberuf gewesen. Die Asylbezirksstelle wurde jedoch geschlossen, sie wurde arbeitslos und kam zunächst über Kontakte an eine 60%-Stelle, befristet, wo sie an Schulen mit Hauptschüler/innen gearbeitet hat. Mittlerweile arbeitet sie in der Jugendberufshilfe. Da die Maßnahmen nur auf 2-3 Jahre bewilligt werden, ist ihre Stelle auch hier immer befristet. Ihr momentaner Vertrag läuft im nächsten Jahr aus.
Über ihr Leben außerhalb des Berufs erzählt sie, dass sie einen großen Freundeskreis hat, sie kümmert sich um die Kinder ihres Bruders. Sie reist sehr gerne. Alles in allem ganz normal, meint sie. Gefragt nach prägenden Ereignissen, zeigt sich, dass sie sich in ihrem Leben sehr viel in ihrer Familie engagiert hat: sie hat ihre Schwester mit großgezogen und geholfen, die Großmutter bis zu ihrem Tod zu pflegen. Sie lebt allein, hat keine/n Partner/in. In einer langen Passage setzt sie sich mit den Anfragen aus ihrem privaten Umfeld auseinander, die danach fragen, warum sie keinen Partner und keine Kinder habe. Sie engagiert sich über ihren Beruf hinaus für Flüchtlinge und hat zwei junge alleinstehende Frauen während ihrer Schwangerschaft begleitet. Sie sieht sich selbst auf der ‚Sonnenseite' des Lebens und möchte davon etwas weitergeben und anderen Menschen Wertschätzung zukommen lassen. So erklärt sie ihre Motivation für dieses zusätzliche Engagement.
Das Interview mit Simone ist eines der ausführlichsten, das im Kontext des Forschungsprojektes U35 durchgeführt wurde. Aufgrund der sehr spezifischen Themen, die in diesem Interview zur Sprache kommen, ist es für die Forschungsfragen dieser Arbeit von besonderem Interesse. In diesem Kapitel werden zwei Themenbereiche herausgegriffen, in denen besondere Widersprüche in Simones Lebensführung deutlich werden: zum einen Widersprüche in ihrem Berufsfeld als Sozialpädagogin in der beruflichen Integrationsförderung für Jugendliche, zum anderen ihr Leben als alleinstehende junge Frau, das offensichtlich in Widerspruch zu Erwartungen aus ihrem Freundes- und Familienkreis steht. Dieser letzte Aspekt betrifft letztlich die Lebensform ‚Alleinstehend' und die Frage nach hegemonialen Diskursen über Frauenleben.

[58] Das Interview fand in der frühen Phase des Forschungsprojektes „Was bewegt junge Menschen? Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich" statt (Held u.a. 2011). Der Interviewleitfaden wurde aufgrund der Erfahrungen mit den ersten Interviews nach und nach überarbeitet. Daher weichen die in diesem Interview gestellte Fragen an einigen Stellen von dem Interviewleitfaden, der für die übrigen Interviews verwendet wurde, ab. Die entscheidenden Fragen – zu beruflicher Entwicklung, zum Verhältnis Beruf- und Privatsphäre, zu solidarischem Handeln und zum gesellschaftlichen Wandel – sind jedoch gestellt worden. Das Interview wurde von Studierenden aus einem begleitenden Seminar zu qualitativen Forschungsmethoden im Wintersemester 2007/2008 durchgeführt.

7.4.2. Widersprüche in der Berufssphäre

Simone wird zu Beginn des Interviews danach gefragt, was sie in ihrem Arbeitsbereich tue. Simone beginnt mit einer Beschreibung:

> *„Also im jetzigen Arbeitsbereich mache ich eine berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme, das heißt, ich betreue Jugendliche, die sind zwischen 16 und 24 Jahre alt, kommen aus unterschiedlichen sozialen Gesellschaftsschichten, haben unterschiedliche Abschlüsse oder haben keine Abschlüsse und stehen einfach vor dem Problem, keinen Ausbildungsplatz zu bekommen und kein Einstieg … in das berufliche Leben zu schaffen und, … die Jugendlichen kommen zu uns, sie bekommen eine Qualifikation, das heißt, es gibt erst mal ein Einstiegsverfahren, zu gucken, welche Stärken haben sie, wo liegen ihre Fähigkeiten und wo kann man ansetzen und wo kann man eventuell durch weitere Qualifikation die Situation verbessern." (I-12: 35-47)*

Simone arbeitet in Bezug auf die Lebensführung in einem sehr sensiblen Bereich: der beruflichen Integrationsförderung für Jugendliche. In der Biografie nimmt der Übergang von schulischer Bildung, Ausbildung und schließlich die ‚Integration' in die Erwerbstätigkeit eine Schlüsselfunktion ein. In besonderem Maße ist dieser Zeitraum eine Schnittstelle zwischen gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen und den subjektiven Möglichkeiten und Orientierungen. Durch bestimmte Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und in der Arbeitsmarktpolitik, ist für die geschätzten 13-15% von Jugendlichen eines Jahrgangs, die keine schulische oder berufliche Qualifikation erlangen „ein ausgeprägtes Parallelsystem von Warteschleifen in schulischen Maßnahmen, überbetrieblichen Ausbildungsformen oder Maßnahmen der Jugendsozialarbeit (Jugendberufshilfe) sowie Beschäftigungsprojekten geschaffen worden" (Matt 2005, 353).

Berufliche Integrationsförderung ist ein gesellschaftlich wichtiges Arbeitsfeld, vor allem weil es eigentlich nicht nur darum geht mit den Jugendlichen zusammen nach Ausbildungsplätzen etc. zu suchen, sondern auch ihre anderen Lebensbereiche in den Blick zu nehmen:

> *„Und ganz wichtig, weil die Jugendlichen meist nicht ohne Grund hier sind, sondern die haben oftmals große, persönliche, familiäre Probleme, sind … mit den Gesetz im Konflikt geraten, sind krank, … haben psychische Erkrankungen: dass wir einfach versuchen, auch die Persönlichkeit zu stärken und ihnen Wege aufzuzeigen, wie sie praktisch die Probleme, die sie haben, in {den} Griff bekommen können, durch {die} Hilfe anderer Leute. Oder in wieweit man auch einfach … ja, die Jugendlichen stärken muss, manche Situationen auch aushalten zu müssen, weil jetzt die Eltern täglich streiten und der Jugendliche drunter leidet. (…) Und da sind die Probleme, sag ich, sehr, sehr, sehr weit gefächert, die wir im sozialen Bereich einfach abdecken. Das ist dann von Gericht und Androhung von Ordnungshaft, ja,* (macht kreisförmige Bewegungen mit Unterarm, Geste für „und so weiter") *bis zu dass die auch aufhören müssen, weil sie dann wirklich in eine psychische Einrichtung müssen, weil sie es nicht mehr schaffen bis hin*

dann eher zu den Problemen … Probleme, was weiß ich, mit Freundin und Freund Ärger {haben} und dass sie sich da einfach mal ausheulen wollen. Also sehr unterschiedlich." (I-12: 59-83)

Die Arbeit mit Jugendlichen ist sehr vielschichtig. Um den Handlungsspielraum für den jeweiligen Jugendlichen – seinen subjektiven Möglichkeitsraum (Holzkamp) – zu stärken, braucht es vielfältige Kompetenzen. In dem knappen Jahr, in dem die Jugendlichen in der Maßnahme sind, müssen sie so vorbereitet werden – erzählt Simone – dass sie „voller Energie" dann in die Ausbildung gehen können (Z. 97). Neben der individuellen Unterstützung der Jugendlichen ist ihre Aufgabe vor allem organisatorischer Art: die Angebote mit den Lehrer/innen und Anleiter/innen zu koordinieren, die Kontakte zu den Betrieben herzustellen – letztlich ein großes Netzwerk herzustellen (Z. 102-106).

In ihrer Erwerbsarbeit lassen sich zwei Aspekte herausarbeiten, die für Simone mit großen Widersprüchen verbunden sind: zum einen die Struktur des Berufsfeldes selbst und zum anderen ihr eigenes prekäres Beschäftigungsverhältnis und ihr subjektiver Umgang damit.

a) *Widerspruch: berufliche Integrationsförderung für Jugendliche im Spagat zwischen sozialpädagogischem Anspruch und einer ‚aktivierenden' Sozial- und Arbeitsmarktpolitik*

Auf die Frage, ob es Entwicklungen in ihrem Berufsfeld gibt, die sie schwierig findet, antwortet Simone:

„Ja, ok, … also es gab schon, sag ich mal, eine Entwicklung, dass wir uns noch mal als Kollegen auch ausgetauscht haben, dass wir eigentlich irgendwie im sozialen Bereich tätig sind, aber andererseits Dienstleister sind, und … wir uns grad irgendwie auch in diesem Spagat befinden: (…) unsere Maßnahme ist halt so ein Wälzer und was wir alles anbieten und was wir alles qualifizieren und, ja, also … super. … Aber wir kriegen eigentlich kein Geld dafür, also nicht für die Leistung, die wir halt anbieten und dann bist du immer so im … (Wendet sich zur Kamera und spricht:) *Des bleibt aber schon alles unter uns, oder?* (Lacht)*" (I-12: 497-509)*

Innerhalb ihres Teams gibt es das Unbehagen, dass man zwar in einem sozialen Beruf arbeitet, aber die Einrichtung als Dienstleister auftreten muss – in Konkurrenz zu anderen Anbietern. Das Angebot, das sie nach Außen verkaufen, sei sehr umfassend und – so gesteht sie – letztlich stünde mehr darin, als sie eigentlich leisten können. Sie wendet sich zur Kamera und fragt – halb spaßend – ob diese Aussage auch intern behandelt wird. Sie fährt fort:

„Da bist du halt echt immer so im Spagat, dass einerseits (…) musst {du} halt sagen, hier, wir wollen die Maßnahme haben, du musst eine Konzeption vorlegen und du musst Preise vorlegen, ja? Und das ist einfach jetzt auch so, dass wie in der Wirtschaft, ach, der wo günstiger ist, der kriegt halt dann die Zulage. Ja? Das heißt, … manche machen halt Dumping-Preise, ja? Und wie weit geht man da mit und hat aber trotzdem eine total breite Palette … als Angebot, ja und wenn du unterschreibst, sagst du das Angebot hab ich unterschrieben, das heißt, das ist mein Vertrag, ich biete euch das auch an. Und oft werden aber Sachen angeboten, die man personell

gar nicht umsetzen kann. Und dann sind wir immer so im Spagat zu gucken, was sagen wir, was wir anbieten, was können wir wirklich anbieten und des find ich teilweise recht schwierig, ja." (I-12: 513-527)

Die Wettbewerbssituation mit anderen Einrichtungen, die die gleichen Adressaten/innen bedienen, führt zu der Situation, dass die Mitarbeiter/innen ständig überlegen müssen, wie das Angebot formuliert wird, wie die Konzeption dazu aussehen muss, dass sie den Zuschlag für die Maßnahme erhalten. Dies steht offensichtlich oft im Widerspruch zu den tatsächlichen personellen Ressourcen.

Die Konkurrenzsituation am ‚Markt' ist jedoch nur der eine Aspekt des ‚Spagats'. Der andere betrifft die soziale Situation der Jugendlichen. Am Anfang des Interviews beschreibt Simone ihre Aufgaben:

„Und also was eine sehr große Aufgabe ist: Verwaltung. Das heißt wir müssen jeden Schritt dokumentieren, weil das ist eine Maßnahme vom Arbeitsamt aus finanziert, das heißt, wir sind Dienstleister, also das Arbeitsamt führt das nicht selber durch, sondern wir … sind die eben, die das durchführen und das heißt aber auch eine enorme Kontrolle, weil die Teilnehmer ungefähr 211 Euro pro Monat bekommen für die Teilnahme. Das heißt man muss jeden Tag gucken, sind sie anwesend, was machen sie, wo sind sie?" (I-12: 105-115)

Gegenüber der Agentur für Arbeit besteht die Pflicht, den Weiterbildungsprozess der Jugendlichen zu dokumentieren. Dies bedeutet in ihren Augen vor allem, dass die Jugendlichen ständig kontrolliert werden müssen. Wenn die Jugendlichen die Anforderungen der Maßnahme nicht erfüllen, bedeutet dies in letzter Konsequenz, dass ihnen das Geld gestrichen wird. Später im Interview im Zuge des Spagats, den sie beschreibt, konkretisiert sie ihre Meinung zu diesem Spannungsfeld:

„Dass ich halt irgendwie schon des Gefühl hab, (…) dass die Jugendlichen, die hier herkommen, von Anfang an hundert Prozent, in Anführungszeichen (deutet Anführungsstrichen mit der Hand an) *funktionieren müssen und ähm, dass wir ja eher sie wirklich halt an eine Leistungsgesellschaft anpassen, ja? … Und, dass es aber manchmal einfach nicht möglich ist, ja, aber wir das irgendwie möglich machen sollen, und das find ich manchmal ein riesen Problem, weil man sich dann so unter Druck setzt und denkt, oh Gott, und was macht man jetzt noch und ohje und öah, nicht wieder, heute nicht anwesend und schon wieder krank und kommt gar {nicht} … und meldet sich nicht und ja, des sind nur die kleinen Probleme, aber die sind halt für´s Arbeitsamt ja auch ersichtlich und dann sagen die, ja was ist mit dem jungen Mann, ja.* (macht vorwurfsvolle Gestik mit den Händen).*" (I-12: 530-544)*

Kritisch formuliert sie, dass ihre Aufgabe letztlich darin besteht, die Jugendlichen wieder leistungsfähig für die Arbeitsgesellschaft zu machen. Die Maßnahme ist so ausgerichtet, dass die Jugendlichen von Anfang an ‚funktionieren', mitarbeiten müssen – auch wenn das manchmal unmöglich ist. In dieser Passage wird deutlich, dass die Sozialpädagogen/innen den Druck von außen verinnerlichen und auch für sich den Anspruch haben, dass die Jugendlichen die Maßnahme erfolgreich durchlaufen.

„Und … du dann weißt, was daheim los ist, ja, was für Probleme da sind, und du versuchst zu unterstützen, aber trotzdem ist halt diese Anwesenheit und diese Qualifikation eigentlich im

> *Vordergrund, … aber die Probleme liegen eigentlich bei den meisten im sozialen oder im familiären Bereich und die überwiegen so viel, dass er die ganze Energie eigentlich da rein geht und du dann die Qualifikation, …* (lässt Hand auf den Schenkel fallen, als Geste der Sinnlosigkeit, oder Hoffnungslosigkeit) *das wird eigentlich zur Nebensache. (…) Und des isch noch mal, … recht … ja schwer irgendwie, das auszubalancieren." (I-12: 544-556)*

Die Schwierigkeit den eigenen Anspruch umzusetzen, dass die Jugendlichen an der Maßnahme teilnehmen, liegt darin, dass die Sozialpädagogen/innen eigentlich wissen, was den Jugendlichen in seiner sonstigen Lebensführung beschäftigt. Hier wird deutlich, dass die Bedingungen es eigentlich kaum zulassen, dass die Sozialpädagogen/innen sich mit dem Jugendlichen zusammen auch um diese anderen Bereiche kümmern. Die Erfüllung der Teilnahmebedingungen steht an oberster Stelle. Und alles andere muss nebenher passieren.

Dieses Berufsfeld lässt sich sehr gut auf der Folie mit dem im ersten Teil dieser Arbeit entwickelten Theoriefeld analysieren. Soziale Arbeit sticht in gewisser Weise unter den in dieser Arbeit behandelten Berufsfeldern heraus in Bezug auf Foucaults Überlegungen zu Regierungstechniken, zur *Gouvernementalität* (vgl. Kap. 3.2). Fabian Kessl hat Soziale Arbeit auf der Basis der gouvernementalen Regierungstechnik analysiert: „Soziale Arbeit ist im Anschluss an die Studien zur Gouvernementalität als Teil wohlfahrtsstaatlicher Regierungsweisen des Sozialen in den Blick zu nehmen. Eine Gouvernementalität Sozialer Arbeit zielt dementsprechend auf die Rekonstruktion und Reflexion der historischspezifischen Regierungsweisen." (Kessl 2006, 63) Damit ist gemeint, dass seit den Anfängen Sozialer Arbeit als professioneller Dienstleistung, diese in der Regierung des Sozialen, in der Gestaltung wohlfahrtsstaatlicher Arrangements mitmischt. Unter diesem Blickwinkel – so arbeitet Kessl heraus – hat Soziale Arbeit von jeher die Funktion einer Normalisierungsinstanz inne gehabt (63ff.). Gerade in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen arbeitet man mit „Menschen, die der verabredeten Normalität (noch) nicht entsprechen" (71). Neben der Aufgabe Kinder und Jugendliche in die ‚verabredete Normalität' zu integrieren, arbeitet Soziale Arbeit zudem an der Herstellung sozialer Phänomene mit: ‚Jugend' wird mit Defiziten, Gefährdungen und Gefahren assoziiert, auch um einen entsprechenden Hilfekatalog zu rechtfertigen (vgl. Bettinger 2007, 83f.). Deshalb ist die zentrale Aussage von Fabian Kessl: „Soziale Arbeit ist Regierungshandeln. Wir entkommen uns nicht." (Kessl 2005, 90) Das bedeutet, dass Soziale Arbeit ein Teil des Staatsapparates ist, dass Sozialarbeiter/innen mit ihrem Handeln bestehende Machtverhältnisse reproduzieren, auch wenn diese einen dezidiert emanzipatorischen Ansatz im jeweiligen Arbeitsfeld fahren möchten.

Simone beschreibt letztlich das klassische Strukturdilemma in der Sozialen Arbeit: die Gestaltung ihres Arbeitsalltags innerhalb des ‚Doppelten Mandats' – zwischen Hilfe und Kontrolle (vgl. u.a. Staub-Bernasconi 2007). Sie sieht die komplexe Lebenslage der Jugendlichen und – auch aufgrund ihres Professionsverständnisses – registriert sie die Fälle, bei denen sie sich bewusst ist, dass diese Jugendlichen eigentlich eine andere Form von Hilfe benötigen. Sie und ihre Kollegen/innen haben aber einen Vertrag zu erfüllen, dessen Rahmenbedingungen sich eng an die Vorgaben der Ar-

beitsagentur hält – eine staatliche Institution, die das aktuelle politische Paradigma von ‚fordern und fördern' verkörpert. Die Leistungsvereinbarungen, die der soziale Träger mit der Arbeitsagentur abschließt, unterliegt einer ‚work-first'-Orientierung: die Arbeitsmarktintegration ist das Ziel. Alles was für eine gesellschaftliche Teilhabe, Inklusion darüber hinaus notwendig ist, wird systematisch vernachlässigt (vgl. Galuske and Rietzke 2008, 411). Das Arbeitsfeld Jugendberufshilfe ist demnach ein explizites Beispiel für die von Ulrike Eichinger beschriebenen Prozesse der *„programmatischen Neuausrichtung"* der Sozialen Arbeit „im Rahmen des aktivierenden Staats" (Eichinger 2009, 57; vgl. auch Kap. 5.2).

Fabian Kessl kritisiert an dem im deutschsprachigen Raum verwendeten Konzept des ‚Doppelten Mandats' (Hilfe und Kontrolle), dass der machttheoretische Dualismus (Unterdrückung versus Freiheit) nicht überwunden werden kann. Das liege daran, dass Hilfe und Kontrolle als zwei unabhängige Pole behandelt werden, wobei letzteres nur als Mittel zum Zweck eingesetzt würde, als Mittel um zu erreichen, dass die betreute Person zu einem mündigen, freien Subjekt wird (vgl. Kessl 2006, 69).

Simone hat einen kritischen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und auf ihr Arbeitsfeld: eigentlich widerstrebt es ihr, die Jugendlichen auf die Anforderungen der Leistungsgesellschaft zu trimmen (vgl. Z. 530ff.). Dennoch ist ihr wahrscheinlich bewusst, dass es die Jugendlichen mit einer materiellen Absicherung durch eine Erwerbsarbeit in vielerlei Hinsicht ‚leichter' haben werden in ihrem Leben/in ihrer Lebensführung.

Dieses Dilemma korrespondiert mit der Janusköpfigkeit der gegenwärtigen Regierungsweise: es braucht die Unterwerfung an die Anforderungen, die Aneignung der ›Selbsttechnologien‹, um an der hegemonialen Idee eines ›normalen Lebens‹ teilhaben zu können. Gleichzeitig hält die *›liberale Gouvernementalität‹* das Versprechen bereit, dass man durch die Teilhabe an der Normalität einen Spielraum zur *freien* Verfügung erhält (vgl. Ludwig 2011, 126; 145ff.; Kap. 3.2). So paradox es auch klingen mag: durch die Teilhabe an der Normalität, eröffnet sich die Dimension diese ›Normalität‹ zu hinterfragen und letzten Endes zu beginnen, von einem ›eigentlichen Leben‹ (Holzkamp; vgl. Kap. 2) zu träumen.

Soziale Arbeit ist Teil dieses Machtgefüges. Fabian Kessl schlussfolgert jedoch: „Dennoch ist aus dieser Einsicht nicht zu folgern, dass sie {die Soziale Arbeit; Anm. L.B.} sich gefügig in das Gefüge der Macht fügen müsse. Vielmehr muss sie ihren NutzerInnen dazu verhelfen, sich möglichst flügge zu machen, und auch selbst möglichst flügge zu werden – im Gefüge der Macht. Denn es geht noch immer um nicht weniger als ‚die Kunst, nicht dermaßen sozialpädagogisch zu regieren – und regiert zu werden' (…)." (Kessl 2006, 73)

Die Frage ist, wie Simone mit diesem Dilemma umgeht, wie sie ihren ›subjektiven Möglichkeitsraum‹ nutzt. Simone wird im Interview nicht danach gefragt. Es wird nur deutlich, dass sie sich mit ihren Kollegen/innen darüber austauscht (Z. 497ff.). Aber letztlich reagieren alle mit persönlichem Einsatz: es werden Überstunden gemacht, um den Anforderungen – die Erfüllung der Rahmenbedingungen der Maßnahme und die individuelle Betreuung von einzelnen Jugendlichen – gerecht zu werden:

„Du kannst (…) auch irgendwie teilweise nur noch reagieren und musst gucken, dass du {die} Schäden irgendwie so klein wie möglich irgendwie hältst. (…) (Lächelt) *Wir machen aber auch alle Überstunden, muss man auch sagen, also …" (I-12: 595-600)*

b) 2. Widerspruch: prekäres Beschäftigungsverhältnis als Sozialpädagogin in der beruflichen Integrationsförderung für Jugendliche

Nachdem die Bezirksstelle für Asyl, für die Simone gearbeitet hat, geschlossen wurde, ist Simone über eine Bekannte in ein schulisches Projekt für berufliche Integration von Jugendlichen gekommen. Sie war zu diesem Zeitpunkt sechs Wochen arbeitslos. Ihre Entscheidung, diese Stelle anzutreten, sei vor allem aus pragmatischen Gründen geschehen: sie hat für sich beschlossen, dass sie diese Stelle als „Chance" sieht, als Chance sich weiterzubilden, sich Fähigkeiten auch in einem anderen Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit anzueignen (vgl. Z. 264-302). Sie beschreibt, dass es anstrengend war sich einzuarbeiten, eine Konzeption zu entwickeln (Z. 311-329). Es handelte sich um eine 60%-Stelle, befristet auf zwei Jahre (Z. 338-339). Im Moment arbeitet sie auf einer 100%-Stelle, aber auch diese Stelle ist befristet (Z. 344-349):

„Aber, also die Projekte oder Maßnahmen sind meistens immer nur, dass du wirklich dann für zwei, drei Jahre, … ein Arbeitsvertrag bekommst … und … (holt tief Luft und atmet laut aus) *und du schon die Rückmeldung bekommst, wenn sie zufrieden mit dir sind, dass sie schon gucken, wie sie dich noch irgendwie dann wieder unterbringen können, ja, … aber es ist trotzdem immer ja, du hast nicht wirklich das Gefühl anzukommen…, sondern du arbeitest … halt immer dann irgendwie, also ich hab zwei Jahre, … wirklich sehr viel Energie auch in das Projekt rein gesteckt und hab auch sehr positive Rückmeldung aus von allen Seiten bekommen, die Direktoren haben auch Briefe geschrieben ans Wirtschaftsministerium und … Also man hat sich irgendetwas erarbeitet und dann kriegt man relativ bald irgendwie die Mitteilung, ja, also … wenn auch mal angedacht war, dass es länger geht, ich kann Ihnen jetzt schon sagen, …* (schüttelt den Kopf) *das wird dann zu Ende sein." (I-12: 350-366)*

Simone schildert die Situation, wie sich das anfühlt, wenn man weiß, dass man an dieser Arbeitsstelle nur befristet beschäftigt ist: man arbeitet, bringt sich und seine Energie ein und versucht etwas aufzubauen mit dem Wissen der zeitlichen Beschränkung. Sie bekommt die Rückmeldung, dass ihre Arbeit geschätzt wird, man bemüht sich, für sie eine andere Lösung zu finden – aber diese Form von Anerkennung führt nicht in ein abgesichertes Beschäftigungsverhältnis.

„Und dann ist es halt schon, da muss man sich auch wieder motivieren und sagen, ok, (…) die Jugendlichen jetzt sind ja da und für die kann man ja jetzt auch was erreichen, aber es macht´s halt schwierig, weil man halt immer so viel Energie erst reinstecken muss und wenn´s dann in die Phase gehen würde, wo halt viele Sachen schon, wo du dich eingearbeitet hast, du Kontakte aufgebaut hast, viele Sachen sich automatisieren könnten… (I: Mhm) … ist es bald wieder vorbei. Und dann geht halt viel Energie … einfach schon in der Richtung wieder verloren. Was

Standhaftes irgendwie anzubieten. Also an den Schulen auch anbieten zu können." (I-12: 366-377)

Sie beschreibt, dass sie sich selbst immer wieder aufraffen muss, motiviert mit den Jugendlichen zu arbeiten, sich auf das Jetzt zu konzentrieren. Aber das Wissen um das baldige Ende zieht Energie. Vermutlich steht auch die Frage im Raum, wofür man sich anstrengt, wenn langfristige Projekte nicht finanziert werden.

Sie wird gefragt, ob sie diese Situation verunsichert oder ihr sogar Angst machen würde. Sie überlegt und verneint (Z. 380-390). Die Interviewerin hakt nach, ob sie sich darüber keine Gedanken machen würde. Simone antwortet:

„Na, bisher, sag ich mal, waren meine Erfahrungen einfach so positiv, dass halt wenn die eine Tür zu gegangen ist, dass eine andere wieder auf ist, und … sich immer auch was ergeben hat und, … dass ich jetzt schon … denk, ja, also ich werde schon was finden, wo ich da arbeiten kann." (I-12: 394-398)

An dieser Stelle des Interviews nennt Simone ihre positiven Erfahrungen. Sie zieht das Sprichwort heran: „Wenn sich eine Tür schließt, so öffnet sich eine andere", mit dem sie ihre Gewissheit betont, dass sie wieder eine andere Erwerbstätigkeit finden wird. In ihren Worten schwingt Zuversicht mit – hier lässt sie kein Aufkommen von Ängsten zu. Im weiteren Verlauf des Interviews jedoch denkt sie darüber nach, dass sie bisher auch noch nicht die Erfahrung von Arbeitslosigkeit hatte. Kurz nach dem Studium war die Angst da, den Einstieg in das Berufsleben nicht zu schaffen. Dennoch wäre sie damals letztlich überzeugt gewesen, mit ihrer Jugend, Gesundheit und ihrer Qualifikation immer eine Erwerbstätigkeit zu finden (Z. 403-412). Sie sinniert weiter, dass sie die jetzige Situation pragmatisch angeht und spricht dann doch über ihre ambivalenten Gefühle:

*„Und ich bin ein bisschen zwiegespalten, einerseits denk ich … das ist, ähm, war total unbefriedigend und dann gibt's auch Phasen, wo ich denk, das ist aber auch wieder ´ne Chance, was anderes zu lernen. Was anderes zu sehen, ´ne andere Einrichtung kennenzulernen. Ich glaub das ist je nachdem, welche Tagesverfassung ich hab oder {was} mich anspricht, kann ich dann auch mal sagen: (*lacht, I. lacht ebenfalls*) Wow, ich freu mich, guck ich mal wieder, was es gibt. Und manchmal würd ich dann sagen, ich hab gar kein Bock jetzt schon wieder mich irgendwo einzuarbeiten, alles neu kennen lernen, neu … also die Kollegen und neues Umfeld, ja, ich glaub das ist einfach sehr abhängig … von der Situation." (I-12: 431-444)*

Simone wird hier offener, bricht das Selbstbildnis einer Frau, die nichts schreckt auf und berichtet von Momenten, in denen sie ihre Situation schwierig findet. In ihrer Erzählung wechselt sie dann aber dann doch wieder zu den Phasen, in denen sie zuversichtlich ist und die Chance in der Veränderung sieht. In diesen Sätzen wird deutlich, dass sie der beruflichen Unsicherheit nicht mit völliger Gemütsruhe entgegensieht – im Gegenteil: mit dem Sprichwort von der Tür, die sich öffnet und der Bemerkung, dass die Veränderung auch neue Chancen für sie birgt, schwingt ein *Wille* mit, zuversichtlich zu sein. Ängste werden weggedrängt, nicht an die Oberfläche gelassen. Diese Bewältigungsstrategie hilft

ihr, den Alltag zu meistern. Gleichzeitig reproduziert sie das Credo vieler Lebenshilfe-Ratgeber, mit ›positivem Denken‹ sein Leben selbst zu organisieren und schwierige Lebenssituationen als Chance zu Veränderung zu begreifen.

In diesem Beispiel zeigt sich eine weitere Facette der Janusköpfigkeit der liberalen Gouvernementalität und der auf subjektiver Ebene damit zusammenhängenden ›*reproduktiven Orientierungstätigkeit*‹ (vgl. Kap. 4.1.4): Simone nutzt die Technik des ›positiven Denkens‹, um ihre schwierige Situation zu überwinden, um sowohl für sich selbst als auch nach außen (gegenüber der Interviewerin) die Seite in ihr zu zeigen, die sich durch Stärke, Kraft und vor allem einer hohen Flexibilität in Bezug auf den Arbeitsmarkt auszeichnet. Mit dieser Technik bewältigt sie ihr jetziges Leben in Bezug auf ihre Zukunft und bestätigt im gleichen Atemzug eine Regierungsweise, in der ständige Flexibilität auch gefordert wird bei möglichst gleichbleibender guter Laune. Das ›positive Denken‹ ist eine der Selbsttechniken, die – wie Foucault sie beschreibt – „den Individuen gestatten, selbst eine Reihe von Operationen mit ihrem Körper, ihrer Seele, ihren Gedanken, ihrem Verhalten vorzunehmen, sie auf diese Weise zu verwandeln oder zu verändern und einen bestimmten Zustand der Vollkommenheit, des Glücks (…) zu erreichen“ (Foucault 2005 [1981], 210). Diese Selbsttechniken stehen in Wechselwirkung zu der jeweiligen Herrschaftstechnik (ebd.). Innerhalb der liberalen Gouvernementalität gibt das Konzept des „Unternehmers seiner selbst“ (GG II, 314) die Richtung an, in die man sich mittels der Technik des ›positiven Denkens‹ verändern soll. Dieses Konzept ist ein „höchst wirksames Als-ob“, sagt Ulrich Bröckling, „bewegt von dem Wunsch, kommunikativ anschlussfähig zu bleiben, und getrieben von der Angst, ohne diese Anpassungsleistung aus der sich über Marktmechanismen assoziierenden gesellschaftlichen Ordnung herauszufallen“ (Bröckling 2007, 46f.).

In Simones Erzählung wird deutlich, dass die Selbsttechnik nicht widerspruchsfrei funktioniert: sie weiß um den Wert dauerhafter sozialer Beziehungen zu Kollegen/innen, zu Jugendlichen – nicht zuletzt aufgrund ihres professionellen Selbstverständnisses.

Im späteren Verlauf des Interviews wird Simone mit der Behauptung konfrontiert, dass der Druck in allen Lebenslagen zugenommen hätte. Die Interviewerin nennt als Beispiel, dass junge Menschen flexibler sein müssen, nimmt Bezug auf Simones befristeten Stellen und fragt, wie sie das empfände:

> *„Also wie gesagt, das ist ja auch eine Lebenseinstellung, also so wie ich halt jetzt ja des Gefühl hab, es wird sich schon wieder ein Türchen für mich auftun, aber gleichzeitig hab ich ja auch vorher gesagt, dass ich schon find, dass die Anforderungen einfach steigen und ähm aber weniger Leute die Anforderungen erfüllen sollen und du weniger Zeit hast, um Anforderungen zu erfüllen und da denk ich schon, da steigt immens der Druck. Weil immer weniger, immer mehr machen sollen und immer besser und immer schneller. Und den Druck empfinde ich schon.“ (I-12: 1176-1185)*

Simone führt ihr Lebensmotto an, dass sie bereits im früheren Verlauf des Interviews genannt hat: sie denkt, dass sich ihr immer wieder neue Möglichkeiten eröffnen. Dennoch spricht sie von dem Gefühl,

dass im Allgemeinen die Ansprüche gestiegen sind, dass mehr gefordert wird mit zunehmendem Zeitdruck. Diesen gestiegenen Druck empfindet Simone ebenfalls.

> *„Deshalb denk ich dann auch … irgendwie kommen dann nachts irgendwie oder morgens so Dinge in Kopf, ja, um ja nichts zu vergessen. Also es sind schon Zeichen, dass du einfach ja, den Druck hast, allem und allen gerecht zu werden und ja keine Fehler zu machen und … aber … wie gesagt, das ist aber auch ein Druck, den ich mir ja selber aufbaue, weil ich halt, … 100 Prozent professionell irgendwie arbeiten möchte und eigentlich denke ich an mir ein bisschen arbeiten müsste und sagen müsste, he, da sind die Anforderungen, so viele Stellen sind dafür zur Verfügung, das ist illusorisch, das so umzusetzen und ähm, einfach da zurückschrauben müsste, aber dann denke ich mir mal, das müsst ich halt auch machen. Und das kann ich aber nicht, irgendwie. .. Weil ich dann immer so denk, na, ich kann den jungen Mann jetzt nicht wegschicken, ja, wenn er mir jetzt grad unter Heulen das berichtet, da möcht ich da mir die Zeit nehmen, obwohl ich auch weiß, eigentlich hab ich die Zeit gar nicht, weil draußen stehen noch zehn andere und musst irgendwie des eher abhaken und gucken.“ (I-12: 1185-1204)*

Simone beschreibt die Faktoren, an denen sie merkt, dass sie den Druck spürt: nachts aufwachen und über die Arbeit nachdenken. Gleichzeitig wendet sie ein, dass sie sich diesen Druck ja auch selbst machen würde: sie betont ihren Willen, professionell zu arbeiten. Eigentlich sieht sie, dass ihre Ansprüche mit den gegebenen Arbeitsstrukturen nicht zu erfüllen sind und sie müsste theoretisch die Konsequenzen daraus ziehen und ihre Ansprüche zurückschrauben.

An dieser Interviewstelle lässt sich aufzeigen, dass die Widersprüche in ihrem Berufsfeld – zum einen inhaltlicher Art in der Arbeit mit Jugendlichen im Spannungsfeld eines ›aktivierenden Sozialstaats‹ und zum anderen ihre eigenen prekären Beschäftigungsverhältnisse – sich gegenseitig bedingen, sogar verstärken.

Soziale Arbeit ist im besonderen Maße eine personenbezogene Arbeit; das heißt, sie kann nur gelingen, wenn sie in Kooperation, Verständigung und Aushandlung mit den Adressaten/innen tritt. In diese Koproduktion fließen notwendigerweise die persönlichen Auffassungen und Handlungen mit ein: „Folglich verlangt das Produktionsverhältnis den KoproduzentInnen ihre Subjektivität ab und zeitgleich subjektivieren sie die Arbeit.“ (Rose and Wulf-Schnabel 2013, 99). Barbara Rose und Jan Wulf-Schnabel skizzieren damit, dass die Arbeit als Sozialarbeiter/in bzw. Sozialpädagoge/in nur gelingt, wenn diese sich mit ihrer Persönlichkeit einbringen und gleichzeitig eine kooperative Beziehung mit den Adressaten/innen aufbauen. Die Verständigung über die Orientierungen, Haltungen und Auffassungen aller Beteiligten erzeugt etwas ‚Drittes‘ – einen Raum sozialer Selbstverständigung (Holzkamp; vgl. auch Kap. 3.1) – ein Aspekt, der eine wesentliche Säule des professionellen Selbstverständnisses darstellt. Daher sprechen die beiden Autoren/innen auch von einer ‚gefangenen Subjektivierung‘ (ebd., vgl. auch Wulf-Schnabel 2011, 25ff.). „Gefangene Subjektivierung von Sozialer Arbeit erfordert ein situativ offenes, improvisierendes Handeln, um der Eigensinnigkeit der Problemsicht der AdressatInnen (Thiersch 2002: 215) folgen zu können.“ (Rose and Wulf-Schnabel 2013, 99).

Für die Kritik an den eigenen Beschäftigungsverhältnissen lassen sich daraus jedoch mindestens zwei Problemfelder ableiten: wenn Beschäftigte in der Sozialen Arbeit ihre Arbeit niederlegen, um für bessere Arbeitsbedingungen zu streiken, trifft dies zuallererst die Hilfe- und Unterstützungsprozesse für die Adressaten/innen, für die sich Sozialarbeiter/innen / Sozialpädagogen/innen in der Regel verantwortlich fühlen. Dazu kommt, dass die Adressaten/innen sich meist in prekären Lebenslagen befinden. Arbeitsverweigerung – Streik, oder wie bei Simone, die ja nur darüber nachdenkt ihre Arbeit innerhalb der vorgegebenen Strukturen zu verrichten – bedeutet eine Verstärkung der Asymmetrie, und den Adressaten/innen gehen konkrete Unterstützungsleistungen verloren (99f.).
Daher stellen Rose und Wulf-Schnabel fest, dass ‚gefangene Subjektivierung' befangen machen kann. Lohnarbeitende in der Sozialen Arbeit stellen oft ihre eigenen Interessen zurück, auch „wenn die Produktionsverhältnisse prekär werden" (100). Das verweist auch auf die hohe Identifizierung mit der Erwerbstätigkeit (vgl. auch Held and Billmann 2014, 32). Die starke Identifizierung mit dem Arbeitsfeld und den Akteuren darin, erschwert den Gedanken, sich dagegen zu wehren (vgl. Rose and Wulf-Schnabel 2013, 100)[59].
Das zweite Problemfeld liegt in der oben erwähnten „*Ökonomisierung der Sozialen Arbeit*" (Eichinger 2009, 57; vgl. Kap. 5.2). Im Zuge dieser Prozesse „müssen professionelle Fachkräfte immer flexibler für verlässliche sozialarbeiterische Verhältnisse sorgen, um Koproduktion noch weiter zu ermöglichen" (Rose and Wulf-Schnabel 2013, 101), was zu verstärktem Selbstmanagement und einer erhöhten ökonomischen Verwertung der Arbeitskraft – sprich einer wettbewerblichen Subjektivierung – führt.
Beide Formen der Subjektivierung – die gefangene oder die wettbewerbliche Subjektivierung – führen in jedem Fall zu Selbstausbeutung und verstellen den Blick auf den Aspekt der ›doppelten Möglichkeit‹ zu widerständigem Handeln, um eine Verfügungserweiterung für *alle* zu erlangen (vgl. ebd.; Kap. 3.1).

7.4.3. Die Lebensform »Single«: im Widerspruch zu einer gesellschaftlichen ‚Normalität'?[60]

Von den 40 Interviewten im Forschungsprojekt U35 haben 15 angegeben, alleinstehend zu sein, darunter 11 Frauen, 2 von ihnen alleinerziehend mit einem Kind (vgl. Held et al. 2010, 290). Simone ist die Einzige, die auf das Thema Alleinstehend im Interview eingeht. An ihr wird jedoch exemplarisch deutlich, dass die Lebensform Alleinstehend gerade für Frauen sich nicht einfach bruchlos als eine weitere gesellschaftlich akzeptierte Lebensform in die Vielfalt gesellschaftlicher Realitäten einfügen lässt.

[59] Allerdings haben gerade die Proteste der Erzieher/innen 2009 gezeigt, dass der Wunsch gute, qualitative Arbeit zu leisten – gerade weil man sich stark mit dem Arbeitsfeld identifiziert – dazu führen kann, dass man sich für bessere Arbeitsbedingungen einsetzt (vgl. Held and Billmann 2014, 36).
[60] Dieser Abschnitt ist eine überarbeitete Version des von der Autorin verfassten Kapitels 5.5 „Alleinstehende Frauen" aus dem Abschlussbericht „Was bewegt junge Menschen? Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich" (Held u.a. 2011, 289ff.).

Simone bringt das Thema auf den Tisch, als sie gefragt wird, ob sie einen gesellschaftlichen Wandel verspürt. Sie kann zunächst mit dem Begriff nichts anfangen, fragt lachend zurück, ob der denn wirklich stattfindet. Die Interviewerin führt dann aus, ob sie denke, dass es junge Menschen heute schwerer hätten, eine Familie zu gründen, gleichzeitig dem Job nachgehen usw. (vgl. I-12: 1071-1085).

> *„Wie find ich das?* (Pause) *Da muss ich jetzt mal nachdenken, wie ich des find.* (Stützt Arm auf dem Tisch ab und stützt Kopf in die Hand ab) *Ja, ich hab ja selber keine Kinder, … ich arbeite.* (Lacht leicht verkrampft) *Also prinzipiell denke ich, erstmal muss jeder sein Lebensweg gehen, den er gehen möchte, also jeder sollte sein Leben so leben, dass er zufrieden und glücklich mit sich und mit seinem Leben ist. Das wäre erstmal mein erster Ansatzpunkt, dass man halt, ja oder nicht sagt so, was will die Gesellschaft von mir, so, ich bin jetzt so alt, eigentlich müsste ich das und das erreicht haben und ich sollte so viele Kinder haben und eigentlich sollte ich ein Haus und ein Auto da stehen haben, also von der Vorstellung würde ich mich … {gern ein} bisschen verabschieden.“ (I-12: 1088-1101)*

Simone geht erst gar nicht auf den gesellschaftlichen Wandel ein – flüchtet sich nicht in Allgemeinplätze über die Schwierigkeit der Vereinbarung von Familie und Beruf, sondern bringt sofort ihre Lebenssituation als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zur Sprache: ‚ich habe keine Kinder – ich arbeite!‘ Allein in den Ausführungen der Interviewerin schwingen für sie offensichtlich sogleich ein Bündel an gesellschaftlichen Erwartungen mit, dass sie den Impuls hat, diese zurückzuweisen und energisch ihren Ansatzpunkt formuliert: jeder solle den Lebensweg gehen, der ihn glücklich und zufrieden macht und nicht das tun, was die Gesellschaft von einem fordert. Sie nennt die gesellschaftlichen Erwartungen, welche die Erfüllung bestimmter altersspezifischer Normen beinhalten: in ihrem Alter sollte man (Wohn-)Eigentum und andere Statussymbole besitzen, aber eben auch Kinder haben.

Das Fehlen von Kindern wird Simone vorgehalten. Sie spricht weiter:

> *„Aber ich hab jetzt auch schon eine Erfahrung gemacht, ich bin auch 31, dass da die Leute einen irgendwie ständig, ansprechen, naja, jetzt wird´s doch mal Zeit und {du} musst doch mal Kinder kriegen und du magst doch Kinder und wo ich dann immer so zwischendrin bin, wo ich denk, ja, aber warum, also, kann ich nicht selber entscheiden, wie mein Leben verlaufen soll.“ (I-12: 1101-1108)*

An dieser Stelle bekommt der ‚Wille der Gesellschaft‘ ein Gesicht: Menschen im Umfeld, die – wahrscheinlich in familiären Zusammenhängen lebend – Simone daran erinnern, dass sie eine wesentliche Funktion als Frau *noch nicht* erfüllt: die Mutterschaft. Anknüpfungspunkt ist ihr Alter, ihre nur noch begrenzte biografische Lebenszeit, Kinder zu bekommen.

Im Zuge der theoretischen Auseinandersetzung, welche Elemente momentan eine ›*reproduktive Orientierungstätigkeit*‹ ausmachen könnten, wurde festgehalten, dass die Orientierung an eine bestimmte Vorstellung von ›*Normalität*‹ dazugehört (vgl. Kap. 4.1.4). Es wurde ausgeführt, dass die liberale Gouvernementalität mehrere Normalitäten zulässt – ja sogar befördert – als gesellschaftliche Ressource nutzt. Neoliberale Gouvernementalität lebt von den Unterschieden; sie braucht einen Raum, in

dem Schwankungsprozesse zugelassen werden und eine gewisse Toleranz für die Individuen und deren Praktiken (vgl. Ludwig 2011, 236). Gundula Ludwig skizziert, dass in diesem Konglomerat auch ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ in gewisser Weise ›frei gestaltbar‹ wird: sie entsteht durch die Arbeit an einem selbst und wird ein Produkt persönlicher Anstrengung (237). Ihr Fazit ist, dass es „zu einer Pluralisierung der Lebensweisen und einer Erweiterung des Normalitätskontinuums" kommt: „Single-Frauen werden damit zunehmend ebenso in das Normalitätskontinuum integriert wie beispielsweise monogam lebende schwule Paare" (237f.).

Forscher/innen, die alleinstehende Frauen befragt haben, kommen jedoch zu einem differenzierteren Ergebnis. Jean-Claude Kaufmann hat in seiner qualitativen Studie über alleinstehende Frauen hervorgehoben, dass das Thema Alleinstehend für Frauen eine andere Dimension als für Männer beinhaltet: „Entgegen den öffentlichen Erklärungen (‚Jeder kann tun, was er will') gibt es … doch ein verstecktes, heimliches Modell für das Privatleben, das plötzlich und auf gemeine Weise hervortreten kann, wenn die alleinstehende Frau den ‚erhobenen Zeigefinger' auf sich gerichtet sieht." (Kaufmann 2006, 53) Der ‚erhobene Zeigefinger' der Gesellschaft ist in diesem Fall der ‚Makel' einer Frau, im fortgeschrittenen gebärfähigen Alter (noch) keine Kinder zu haben. „Stärker noch als die Tatsache, nicht zu zweit zu leben, ist die Tatsache, kein Kind zu haben, mit dem Verdacht der Anomalität behaftet." (99)

Lena Correll verweist auf öffentliche Diskurse, die ein bestimmtes Familienleitbild reproduzieren, das sich über die Jahrzehnte (seit dem Zweiten Weltkrieg) mit erstaunlicher Stabilität gehalten hat: die Familie, bestehend aus einem heterosexuellen Ehepaar mit ‚leiblichen' Kindern mit klassischer Rollenverteilung: einem Vater, der der Haupternährer der Familie ist und einer Mutter, die hauptverantwortlich für die Reproduktionsarbeit ist (vgl. Correll 2009, 261). Bezüglich der Frage nach Erziehung und Betreuung von Kindern in der Lebensführung, seien nach wie vor Frauen angesprochen: „Der Subjektivierungsmodus Frau = Ehefrau = Mutter bleibt als Norm erhalten. Andere Lebensentwürfe, seien sie mit Kindern, wie Alleinerziehende, homosexuellen Familien oder ohne Kinder, werden als Abweichung konstruiert, entweder explizit oder indem sie eine Leerstelle im Diskurs bleiben (…)." (261) Correll stellt fest, dass es zweifellos Veränderungen, Verschiebungen innerhalb der Diskurse gibt – aber die hegemoniale Konstanz behält das Bild der Frau als Ehefrau, als Mutter. So hat der Bezug auf die Tradition an normativer, legitimatorischer Kraft verloren (ebd.). „Nach wie vor stellen vorherrschende Familienleitbilder oft unhinterfragte Hintergrundannahmen im Alltagsleben dar und sie sind wichtig für die Identitätsbildung, z.B. indem die Leitbilder der Diskurse zur Plausibilisierung und Legitimierung von Lebensstilen dienen (können)." (262)

Angela McRobbie stellt mit Verweis auf Judith Butler die These auf, dass in westlichen Gesellschaften eine Tendenz zur Re-Traditionalisierung des Familienlebens genau in diesem Moment stattfindet, in dem globale Migrationsbewegungen das Konstrukt von ‚Nationalstaat', Bevölkerungen und deren ‚Kultur' ins Wanken bringen. McRobbie ist der Ansicht, dass man die Integration homosexueller Pärchen „in die glückliche Welt der klassischen Kleinfamilien" so verstehen kann, dass man sich damit gegen diese neue vermeintliche Bedrohung besser wappnen könne (McRobbie 2010, 83). Im Zentrum

jedoch steht, dass die Unantastbarkeit der Familie fortgesetzt wird. Sie zieht als Beispiel die nach wie vor wieder hoch im Kurs stehende Hochzeitskultur heran, die in ‚liberalen Demokratien' ausgiebig gepflegt wird und die nun sich immer mehr für alle gesellschaftlichen Gruppen öffnet. Zu diesem Szenarium gehört das im öffentlichen Diskurs stark dämonisierte Lebensmodell der ‚alleinerziehenden Mutter' (ebd.). McRobbie schlussfolgert: „Es gibt heutzutage viele junge Frauen, die keine Kinder haben beziehungsweise gerne Kinder hätten, die aber, aus welchen Gründen auch immer, nicht den richtigen Partner finden können. Oftmals bleiben sie daher unverheiratet und sind aus der romantisierten Welt der Kleinfamilie ausgeschlossen. Diesen Frauen bieten sich nur wenige Alternativen an, und jenes radikale politische Imaginäre, das frühere Generationen von Feministinnen entworfen haben und in dem Alternativen zum klassischen Familienleben noch vorstellbar waren, schwindet vom Horizont." (84)

Im Fall von Simone löst ihre Kinderlosigkeit im näheren sozialen Umfeld offensichtlich besonderes Unverständnis aus: eine Sozialpädagogin, die mit Jugendlichen arbeitet, gut mit Kindern (z.B. ihres Bruders) umgehen kann – letztlich alle Eigenschaften erfüllt, die eine ‚gute Mutter' ausmacht. Simone fühlt sich daher auch auf der gesellschaftlichen Diskursebene angegriffen. Sie spricht weiter:

> *„Was tu ich jetzt der Gesellschaft schlimmes an, ja, ich bin kein asozialer Mensch, sag ich mal. Ich hab auch Verantwortung, übernehme ich auch in meinem Leben, halt nicht für eigene Kinder grad, oder für einen Partner, aber ich hab auch ein Umfeld, für die ich da bin. Da find ich es noch mal schwierig, dass man selber eigentlich zufrieden und glücklich ist, aber von außen immer eingeredet bekommt, dir fehlt doch was, ja. Du musst doch, du musst doch mal dran denken und deine Uhr tickt, und der, was weiß ich was, ist früher dran. Und da find ich und denk dann immer, warum können die mich jetzt konfrontieren, weil ich frag ja auch niemand, he, Kinderkriegen kann ja auch ein Egoismus sein, ja, so, da fragt man ja auch nicht, ob die Kinder kommen wollen, aber da würde ich mich ja auch nicht einmischen." (I-12: 1108-1121)*

Offensichtlich schwingt in den Vorhaltungen der Anderen für Simone der Vorwurf mit, man wäre nicht bereit, Verantwortung (in der Gesellschaft) zu übernehmen. Sie wirkt zornig, sieht sich den Verdacht ausgesetzt, ein ‚asozialer Mensch' zu sein, wogegen sie sich wehrt. Das Bild, das hinter Simones Äußerungen auftaucht, ist, dass man als Frau die gesellschaftliche Aufgabe hat, Verantwortung für einen Mann/Partner (sic!) und für das Aufziehen von Kindern zu übernehmen. Wenn man diese Funktion nicht erfüllt, wird man dem Verdacht ausgesetzt, dass es einem schlecht gehen, einem etwas fehlen müsse. Dem Anspruch, zu einem erfüllten (gesellschaftlichen) Leben gehören Kinder, setzt sie entgegen, dass das ja letztlich auch nur die Umsetzung egoistischer Wünsche sei.

Stephan Baas und seine Kollegen/innen haben sich unter anderem mit der Thematik auseinandergesetzt, wie das Thema Alleinlebende oder Singles öffentlich, medial usw. diskutiert wird. Dabei haben sie festgestellt, dass sie zum einen als „Repräsentanten eines modernen und bisweilen prototypischen Lebensentwurfs, als ‚Seismograph für die gegenwärtige und anstehende Situation moderner Menschen überhaupt' (Hradil, 1998, S. 9)" gelten (Baas, Schmitt, and Wahl 2008, 11). In manchen Diskussionen

werden ihnen ein hedonistischer Lebensstil unterstellt: sexuelle Freizügigkeit, starkes Konsumverhalten und beruflichen Erfolg. In neueren Diskursen – so stellen die Autoren/innen fest – schwingen bei der Rede über Singles oft negative Konnotationen mit, da die Lebensform ‚Single' in Kontrast steht zur als notwendig erachteten gesellschaftlichen Aufgabe, eine Familie zu gründen. Sie werden als Argument zur Untermauerung „der These vom ‚Zerfall der Familie'" herangezogen (ebd.). „Im Rahmen der Diskussion über die Generationensolidarität und der weiteren Finanzierung der sozialen Sicherung wird auch häufig angemerkt, dass Kinderlose und Singles (häufig erfolgt eine automatische Gleichsetzung) unsolidarisch und egoistisch seien, da sie das Gebot der Subsidiarität verletzten." (11) Singles werden daher mit gesellschaftlichen Phänomenen wie ‚Individualisierung' und ‚Modernisierung' in Verbindung gebracht (ebd.).

Auch Beck/Beck-Gernsheim produzieren mit ihren Überlegungen bezüglich Individualisierungsbestrebungen das Bild des Zerfalls der Familie: „Doch was um alles in der Welt treibt die Menschen dazu, Freiheit, Selbstentfaltung, den Griff nach den Sternen des Ichs ausgerechnet gegen Familie auszuspielen?" (Beck and Beck-Gernsheim 1990, 11) Sie fragen sich, was Menschen dazu bringt, gar in ‚kollektiver Trance' entweder ihr ‚Eheglück' (sic!) zu verlassen oder gar „einfach für sich zu leben" (11f.). Sie fragen weiter: „Ist das eine Art Egoismus-Epidemie, ein Ich-Fieber, dem man durch Ethik-Tropfen, heiße Wir-Umschläge und tägliche Einredungen auf das Gemeinwohl beikommen kann?" Das Bild des individualisierten Alleinstehenden als jemanden, der den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährdet, der seinen egoistischen Neigungen folgt und seine gesellschaftlichen ‚Pflichten' vernachlässigt, wird hier zurückgewiesen.

Individualisierung führt nicht nur zur Freisetzung aus ‚traditionellen' gesellschaftlichen Strukturen, sondern es entstehen neue soziale Netzwerke – wenn sie auch stärker eigenverantwortlich hergestellt werden müssen (vgl. Baas, Schmidt and Wahl 2008, 12). Im Falle von Simone wäre es geradezu absurd von einem Ich-bezogenen Menschen zu sprechen. Sie lebt in einem großen Freundeskreis, dessen Kontaktpflege ihr sehr wichtig ist (vgl. I-12: 843-857). In ihrer Familie hat sie in ihrem bisherigen Leben viel Verantwortung übernommen: sie war sowohl maßgeblich an der Fürsorge und der Erziehungsarbeit ihrer kleineren Schwester beteiligt (vgl. Z. 931-946) als auch an der Pflege der Großmutter bis zu deren Tod (vgl. Z. 984-988). Ganz zu schweigen von ihrem enormen sozialen Engagement, das sich in ihrer Arbeit mit Jugendlichen zeigt.

Als sie gefragt wird, was für sie *Solidarität* bedeutet, erzählt Simone von zwei Beispielen, wo sie jungen Frauen, denen sie in ihrem Arbeitsfeld begegnet ist – einmal in der Flüchtlingsunterkunft, ein anderes Mal in der Arbeit mit Jugendlichen – und die beide in einer besonderen Notsituation waren, ihre private Telefonnummer gegeben hat:

> *„Wo ich in der Flüchtlingsarbeit tätig war, … war eine junge Frau, die 21 Jahre alt war, alleine hier war und … schwanger war. Und … unheimlich Angst vor der Geburt auch hatte. (…) Und da hat die junge Frau noch gesagt, sie hat so Angst, und ja, dann hab ich ihr halt (…) also über meine Arbeit hinaus ihr meine Privatnummer gegeben, hab gesagt, ok, wenn was ist, melde*

dich, ja, also. Und da ist dann ja auch draus entstanden, dass ich dann irgendwie bei der Geburt mit dabei war und ich …, dann nach {einiger} Überlegung auch die Patenschaft für das Kind übernommen hab und sich da irgendwie dann auch eine schöne Freundschaft … entwickelt hat." (I-12: 756-769)

Beide Frauen, die Simone über ihre Arbeitszeit hinaus begleitet hat, waren schwanger, allein und ohne ein soziales Unterstützungssystem. Sie betont, dass sie eigentlich weiß, dass sie eine Distanz zu den Adressaten/innen in ihrer Erwerbstätigkeit halten sollte und dass sie immer gezögert hätte, ihre private Telefonnummer rauszugeben (Z. 772-778). Es wäre jedes Mal eine bewusste Entscheidung gewesen, und in diesen Fällen hätte sie es auch nicht bereut (Z. 778-792).

In ihrem Beitrag zur Konferenz: „Lebensführung und solidarisches Handeln in der Krise – U35" im Oktober 2009 betont Regina Becker-Schmidt, dass die private Lebenswelt Lernfeld für solidarisches, gemeinschaftliches Verhalten ist. Sie bezieht es in ihrem Beitrag vor allem auf das Tätigkeitsfeld von Frauen in Familienstrukturen (vgl. Becker-Schmidt 2009). „Nicht nur die ‚konkreten Anderen', d.h. die einzelnen Familienmitglieder, motivieren zu freiwillig erbrachten Zuwendungen, sondern ebenso – wie bewusst oder unbewusst auch immer – der Wunsch, einen sozialen Raum zu schaffen, der die individuelle Lebensqualität verbessert und Gemeinschaftlichkeit stiftet." (3) Weiterführend ist der Hinweis, dass die Institution Familie nicht nur Fürsorge bedeutet, dass alle satt und die Kinder ordentlich erzogen werden, sondern es darüber hinaus um die Schaffung eines ‚sozialen Raums' geht, der viel mehr beinhaltet, nämlich die Erzeugung von Gemeinschaftlichkeit.

Menschen, die nicht in familialen Zusammenhängen leben, stellen soziale Räume her und gestalten sie. Es wäre zu überprüfen, ob es Unterschiede gibt zwischen alleinstehenden Männern und Frauen. Allein aus Gründen eines „inkorporierten Handlungskapitals" (vgl. Wetterer 2003, 302) liegt die Vermutung nahe, dass Frauen durch frühzeitiges Erlernen fürsorglichen Verhaltens, dieses auch im Leben als Single transformieren und für sich in anderer Weise als in familiären Zusammenhängen produktiv nutzen. Diese sozialen Räume sind evtl. gesellschaftlich nicht so offensichtlich sichtbar, wie ein vor sich her geschobener Kinderwagen. Aber sie sind deshalb nicht weniger vorhanden und nehmen eine wichtige Stellung ein.

7.4.4. Fazit

Simone nimmt die Widersprüche in ihrem Berufsfeld deutlich wahr: in Bezug auf ihr Berufsfeld der Jugendberufshilfe sieht sie den Spagat zwischen ihrem sozialpädagogischen Anspruch, die Jugendlichen in ihren jeweiligen lebensweltlichen Zusammenhängen zu sehen, sie zu unterstützen und den strukturellen Vorgaben gemäß nach den Prinzipien eines ›aktivierenden Sozialstaats‹ zu handeln – sprich die Jugendlichen fit für den Arbeitsmarkt zu machen. Diese Balance findet sie schwierig – in ihren Orientierungen ist sie hier sehr kritisch. Hinsichtlich der Überlegungen zu einer *›überschreitenden Orientierungstätigkeit‹* (vgl. Kap. 4.1.) zeigt sich bei Simone und ihren Kollegen/innen, dass ein

Unbehagen da ist. Sie sprechen miteinander über diese Widersprüche. Sie tauschen sich darüber aus, dass die strukturellen Vorgaben der Agentur für Arbeit ihren Vorstellungen eines ›eigentlichen Lebens‹, einer ›eigentlichen‹ sozialpädagogischen Professionalität entgegenwirken. Dieses Unbehagen ist da, weil sich die Kollegen/innen mehr oder weniger bewusst sind, dass man – unfreiwilliger Weise, wider besserem sozialpädagogischen Wissen – zum Erfüllungsgehilfen einer bestimmten sozialstaatlichen Regierungsweise gemacht wird. Aber ihr Handeln bleibt an dieser Stelle stehen. Es bleibt ein Gespräch im Kollegen/innen-Kreis, es führt nicht zu einem nach außen gerichteten – wie auch immer gearteten – kritischen oder gar widerständigen Handeln. Im Gegenteil: selbst in der Interviewsituation wendet sich Simone zur Kamera und fragt, ob diese Kritik auch „unter uns" bleibt.

Ein Grund für diese Vorsicht liegt sicherlich in dem Druck, der auf den Sozialarbeiter/innen lastet, durch die eigene prekäre Beschäftigungssituation, nicht zu wissen, ob man weitere Maßnahmen und damit seinen eigenen Arbeitsplatz finanziert bekommt. Die Agentur für Arbeit, als ausführendes Organ eines ›aktivierenden Sozialstaats‹, setzt die Rahmenbedingungen und innerhalb dieser muss das Maßnahmenprogramm geschrieben werden – im Bewusstsein, dass sich viele Träger darum bewerben. Dennoch lässt sich Simone – so wirkt es – nicht völlig davon ‚regieren'. Wenn Jugendliche mit persönlichen Problemen zu ihr kommen, nimmt sie sich die Zeit und versucht sie zu unterstützen. Ihr Bewältigungshandeln und das ihrer Kollegen/innen zeigt sich in den Überstunden, die sich anhäufen, um den verschiedenen sich widersprechenden Anforderungen – ihren eigenen sozialpädagogischen Ansprüchen und den Vorgaben der Arbeitsagentur – gerecht zu werden.

Dieses Gefühl der sozialen Verantwortung gegenüber den Jugendlichen ist sicherlich ein weiterer Grund, warum Simone und ihre Kollegen/innen sich nicht wehren: sie sind dermaßen eingespannt, dass ihnen Zeit und Kraft fehlt, sich darüber hinaus, auf einer anderen, einer politischen Ebene für ihr Berufsfeld einzusetzen. Dabei wäre gerade das Beharren auf ihrem sozialpädagogischen professionellen Anspruch – im Sinne einer ‚störrischen Professionalität' – eventuell eine Möglichkeit, mit der Agentur für Arbeit in Diskussion zu treten (vgl. Seithe 2012, 407ff.). Hier könnte man eine Parallelität zum Kampf der Erzieher/innen um bessere Arbeitsbedingungen aufzeigen, der erfolgreich war, weil sich die Erzieher/innen über die Qualität ihrer Arbeit identifizieren und diese gefährdet sahen. Allerdings muss man hinzufügen, dass die Erzieher/innen sich auch auf einen allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs berufen konnten, der eine höhere qualitative Kinderbetreuung fordert, um Bildungsprozesse schon frühzeitig im Kleinkindalter zu fördern. Bei Kleinkindern zieht der Ruf nach ‚Eigenverantwortung' nicht, bei arbeitslosen Jugendlichen hingegen schon. Arbeitslose Jugendliche – so der hegemoniale Diskurs und die sozialpolitische Praxis – sind zu ‚aktivieren', ihre Verhaltensweisen zu ändern im Hinblick auf die Integration in den Arbeitsmarkt (vgl. Galuske and Rietzke 2008, 410).

Simone und ihre Kollegen/innen schaffen zwar einen Raum der *›sozialen Selbstverständigung‹* (Holzkamp), schotten diesen jedoch ab. Soweit erkennbar *solidarisieren* sie sich nicht untereinander über ihre gemeinsame prekäre Berufssituation. Simone solidarisiert sich mit den Jugendlichen, in dem sie sich für sie einsetzt, sich für sie Zeit nimmt. Sie berichtet, dass sie sich in Einzelfällen über ihr berufli-

ches Engagement hinaus für Jugendliche und Flüchtlinge einsetzt. Ihre Solidarität bleibt im ›sozialen Nahraum‹ (vgl. Kap. 4.2.). Es weist oberflächlich betrachtet nicht auf ein *›überschreitendes Handeln‹* im Sinne einer zivilgesellschaftlichen „Zurückeroberung von Definitions- und Handlungsmacht" (Hauser 2010, Kap. 4.2). Sie arbeitet jedoch an etwas anderem: ihre Form von Solidarität ist *affektive Arbeit* an einem *alternativen Modell des Gemeinschaftlichen* (vgl. Karakayali 2013, 25).

An dieser Stelle lässt sich die Brücke schlagen zu ihren Äußerungen hinsichtlich ihrer Lebensform: Alleinstehend. Simone weist letztlich die hegemoniale Orientierung von Frauen im Sinne einer ‚*doppelten Orientierung*' zurück (vgl. Becker-Schmidt 2010, 67; Kap. 5.1): sie möchte sich von der „Vorstellung", man müsse als erwachsene Frau einen Partner und Kinder (und ein Auto und ein Haus) haben, „verabschieden" (vgl. I-12: 1101). Die Vokabel „sich verabschieden" zeichnet ein starkes Bild: Simone wendet sich aktiv von diesen hegemonialen Normalitätsvorstellungen ab. Gleichzeitig berichtet sie im Interview, wie sie sich um zwei andere Frauen sorgt, die schwanger sind und kein soziales Netzwerk haben. Für ein Kind übernimmt sie die Patenschaft (vgl. I-12: 756-792). Es handelt sich um zwei schwangere Frauen, die ebenfalls nicht der *›verabredeten Normalität‹* entsprechen (Kessl): eine junge Flüchtlingsfrau und eine Minderjährige. Simone orientiert sich in ihrem solidarischen Engagement am ›konkreten Anderen‹ (vgl. Benhabib 1989, 467f.; Kap. 4.2). Sie schafft dabei keinen *›sozialen Raum‹* innerhalb einer eigenen Familie, wie Freunde/innen und Bekannte das gerne von ihr sehen würden. Ihre Solidarität schafft in ihrem Nahraum einen neuen, *neuartigen ›sozialen Raum‹*, überschreitet gesellschaftliche Milieugrenzen und schafft kleine alternative Gemeinschaftsmodelle. Dabei ist sie sich offensichtlich über den Wert dieser Form von affektiver Arbeit nicht bewusst. Im Interview verteidigt sie sich beinahe, denn sie weiß erstens, dass professionelles Handeln mit einer bestimmten Distanz einhergehen muss, und des Weiteren weiß sie, dass es wichtig ist, sich um sich selbst zu sorgen (vgl. I-12: 825-833).

Bei diesem Interview bleibt ein gewisses Gefühl zurück: ein Gefühl des Gefangenseins in bestimmten Ordnungen. Es fehlt die Vorstellung einer Alternative: zum einen für ihren eigenen Arbeitsbereich, wo sie Widersprüche sieht, sie zusammen mit ihren Kollegen/innen kritisiert, aber kein Ausweg sichtbar ist. Und zum Anderen für ihre Lebensform „Alleinstehend", die sie gegenüber den „Normalen" verteidigen muss. Die Norm ist vorhanden, die Kritik daran ist da, allein es fehlt eine Utopie (vgl. auch Maurer 1996, 2ff.). Dennoch gibt es viele überschreitende Momente in Simones Leben – sie schafft durch ihre affektive Arbeit neue soziale Räume – beinahe nebenher. Die Bewusstwerdung über den Wert ihres Engagements wäre evtl. ein Schritt in Richtung vom Träumen eines ›eigentlichen Lebens‹.

7.5. Anne: Heilerziehungspflegerin und Mutter

7.5.1. Portrait Anne

Anne, 31 Jahre alt, ist von Beruf Heilerziehungspflegerin. Zur Zeit des Interviews hat sie gerade ihren Erziehungsurlaub beendet und wieder angefangen zu 50% zu arbeiten. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder im Alter von drei und eineinhalb Jahren. Die Betreuung der Kinder und ihre Arbeit als Heilerziehungspflegerin zu vereinbaren, ist für sie ein umfassender Konflikt. Dieses Thema zieht sich durch das gesamte Interview. Sie möchte arbeiten gehen, um Geld hinzuzuverdienen, aber auch um etwas „eigenes" zu haben. Gleichzeitig bedeutet die Organisation der Betreuung der Kinder ein „kompliziertes Management". Auf ihrer Arbeitsstelle fühlt sie sich als Teilzeitkraft nicht richtig wertgeschätzt, man sei dadurch „nicht so drin" (I-35, Z. 103).
Das Interview wurde im Rahmen des Forschungsprojekts „Was bewegt junge Menschen? Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich" von einer Mitarbeiterin des Forschungsteams durchgeführt (vgl. Held et al. 2011, 264ff.). Das Interview ist kürzer als die meisten anderen Interviews. Es wurde jedoch ausgewählt, weil hier in besonderem Maße die Orientierung an Alltagsdiskursen auf verschiedenen Ebenen zum Ausdruck kommt.

7.5.2. Widersprüche in der Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit

Anne wird nach ihrem beruflichen Werdegang gefragt und vor welchen Herausforderungen sie heute steht. Sie antwortet:

> *„Ich bin Heilerziehungspflegerin von Beruf und hab vor gut drei Jahren ein Kind bekommen und noch ein zweites Kind vor eineinhalb Jahren und bin jetzt ein bisschen raus aus dem Berufsleben, hab immer wieder zwischendurch Teilzeit gearbeitet und steige auch jetzt grad wieder ein, Teilzeit zu arbeiten in einer Einrichtung für behinderte Menschen. Und ich find es ein bisschen schwierig alles zu vereinbaren, also Kinder, Familie, Haushalt und Arbeiten gehen und so, also ich komm da schon an meine Grenzen, und ich fühl mich da oft auch nicht gut unterstützt (…)." (I-35: 29-38)*

Die Lebensführung von Anne ist seit einigen Jahren von einem starken Wechsel zwischen Phasen der Berufstätigkeit und Fürsorgearbeit in ihrer Familie geprägt. Sie hat versucht, in ihrem Beruf als Heilerziehungspflegerin den Fuß in der Tür zu halten, indem sie in der Zeit zwischen der Geburt ihrer zwei Kinder immer wieder in Teilzeit gearbeitet hat. Dennoch stellt sie für sich fest, dass sie aus dem Berufsleben „raus" sei, dass es zum einen schwierig ist, jetzt – nach der Elternzeit – wieder einzusteigen. Zum anderen merkt sie, dass sie durch den Versuch, alle Arbeitsbereiche zu vereinbaren, an ihre Grenzen kommt. Sie fährt fort:

> *„(…) oder ich weiß nicht wie ich sagen soll, also ich find in der Gesellschaft gibt es schon einen großen Druck, dass man … (*räuspert sich*) Karriere machen soll, arbeiten gehen, sein Geld verdienen, dass man am besten auch wieder ausgeben soll und …, von der Kinderbetreuung wird immer ganz groß geredet in den Nachrichten und so, aber für mich ist das irgendwie alles echt ziemlich erschwert, (*Geste: mit der Hand von ihr weg*) also die Kinder betreut zu haben und gleichzeitig noch arbeiten gehen zu können. (*Geste: Hand an die Wange*) Also mir ist es schon wichtig, erstens um was dazu verdienen für die Familie aber auch wirklich, also dass ich so in meinem, meinem Beruf drin bleibe und was eigenes hab und so, mir ist das schon wichtig aber ich find´s schwierig, für mich ist das echt grad ein Konflikt (…) wie ich die Kinder betreue, das ist so richtig kompliziertes Management, (…) ich find das ist alles so widersprüchlich.“ (I-35: 39-55)*

Anne benennt gleich zu anfangs ein wesentliches Thema, das im weiteren Verlauf des Interviews immer wieder zur Sprache kommen wird: den Druck, der von der Gesellschaft ausgeht. Sie empfindet den Widerspruch, dass zum einen hohes berufliches Engagement erwartet wird, zum anderen dies gerade für Mütter unter der gegebenen (Kinderbetreuungs-) Situation nur sehr erschwert machbar ist.
In ihren Worten schwingt Sarkasmus mit: ihre *Orientierung* hinsichtlich der hegemonialen gesellschaftlichen Anrufungen – so wird es an dieser Stelle deutlich – ist von einem kritischen Blick geprägt. Sie formuliert eine wesentliche Bedingung, um einen Krümel vom Kuchen der ›liberalen Gouvernementalität‹ abzubekommen (Foucault; vgl. Kap. 4.1.4): Erwerbstätigkeit mit Orientierung auf die eigene Karriere mit einem Einkommen, das wieder in den Kreislauf zurückfließen soll durch Konsum von Waren und Dienstleistungen. Bereits hier zeigt sich bei Anne, dass sie instinktiv diese Anforderungen als mikrophysische Machtattacken empfindet und schafft durch ihren Sarkasmus einen Moment der Abgrenzung, der kritischen Distanz.
Sie betont weiter, dass ihr das Arbeiten in ihrem Beruf wichtig ist, um etwas zur wirtschaftlichen Situation ihrer Familie beizusteuern, um ihren Beruf ausüben zu können und vor allem: um etwas „Eigenes“ zu haben – einen Bereich, in dem sie ihre Fähigkeiten, ihr Können und Wissen ausleben und weiterentwickeln kann und diese nicht zugunsten der Fürsorge in ihrer Familie verkümmern müssen. Diese unterschiedlichen Anforderungen zu bewältigen, hat sich für sie zu einer Konfliktsituation entwickelt.

> *„Man hat dann so seine Stelle, ich hab einen unbefristeten Vertrag … in einer Einrichtung … und …, ich kann dann beantragen da auch wieder, während ich im Erziehungsurlaub bin zu arbeiten, aber … ich muss dann halt kucken wie ich die Kinder unterbringe, dass die betreut sind und dass dann die Arbeitszeiten, die meine Arbeitgeber mir anbieten, dass die dann passen mit den Betreuungszeiten von den Kindern, das finde ich alles höchst kompliziert und das ist grad ein bisschen anstrengend in meinem Leben.“ (I-35: 55-64)*

Anne hat das Privileg einer unbefristeten Stelle. In dieser Hinsicht ist ihre Erwerbstätigkeit nicht prekär. Sie arbeitet jedoch in einem Bereich, wo Schichtdienst dazu gehört. Sie geht im Interview nicht

näher darauf ein, aber es deutet sich an, dass sie mit ihrem Arbeitgeber über ihre Arbeitszeiten verhandelt hat bzw. dass hier auch nur bedingt verhandelt werden konnte. Es gibt zwischen den Betreuungszeiten ihrer Kinder und den Arbeitszeiten in ihrer Erwerbstätigkeit eine Schnittmenge, aber es bleibt ein Balanceakt, den sie anstrengend findet.

Arbeiten, einen Beruf zu haben, der einen erfüllt und eine Familie zu gründen, waren Ziele, die sich Anne schon früh in ihrem Leben gesetzt hat:

> *„Also mir war´s immer ganz arg wichtig auch mal Kinder zu kriegen und ich bin jetzt einunddreißig und ich hab mir immer gedacht, ich möchte eigentlich bis dreißig meine Kinder haben, weil ich nicht so ne furchtbar alte Mutter sein möchte und das find ich eigentlich voll schön. Also so ich bin dreißig geworden und das war ganz komisch, und dann hab {ich} aber schon so ein bisschen Resümee gezogen, wo ich eigentlich bis jetzt steh und war eigentlich dann einfach zufrieden, dass ich gedacht {hab}, ich hab mit dreißig zwei kleine Kinder, ich hab meine Berufsausbildung, möchte gerne in meinem Beruf weiterarbeiten. Da gibt´s immer diesen kleinen Konflikt, dass ich das eben so schwierig find, Kinder und Arbeiten, das geht nicht immer so ganz wie ich es gerne hätte, weil ich möchte zum einen nicht meine Kinder komplett abgeben natürlich wegen der Arbeit, soviel ist es mir dann auch nicht wert, aber ich möchte auch nicht überhaupt nicht arbeiten wegen meinen Kindern (…), da bin ich ein bisschen unzufrieden und denk immer, das wird dann bestimmt im Lauf der Zeit besser, weil die Kinder dann größer werden und dann werd ich wohl auch ein bisschen mehr wieder mich da im Beruf verwirklichen, aber so eigentlich bisher, was ich mir vorgenommen hab so, ich bin eigentlich ganz zufrieden.“ (I-35: 328-350)*

Anne hat in ihrem Leben ihre ›*doppelte Orientierung*‹ (Regina Becker-Schmidt; vgl. Kap. 5.1) umgesetzt: sie konnte ihre Lebensziele realisieren, sowohl Selbstverwirklichung in einem Beruf, der ihr Spaß macht, als auch früh Mutter werden. Die beiden Bereiche in ihrem Leben zu vereinbaren, bringt sie in ein Dilemma – oder in einen „kleinen Konflikt“, wie sie es hier nennt. Die Umsetzung ihrer ›doppelten Orientierung‹ hat – so zeigt sich – eine zweite Seite: der subjektive Wille von Anne will die Realisierung der beiden Lebensbereiche. Die „doppelte Vergesellschaftung als objektiver Prozess verstanden“ folgt einer abweichenden Logik (Becker-Schmidt 2010, 67). Die jeweiligen gesellschaftlichen Agenturen, der Arbeitgeber und die Betreuungseinrichtungen ihrer Kinder, haben unterschiedliche Vorstellungen, Angebote, Erwartungen an Anne. Das öffentliche Betreuungssystem, sei es das Kindergarten- oder das Schulsystem, ist in der Regel so strukturiert, dass es trotz Betreuungszeiten eine erwachsene Person in der Familienkonstellation braucht, die wenn nicht völlig dann zumindest sehr flexibel zur Verfügung steht (vgl. Jurczyk 2000, 231; Jurczyk, Lange, and Szymenderski 2005, 16). Die Aufgabe die unterschiedlichen Erwartungen zusammenzuführen, bestimmt zu einem großen Teil die Spannung in ihrer Lebensführung.

„Herbert *Marcuse* bezeichnet Institutionen als ‚geronnene Gewalt‘ der Geschichte, da sie Leitbilder, Normen und Wertsysteme einer Gesellschaft strukturell verfestigen. Hiernach ist davon auszugehen,

dass seit der historischen Trennung von Arbeitsmarkt und Familie und ihrer Unterlegung mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung (…) sich diese als Segregationsprinzip in alle gesellschaftlichen Organisationen eingelagert hat." (Krüger 1995, 202) In der Struktur und Organisierung von Bildungs- und Betreuungseinrichtungen zeichnen sich demnach Geschlechterverhältnisse ab – ein Aspekt, der hier bereits mit dem Konzept „Geschlechterverhältnisse als Effekt staatlichen Handelns" (vgl. Kap. 5.1) beschrieben wurde. Gerade in der Alltagsorganisation von sich oft widersprechenden Zeitstrukturen im Familienleben – einschließlich der Bedürfnisse der jeweiligen Familienmitglieder – in der Erwerbssphäre und bei den jeweiligen Bildungs- und Betreuungsinstitutionen werden diese Zusammenhänge deutlich. Gundula Ludwig würde hier die Frage stellen, inwieweit die staatlichen Institutionen eine bestimmte Form von Geschlechterverhältnisse reproduzieren, festschreiben, aber auch inwieweit die handelnden Subjekte in diesen Strukturen, diese staatliche Verfasstheit weiter unterstützen und damit auch hervorbringen (vgl. auch Ludwig 2011, 20ff.).

Zunächst bleibt festzuhalten, dass für Anne viel Energie verloren geht, die unterschiedlichen Arbeitsbereiche ihrer alltäglichen Lebensführung unter einen Hut zu bekommen: „Als eine der großen Reibungsflächen der historisch ererbten Lebensformen gilt … die Verbindbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit im Lebensverlauf von Frauen (Mantl 2006)." (Krüger 2008, 266) Helga Krüger hat in ihrer Lebenslaufforschung herausgearbeitet, dass der Lebenslauf von vielen Frauen „zwischen zwei Strukturgebern in der Lebensführung, mit zwei Planungsperspektiven und zwei für die Phasengestaltung relevanten Partizipationsmustern" balanciert (Krüger 1995, 201)[61]. Diese zu einem konsistenten Lebenslauf zusammenzusetzen ist für Anne schwierig, wie sie häufig betont. Sie nimmt Abstriche in ihrem beruflichen Werdegang hin. Problematisch ist es für Anne hier, dass sie „nur" die Halbtagskraft ist:

> *„Ich fühl mich manchmal so als Teilzeitkraft so nicht ganz so wertgeschätzt oder so, manchmal tut mir es ein bisschen leid, die Leute, die jetzt so die ganze Woche da sind, die machen das so ernsthaft und ich komm immer nur für einen Teil, das ist ein bisschen schwierig. (...) Also ich möchte es (...) dort gut machen und auch ernsthaft, aber man ist einfach nicht so drin, weil (...) das macht man eben nur so Teilzeit eben und hat auch noch ganz viel anderes so." (I-35: 95-105)*

Die Arbeit mit Menschen mit Behinderung trägt sich in erster Linie über Beziehungsarbeit. Durch die Teilzeitbeschäftigung hat Anne das Gefühl, dass sie von der alltäglichen gemeinsamen Lebensführung nur noch Teile mitbekommt. Es fällt ihr schwer, ihren eigenen professionellen Anspruch in dieser Hinsicht zurückzuschrauben und zu akzeptieren, dass sie weniger involviert ist als ihre Kollegen/innen, die eine Vollzeitstelle haben.

Hierzulande geht die Anzahl der sozialversicherungspflichtigen Vollzeitbeschäftigten kontinuierlich zurück. Die Anzahl von Beschäftigten in Teilzeit steigt an (vgl. WSI GenderDatenPortal 2012). Ob-

[61] Auch hier gilt es genau hinzuschauen: welche Frauen betrifft das? Alleinstehende Frauen betrifft dies sicherlich in einem völlig anderen Maße als Frauen mit Fürsorgepflichten gegenüber Kindern; vermögenden Frauen, die Fürsorgearbeit delegieren können, in anderem Maße als Frauen die aufgrund ökonomischer Not auf eine Erwerbsarbeit angewiesen sind etc.

wohl immer mehr Männer ebenfalls in Teilzeit arbeiten, waren 2008 noch 87% der Beschäftigten in Teilzeit Frauen. Darüber hinaus zeigen Untersuchungen, dass nach wie vor Frauen ihre Zeiten in der Erwerbsarbeit zurückfahren, sobald Kinder in die Familie kommen. Frauen mit zwei Kindern kommen durchschnittlich auf 20,6 Stunden Erwerbsarbeit in der Woche, wohingegen bei Männern durchschnittlich 41,6 Stunden wöchentliche Erwerbsarbeit zusammenkamen (vgl. Böcklerimpuls 19/2008).
Daran eröffnen sich mehrere Konfliktlinien: zum einen die Frage nach dem Einkommen. In Deutschland tragen in Paarhaushalten vor allem die Männer zum Familieneinkommen bei: 2007 waren es in Westdeutschland knapp 70%, in Ostdeutschland 48% der Männer, die 60% und mehr zum gemeinsamen Familieneinkommen beigesteuert haben. In Westdeutschland waren es nur 9,3% der Frauen und in Ostdeutschland 15,2%, die 60% und mehr vom Familieneinkommen gestemmt haben (vgl. Böcklerimpuls 10/2011). Das heißt, Frauen, die ihre Erwerbsarbeit reduzieren, um die Sorgearbeit in der Familie zu tragen, sind auf das Einkommen des Partners angewiesen – es besteht eine gewisse Form von Abhängigkeit, die im Glücksfall in der Paarkonstellation keine Rolle spielt, im Falle eines Konfliktes aber eben Gewicht erhalten kann. Darüber hinaus sind die rechtlichen Regelungen in Deutschland mittlerweile dergestalt, dass im Steuerrecht bei verheirateten Paaren die Alleinverdienerehe durch das Ehegattensplitting gefördert wird. Die Versorgerehe wird hier nach wie vor steuerlich begünstigt. Wenn Paare sich scheiden lassen, ändert sich dies: durch das neue Unterhaltsrecht werden Männer wie Frauen verpflichtet, möglichst schnell für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Vor allem Frauen, die zugunsten der Sorgearbeit in der Familie ganz aus ihrem Beruf ausgeschieden sind, sprich keine Berufserfahrung aufweisen können, haben in der Regel Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt und sind von Armut bedroht (ebd.). Auch anhand dieser Konstellation lässt sich ablesen, wie Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft neu organisiert werden und daran sich neue Widerspruchslinien in weibliche Subjektkonstruktionen entwickeln: in familiären Systemen wird die Fürsorglichkeit vor allem von Frauen für die Reproduktionsarbeit eingespannt. Wenn die Ehe/Partnerschaft zerbricht wird erwartet, dass diese Frauen möglichst schnell ihre ‚*employability*' wieder zu Markte tragen, sprich ihre Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt wieder verwerten (vgl. Ludwig 2006, 57).
Dies wird alles von Anne nicht im Interview thematisiert. Dennoch kann man an ihren Lebensverhältnissen bestimmte Widersprüche aufzeigen, die sich verallgemeinern lassen und mit denen sich Frauen, die in ähnlicher Konstellation leben, mit Teilzeitbeschäftigung, Fürsorgearbeit, in einer Partnerschaft/Ehe, in unterschiedlicher Weise auseinandersetzen müssen.
Eine weitere Konfliktlinie ist die Frage nach der Aufteilung der Sorgearbeit in Familien. Durch ihre Entscheidung, in Teilzeit zu arbeiten, scheint sie diejenige zu sein, die sich hauptsächlich um die Reproduktionsarbeit kümmert. Ihr Partner wird erwähnt, als sie danach gefragt wird, was für sie Freizeit ist:

> *„Die ist natürlich auch viel, viel weniger als vor den Kindern… weil alles was nicht Arbeit war, war früher Freizeit eigentlich und jetzt ist es so, dass es eben so ganz viele Dinge sind. Das {Freizeit} ist… eigentlich richtig Zeit, die man sich jetzt so erkämpft. Ich mach das schon auch*

und spreche mich dann mit meinem Partner ab … also jeder hat so seine Hobbies und hat Zeit für sich…" (I-35: 384-390)

Anne wird von der Interviewerin nicht danach gefragt, ob und wie sie und ihr Partner sich die Reproduktionsarbeit aufteilen. Aber im Unterschied zu Nina, der Anästhesieschwester (vgl. Kap. 7.2), scheinen Anne und ihr Partner sich abzusprechen. Daher könnte man davon ausgehen, dass es sich bei Anne und ihrem Partner um eine „Verhandlungsfamilie" handelt, wie sie in der Geschlechterforschung bezeichnet wird (vgl. Wetterer 2003, 308): rhetorisch scheint eine Gleichheit vorzuherrschen. Dennoch ist der Alltag weiterhin durch Ungleichheit geprägt (vgl. auch ebd. 297). Anne muss sich Zeit erkämpfen (vgl. Z. 388), und gleich zu Beginn des Interviews spricht sie davon, dass sie sich nicht so gut unterstützt fühlt (Z. 38f.).

Anne wird gefragt, was „Zeit für Dich" bedeutet (Z. 392):

*„Und also Zeit für mich… das sind verschiedene Dinge … also für mich ist eigentlich immer Zeit für mich, wenn ich nicht mit meinen Kindern zusammen bin… Das ist ganz unterschiedlich… also wenn ich Zuhause bin gibt´s halt Zeiten, … die ich mit meinen Kindern verbringe, wo ich sie betreue oder Zeiten, wo ich mit meinem Partner was mit den Kindern zusammen mache. Und dann gibt´s die Zeiten, wo mein Partner was mit den Kindern macht (…) und wo ich allein bin für mich. Und für mich ist es dann kein Unterschied, ob ich dann jetzt allein zu Hause bin … das ist dann auch voll das schöne Gefühl, und ah die Kinder sind weg, die sind versorgt was mach ich jetzt? Und dann kann´s auch sein, ich mach halt irgendwas … in Ruhe zu Hause, wo ich sonst nicht so dazu komme … oder auch wenn ich jetzt (*Geste: Kratzt sich an Haaransatz*) irgendwie … mal raus geh, Sport machen… ich mach immer mal was für mein Rücken, wenn ich Rückenprobleme hab, also das ist dann immer ein richtig gutes Gefühl. Auch Zeit, wo ich einfach nur … wo die Kinder weit und breit nicht sind und ich einfach nur für mich {bin}." (I-35: 394-413)*

Für Anne sind ‚Zeiten für sich' Zeiten, in denen sie nicht mit ihren Kindern zusammen ist. Sie zählt dazu auch Momente, in denen sie zu Hause ist und in Ruhe Arbeiten erledigen kann, die ansonsten liegenbleiben. Erst dann erzählt sie von Zeiten, in denen sie bewusst sich um sich selbst sorgt.

Die Tübinger Forschungsgruppe hat in ihrem Konzept der Lebensführung herausgearbeitet, dass eine wesentliche *Spannung in der Lebensführung* das Balancieren zwischen *Fremd-* und *Selbstbestimmung* darstellt (vgl. Held et al. 2011, 22ff.; Kap. 2.2). In dieser Passage wird in besonderem Maße deutlich, wie stark die Lebensführung von Anne als Mutter mit kleinen Kindern fremdbestimmt ist. Die ‚Sorge um Andere' – in ihrem Fall die Sorge um ihre kleinen Kinder – bestimmt die Zeit außerhalb ihrer Erwerbstätigkeit. Die Zeit der ‚Selbstsorge' ist ‚erkämpfte Zeit' und ein „knappes, kostbares Gut" (Z. 426), wie sie im Interview sagt.

Auch Karin Jurczyk hat mit ihren Kollegen/innen im Forschungsprojekt „Entgrenzte Arbeit - entgrenzte Familie" herausgearbeitet, dass Momente der ‚*Selbstsorge*' zentral sind für den Umgang mit Belastungen in der alltäglichen Familienlebensführung (vgl. Jurczyk et al. 2009, 216ff.; Jurczyk and

Szymenderski 2012, 99; Kap. 5.1). Sie stellen die These auf, dass genügend Zeit für *Selbstsorge* die notwendige Voraussetzung ist sowohl für die Fürsorgearbeit in der Familie, für die Koordination von Anforderungen aus der Erwerbsarbeit und Fürsorgearbeit, als auch für die Herstellung von Familie als Gemeinschaft – gemeinsame Aktionen, Rituale, Feste etc., was die Forscher/innen als *Doing Family* bezeichnen (Jurczyk, Lange, and Thiessen 2014; vgl. Jurczyk et al. 2009, 216ff.). „Selbstsorge ist die auf sich selbst gerichtete Erfahrung von Fürsorge." (Jurczyk et al. 2009, 217) Über diese – so die Forscher/innen – passiert die Reproduktion der eigenen Arbeitskraft und die Kraft für die Fürsorgearbeit in der Familie (ebd.). Darüber hinaus – so lässt sich ergänzen – bedeutet Zeit für Selbstsorge auch Zeit zur Reflexion über sich, über die eigene Vorstellung eines ‚*eigentlichen Lebens*' (Holzkamp; Kap. 2.2), wodurch die „alltägliche Mühsal des Immer-Gleichen erträglich" wird (Holzkamp 1995, 845).

Die Mehrfachbelastung als junge Mutter, als Erwerbstätige fasst Anne im Interview an der Stelle nochmals zusammen, als sie gefragt wird, was sie bewegt. Sie antwortet:

> *„Was mich bewegt? (*Pause*) Also, eigentlich was wir grad so besprochen haben (*lacht*), mit {dem} Konflikt ähm… junge Mutter… wie sollte das sein? So … ein Identifikationsding irgendwie, wer bin ich, wenn ich da jetzt zwei kleine Kinder habe und auch einen Beruf habe und eine junge Frau bin … das ist eigentlich schon so mein Thema, weil´s jetzt au grad wieder bei mir … neu ist, dass ich jetzt gerade auch wieder arbeiten geh und… wie man irgendwie sich selber bleibt und ganz viele Dinge unter einen Hut (*Geste: Wedelt mit den Händen in der Luft*) kriegt und so… das ist irgendwie eigentlich schon zurzeit mein Thema." (I-35: 469-479)*

Ihre Antwort umfasst mehr als nur die Klage über Überlastung. Sie spricht auch von einem „Identifikationsding": sie zählt die verschiedenen Rollen auf, die im Moment ihre Lebensführung bestimmen und die gleichzeitig mit unterschiedlichen Erwartungen und Anforderungen verbunden sind. Aufgrund der starken Vereinnahmung durch die ‚Sorge um Andere' fragt sich Anne, wie sie ‚sich selbst' bleiben kann. Was bedeutet das, ‚sich selbst bleiben'? Sie wird nicht danach gefragt, aber im Zusammenhang mit ihrer kostbaren Zeit ‚für sich' liegt die Vermutung nahe, dass es ihr an Zeit fehlt, genau darüber nachzudenken. Sie ist dermaßen damit beschäftigt, die Anforderungen von außen – durch die Fürsorgearbeit mit ihren Kindern und mit den ihr anvertrauten behinderten Menschen – zu erfüllen, dass ihr die Zeit und die Muße fehlt, in ihrem eigenen *Begründungsdiskurs*, ihrem ›inneren Sprechen‹ sich mit sich selbst auseinanderzusetzen (vgl. Holzkamp 1996, 53ff.; Kap. 3.3).

Sie fährt fort:

> *„Jetzt muss ich das erst mal beobachten, wie das dann funktioniert und so… und … also wird´s mir zu stressig, klappt das, geht´s den Kindern damit gut (*Geste: Zählt mit den Fingern mit*), klappt das für die ganze Familie… klappt Freizeit, klappt der Haushalt noch neben Arbeiten und alles … wirklich alles unter einen Hut ohne depressiv zu werden (*lacht*) … ja." (I-35: 499-505)*

Die neue Situation, ihren Wieder-Einstieg in ihre Erwerbsarbeit, ist für sie noch in einer Art Testphase. Sie möchte beobachten, wie sich die verschiedenen Sphären miteinander vereinbaren lassen. Dabei

ist nicht nur ihre psychische Gesundheit ein Maßstab, sondern auch ihre Überlegungen, ob ihre Kinder mit diesem Arrangement zurechtkommen werden – wie sich diese Situation insgesamt auf ihr Familienleben auswirkt.

Anne wird danach gefragt, was es für sie heißt, „nicht depressiv" zu werden. Sie antwortet:

> *„Also ich spür immer, dass ich halt so und so belastbar nur … bin, dass ich so meine Grenzen hab und aber mir ist das auch schon manchmal zu viel geworden, dass ich gedacht hab, oh mann, ich mag nicht mehr … Ich hab jetzt … so Kinder und Verantwortung dafür und äh mann, ich mag einfach nur so wie früher arbeiten gehen, meinen dummen Job machen, danach meine Ruhe haben … auch mal schlecht drauf sein zu können ohne, dass es Partner und Kinder irgendwie beeinflusst." (I-35: 509-517)*

Anne bedauert, dass es kaum mehr Momente gibt, in denen sie sich gehen lassen kann und sich nicht zusammenreißen muss. In diesem Abschnitt wird deutlich, dass der Wunsch nach ‚Zeit für sich' bei Anne auch bedeutet, einfach Zeit zu haben, gar keine Anforderungen zu erfüllen. Sich gehen zu lassen. ‚*Selbstsorge*' – als ein Aspekt eines bestimmten ›institutionalisierten Erwartungsmusters‹ (Honneth; vgl. Kap. 2.2) – heutzutage oft mit vielen Aufforderungen verbunden: sich um seine mentale und physische Gesundheit kümmern, um sein Aussehen etc. (vgl. Kap. 4.1.4). Dieser Wunsch nach Ruhe und der Möglichkeit ‚sich gehen zu lassen', bedeutet für Anne einen Moment der Freiheit, der *relativen Autonomie* (Holzkamp), nicht nur von ihren Aufgaben und Pflichten, sondern eben auch von allgemeinen gesellschaftlichen Anforderungen.

7.5.3. Dimensionen der Lebensführung: solidarisches Handeln

Anne wird gefragt, was solidarisches Handeln für sie bedeutet. Sie antwortet:

> *„Puhh, was bedeutet das für mich… puhh … Solidarität … bedeutet … sich … binden, für andere… für andere da zu sein… Was bedeutet Solidarität eigentlich? Schon lang nicht mehr so drüber nachgedacht eigentlich … weiß gar nicht was dazu sagen also." (I-35: 532-536)*

Anne zögert mit einer Antwort. Vorsichtig tastet sie sich heran mit einem interessanten Bedeutungsaspekt des Begriffs Solidarität: „Solidarität bedeutet sich binden" (Z. 532f.), Solidarität verstanden als ein Akt, sich einer Sache anzunehmen, sich verantwortlich zu fühlen, sich selbst, seine Zeit und Aktivität in den Dienst dieser Sache zu stellen. Der zweite Aspekt, den sie nennt, ist der interpersonelle: „für andere da … sein" (Z. 533f.). Aber letztlich traut sie ihren eigenen Gedanken nicht. Sie stellt sich nochmals die Frage und zieht sich dann darauf zurück, dass sie eigentlich nichts dazu sagen kann.

Das trifft auf Erkenntnisse der Tübinger Forschungsgruppe, die in der Befragung der jungen Beschäftigten häufig darauf gestoßen ist, dass die Befragten mit dem Begriff „Solidarität" Schwierigkeiten hatten (vgl. Held et al. 2011, 135ff.).

Die Interviewerin fragt nach, ob ihr nicht Momente einfallen, wo sie oder jemand anderes solidarisch gehandelt hätte. Anne überlegt wieder und meint, dass sicherlich „ständig irgendwie" jemand solida-

risch handeln würde (Z. 544). Sie denkt nach und erzählt dann eine Episode aus ihrem Bekanntenkreis: ein Bekannter wurde aufgrund seiner Proteste gegen den Castor-Transport verhaftet und musste eine Geldstrafe zahlen. Daraufhin haben Freunde/innen einen Konzertabend organisiert, um ihn zu unterstützen (Z. 545-560).

> *„Weil die Leute da irgendwie halt … dahinter stehen und man es einfach unfair fand, dass er jetzt für so was, wo er sich irgendwie engagiert, bestraft wird, was kein Mensch als Straftat irgendwie von uns jetzt so gesehen hat und wo man dann einfach sagt, … ja das, das fangen wir alle mit auf und unterstützen ihn da oder so… Das fällt mir grad so zu Solidarität … als letztes Beispiel (*lacht*) ein.“ (I-35: 561-567)*

Die Motivation für die Organisation des Konzertabends lag in dem allgemeinen Gefühl, dass sich jemand für eine wichtige Sache engagiert hat und dass die Strafe ungerecht sei. Man wollte diesem Bekannten zur Seite stehen und ihn nicht mit der Geldstrafe alleine lassen.

Anhand dieser Aussage zeigt sich erneut, dass Anne einen kritischen Blick auf die sie umgebenden gesellschaftlichen Verhältnisse hat. Sie hat im Blick, dass es Menschen gibt, die gegen beispielsweise Atomenergie protestieren und findet es nicht gerechtfertigt, wenn diese dafür bestraft werden. Man könnte daher sagen, dass sie in ihren *Orientierungen* ein ‚*überschreitendes Moment*‘ hat – einen Moment der Kritik und das Bewusstsein, dass es für bestimmte gesellschaftliche Ordnungen auch Alternativen gibt (vgl. Kap. 4.1.4 und 4.2.3). Sie und ihre Bekannten hatten sich zwar nicht selbst an den Protesten gegen den Castor-Transport beteiligt. Aber sie hegen Sympathie für die Aktivitäten des Freundes, der sich engagiert. Sie empfinden einen *Widerspruch* zwischen dem Engagement des Freundes, nämlich sich für eine – in ihren Augen – richtige Sache einzusetzen und sich dem staatlichen Repressionsapparat entgegenzustellen und üben *Kritik* an dem Staat, der diesen Akt zivilen Ungehorsams bestraft. Dies sind alles Aspekte, wie sie in dieser Arbeit in Bezug auf solidarisches Handeln in der Lebensführung im Kontext der ‚*doppelten Handlungsmöglichkeit*‘ herausgearbeitet wurden (vgl. Kap. 4.2.3).

Anne wird gefragt, ob sie selbst etwas Vergleichbares organisiert hätte bzw. ob sie in ähnlicher Weise solidarisch aktiv geworden sei. Sie antwortet, dass sie das bestimmt schon gemacht habe. Es gäbe da bestimmt Beispiele aus ihrer Erwerbstätigkeit oder Schulzeit. Aber eigentlich falle ihr keins ein (vgl. Z. 573 – 576). Die Interviewerin wiederholt die Frage, benutzt aber andere Umschreibungen für das Wort „Solidarität“: ob sie für jemanden eingetreten sei oder hilfsbereit gewesen sei. Auch hier fallen Anne keine Beispiele ein. Sie würde sich nicht als einen unsolidarischen Menschen sehen, aber es fallen ihr spontan keine Momente ein, in denen sie solidarisch war (vgl. Z. 578-591).

Als die Interviewerin fragt, ob sie sich irgendwo engagiert, antwortet Anne:

> *„Also eigentlich, wenn ich so drüber nachdenke, hab ich das Gefühl, dass ich mich eigentlich viel zu wenig für irgendwas engagiere, also… ich find viele Sachen schon gar nicht unwichtig und … hab´s Gefühl man sollte irgendwie viel tun, aber ganz ehrlich gesagt… engagiere ich mich wahrscheinlich irgendwie (*Pause*) nicht so aktiv.“ (I-35: 597-902)*

Anne beginnt an dieser Stelle zu reflektieren und stellt fest, dass sie eigentlich der Meinung ist, dass es viele Dinge gibt, wofür man sich engagieren kann und auch engagieren sollte. Aber sie selbst engagiert sich „viel zu wenig" (Z. 598).

Die Interviewerin erinnert sie daran, dass sie ihr in einem Vorgespräch erzählt hätte, dass sie in einer Kindergruppe Kinderschminken angeboten habe. Ob das für sie nicht Engagement wäre, in der Freizeit für Kinder etwas zu machen.

> *„Also… ja, ich würd, hätte jetzt dafür Unterschiede in der Definition. Also Engagement natürlich, Engagement im Kindergarten dann halt, weißt Du? Also ich mein, Engagement gibt´s überall… wenn Du jetzt einfach nur gefragt hättest, was ist Engagement? Dann fallen mir halt gleich Dinge ein … wo´s wichtig wär irgendwie für Gruppen, für …, pff für gute Projekte und so, irgendwo ein bisschen was mitzumachen und so… Und wo ich wahrscheinlich viel zu wenig tu. Engagement gibt´s natürlich auch in allen Bereichen, wo man so in Gruppen eingebunden ist und dass ich jetzt da … irgendwelches einbringe, und so, das schon, das ist jetzt halt wo´s Kinderschminken war … Engagement im Kindergartenverein." (I-35: 612-625)*

Anne kann offensichtlich mit dem Begriff Engagement mehr verbinden. Und sie unterscheidet zwischen verschiedenen Formen von Engagement. Man kann sich für „gute" Projekte und Gruppen engagieren und sie gibt zu, dass sie das viel zu wenig tut. Es gibt aber auch die Möglichkeit, sich in Gruppen zu engagieren, in denen man aufgrund seiner Lebensführung sowieso schon eingebunden ist. In ihrem Fall ist es der Kindergartenverein.

Im vorherigen Abschnitt wurde herausgearbeitet, dass Anne im Moment derart damit beschäftigt ist, Erwerbsarbeit und die Fürsorgearbeit bei ihren beiden Kinder zu vereinbaren, dass Zeit für sich, für die Selbstsorge ein kostbares Gut geworden ist. Daher ließe sich die These aufstellen, dass es für ein Engagement über die Gruppen hinaus, in denen man aufgrund seiner Lebensumstände bereits involviert ist, zum einen freie Zeitfenster braucht aber auch Zeit, um sich darüber klar zu werden, ob und wenn ja für was man sich engagieren möchte. Man braucht eben auch für diese Art von Reflexion Zeit für sich.

Ein Ergebnis des Forschungsprojekts „Was bewegt junge Menschen?" war, dass „Solidarität im privaten Umfeld" die wichtigste Dimension solidarischen Handelns der Befragten war. Diese Form bewegt sich oft in der konkreten Unterstützung der Menschen, mit denen man in der alltäglichen Lebensführung zu tun hat und die einem aufgrund von sozialen Bindungen besonders nahe stehen (vgl. Held et al. 2011, 125ff.). Regina Becker-Schmidt hatte in einem Beitrag auf einer Konferenz zu diesem Forschungsprojekt die These aufgestellt, dass „die private Lebenswelt ein Lernfeld für solidarisches Verhalten {ist}, das politisch von Belang ist" (Becker-Schmidt 2009, und Kap. 4.2.2). Damit wollte sie zum Ausdruck bringen, dass die Fürsorgearbeit, die nach wie vor hauptsächlich Frauen in familiären Strukturen erbringen, einen wesentlichen gesellschaftlichen Beitrag leistet – ohne dass diese ausreichend gewürdigt wird, sowohl in der internen Familiengemeinschaft als auch von staatlichen Strukturen. Die Einführung des Betreuungsgeldes für Eltern, die ihre Kleinkinder nicht in eine Betreuungsein-

richtung geben, hat an diesem Punkt nichts mit Anerkennung zu tun (vgl. Wirth and Lichtenberger 2012, 5).

Es ist müßig darüber zu spekulieren, ob Anne sich für „gute" Projekte engagieren würde, wenn sie mehr Zeit hätte. Vielmehr gilt es in den Blick zu nehmen, was sie bereits tut: sie versucht im Moment Erwerbsarbeit und Fürsorgearbeit zu vereinbaren – ist aber über diese Form von Lebensführung im Zweifel und hat daher im Blick, ob diese Alltagsstruktur ihr selbst, ihren Kindern, aber auch dem Familiengefüge gut tut (vgl. I-35 Z.: 499-505). Letztlich achtet sie darauf, ob die Familie als Gemeinschaft darunter leidet. Darüber hinaus scheint es, bringt sie sich in dem Kindergarten ein, in den ihre beiden Kinder gehen. In dieser Weise arbeitet sie an ‚*sozialen Räumen*' (vgl. auch Becker-Schmidt 2009), in denen ihre Kinder sich entwickeln können, Gemeinschaft erfahren und lernen können, in denen sie sich selbst aktiv erlebt und für sich Befriedigung ziehen kann. Anne hat einen kritischen Blick auf gesellschaftliche Strukturen – wie auch im nächsten Abschnitt deutlich werden wird. Dennoch ist nicht nur ihre Energie im Moment sehr stark gebunden, sondern auch ihre Orientierung an der Frage, wer sie selbst ist, wo sie mit ihren Interessen und Träumen bleibt im alltäglichen Sturm von Anforderungen von außen. In diesem Zusammenhang ist das Engagement in den vorhandenen Gruppen, Netzwerken für sie selbstverständlich. Engagement darüber hinaus – so bemerkt sie selbst bedauernd – fällt aus diesem Konglomerat heraus.

7.5.4. Widersprüche in der Lebensführung: der Druck aus der ‚Gesellschaft' – die doppelte Überforderung

In Anlehnung an Klaus Holzkamp wird davon ausgegangen, dass gesellschaftliche Verhältnisse sich dem Subjekt als „*Bedeutungen, Bedeutungskonstellationen, Bedeutungsanordnungen*" vermitteln. Das Subjekt fasst sie in seinem eigenen Sinn auf. Die Bedeutungen sind bei Holzkamp aber zugleich gesellschaftlich produzierte *verallgemeinerte „Handlungsmöglichkeiten (und -beschränkungen)*, die das Subjekt im Interessenzusammenhang seiner eigenen Lebenspraxis in Handlungen umsetzen kann, aber keinesfalls *muß* (…)." (Holzkamp 1995, 838) In dieser Arbeit wurde bereits herausgearbeitet, dass in diesen Bedeutungsanordnungen verschiedene Formen von *Diskursen* eine wesentliche Rolle spielen (vgl. Kap. 3.3). In diesem Interview kommen Diskurse zu Sprache, die zugleich bestimmte Verhaltensaufforderungen transportieren. Für Anne bündeln sich diese Diskurse und ihre Anrufungen zu einem allgemein empfundenen ‚Druck aus der Gesellschaft':

> *„Man lässt sich als Mensch echt beeinflussen von dem Äußeren (*Geste: führt Hände zusammen*), was man so denkt, was man alles heutzutage so tun sollte, machen soll, hinkriegen sollte in der Gesellschaft, da wo man steht mit kleinen Kindern, sollte man halt arbeiten gehen, die Kinder bestmöglich betreuen, eine möglichst attraktive Frau sein (*Geste: Mit den Händen in der Luft*) und (*lacht*) nach sich selber schauen, Sport machen und dies und das und {die} Beziehung pflegen und so …" (I-35: 194-202)*

Anne eröffnet an dieser Stelle des Interviews mehrere Themenfelder, an denen sie diffus spürt, dass hier etwas von einem erwartet wird. Es bündelt sich in einem ganzen Strauß an Anforderungen, die sich überlappen, oder diametral entgegenstehen. Die Versuche der Beeinflussung sprechen sie in unterschiedlichen Funktionen an: als Mutter, als Arbeitnehmerin, als junge Frau, als Partnerin. Sie spricht weiter:

> *„Es gibt einfach so Tage, Wochen wo … das mir alles irgendwie zu stressig wird oder ich auch das Gefühl hab, ich bin auch in allem nicht so gut, ich komm nicht so gut hinterher… wo ich dann denk, ich bin gar nicht so eine gute Mutter (*lacht*) oder ich bin gar nicht so eine gute Partnerin und auch bei der Arbeit nicht so gut. Aber dann gibt´s auch so Momente, wo ich mehr Kraft hab und wo ich mich aber dann auch besinn, was wirklich wichtig ist oder so. Also der Druck von außen, man kann sich davor auch doch trotz allem schützen und man muss auch nicht alles mitmachen und so. Aber da drauf muss man sich erst manchmal … besinnen, weil man ganz schön beeinflusst wird (*gestikuliert mir den Händen*) durch Medien, Werbung, Bekannte (*wedelt mit den Händen bei der Aufzählung*) was die nicht alles Tolles hinkriegen und machen.“ (I-35: 202-217)*

Anne beschreibt die Schwankungen bei ihr selbst: Tage, an denen sie sich gestresst fühlt, alle Anforderungen zu erfüllen und Tage, an denen sie sich gut fühlt. Wichtig dabei ist für sie die Feststellung, dass man nicht alles mitmachen müsse, aber das müsse man zunächst für sich klarstellen, darauf müsse man sich „besinnen“. An dieser Stelle wird sie auch etwas konkreter in Bezug auf die Anforderungen, die von Außen an sie herangetragen werden: die Bilder aus Medien und Werbung, die zumeist bestimmte Idealbilder von Frau-Sein transportieren, aber auch wie Bekannte darüber sprechen, wie sie ihr Leben hinbekommen.

Familien erbringen eine Vielfalt von gesellschaftlich relevanten Leistungen, die wie selbstverständlich abgefragt werden (vgl. Jurczyk, Lange, and Szymenderski 2005, 14). Karin Jurczyk und ihre Kollegen/innen stellen fest, dass in allen westlichen Ländern „derzeit ein zunehmender Druck auf die angemessene und persönlich befriedigende Balance von Erwerbsarbeit, Familie und anderen Lebensbereichen wahrgenommen“ wird (14). Ursache für die Veränderungen sehen die Autoren/innen in neuen Organisationsmustern in der Erwerbssphäre (ebd.). Ein Gesichtspunkt dieser Veränderung drückt sich in der These der „Subjektivierung der Arbeit“ aus (vgl. Becker-Schmidt 2007, 255; Voß 2007). Diese besagt, dass die Landnahme des Kapitals nicht nur in deregulierten Finanzmärkten nach neuen Wertschöpfungen sucht, sondern auch nach innen strebt, alle sozialen Fähigkeiten der Arbeitnehmer/innen zu aktivieren und zu vereinnahmen (vgl. Becker-Schmidt 2007, 255; Dörre 2007, 288). Günter Voß und Hans Pongratz haben bezüglich dieses Phänomens den Begriff des „Arbeitskraftunternehmers“ geprägt. Dessen Arbeitskraft zeichnet sich durch verstärkte Selbst-Kontrolle, Selbst-Ökonomisierung und Selbst-Rationalisierung aus (vgl. Pongratz and Voß 1998, 2003).

Der Druck aus der Erwerbssphäre ist jedoch nur eine Facette des Drucks, den Anne anspricht. Sie spricht von den Erwartungen, die an sie herangetragen werden nicht nur in Bezug auf die Erziehung

ihrer Kinder, sondern wie soziale Bezüge insgesamt zu gestalten sind. Gegenüber den Kindern hat sie auch für sich selbst den Anspruch, eine „gute Mutter“ zu sein (vgl. Z. 206).

Regina Becker-Schmidt kritisiert an dem Konzept des „Arbeitskraftunternehmers“, dass es letztlich mit „Geschlechtsblindheit“ geschlagen sei (vgl. Becker-Schmidt 2007, 256). Nicht nur die Erwerbssphäre stehe unter dem Druck der Leistungssteigerung, auch die private Reproduktionssphäre ist gesellschaftlichen Rationalisierungsprozessen ausgesetzt (257). Die kulturellen Standards bezüglich Haushaltsführung, Kindererziehung und sonstigen Fürsorgearbeiten steigen und damit auch „das Ausmaß an Intensität, die in der regenerativen Arbeit aufgebracht werden muss“ (256). Berufstätige Familienfrauen stehen damit in einer zweifachen Überforderung, zum einen durch die gestiegenen Erwartungen in der Erwerbssphäre und zum anderen durch die Übergriffe von gesellschaftlichen Rationalisierungsprozessen auf die Privatsphäre (257).

Auch Gabriele Winker und Tanja Carstensen haben die Aussparung der Reproduktionssphäre im Konzept des Arbeitskraftunternehmers diskutiert (vgl. Winker and Carstensen 2007). Durch Abbau sozialstaatlicher Leistungen wird die Institution Familie als Ausgleich wieder neu entdeckt: „Der Rückbau öffentlicher Versorgungs- und Unterstützungsleistungen erfordert eigenverantwortliches Handeln in den Familien, gleichzeitig nimmt allerdings auch die öffentliche Kontrolle der Familie zu.“ (281) Kinder werden zu einem Kostenfaktor und zu einer Investition (die sorgfältig geplant sein soll) (vgl. auch Connell 2009, 35). Auf den Eltern lastet der Druck, dass sich Kinder optimal entwickeln müssen, um ihre Chancen zu steigern. Im Interview mit Anne spiegeln sich diese Anforderungen in dem Konstrukt der ‚guten Mutter‘:

> *„Um jetzt ne gute Mutter zu sein, muss ich mein Kind nicht in jeden … Pekip-Babyschwimmkurs und dies und das, weil man hört dann schon (*gestikuliert mit den Händen*) in so Krabbelgruppen, was die anderen Mütter alles machen, und ich denk mir dann, ja schön und so, das muss ja auch nicht alles schlecht sein, aber ich mach da halt ganz arg viel gar nicht mit und überleg mir dann, was ist meine Meinung dazu. (…) Informier mich schon auch, so (…) interessier mich, was jetzt da dahinter steckt oder was das alles für Ansätze sind, aber dann denk ich mir halt oft so, ich besinn mich dann auf … Sachen zurück wie nee, also so ein bisschen Natürlichkeit also … ich denk, … man muss jetzt nicht die Babys da ins, ins Chlorbecken … schon schmeißen. (…) Das sind nämlich alles so Termine, was einen unter Druck setzt: da Babymassagetermin (*Geste: klopft auf den Tisch mit beiden Handaußenkanten*), da Termin (*Geste: klopft auf den Tisch mit beiden Handaußenkanten*) (…), des ist schon voll der Stress, wenn man ein kleines Kind hat irgendwie (*lacht*), was man alles machen könnte (…).“ (I-35: 299-318)*

Als Ort, an dem sie mit gesellschaftlichen Erwartungen konfrontiert wird, was man alles mit einem kleinen Kind tun sollte, nennt sie die Babykrabbelgruppe. Die Maßnahmen, die andere ergreifen, um ihre Kinder bestmöglich zu fördern, nimmt sie ernst: sie versucht sich mit den Ideen dahinter auseinander zu setzen. Gleichzeitig spürt sie, dass die Umsetzung dieser Fördermöglichkeiten ihren Alltag

überfrachten würde. Es wären einfach zusätzliche Termine, die ihre zeitlichen Kapazitäten sprengen würden. Ihr Verzicht auf bestimmte Maßnahmen begründet sie mit ein bisschen mehr „Natürlichkeit".
Die steigenden Erwartungen an Kinderförderung usw. machen Familienzeitpläne immer dichter; sie müssen stärker synchronisiert werden. Winker und Carstensen merken an, dass Hausarbeit bisher eine Leerstelle innerhalb der empirischen Untersuchungen darstellt bezüglich der Fragestellung, ob sich die Anforderungen an die Individuen auch in der Hausarbeit erhöhen. Die Vermutung liegt allerdings nahe: das zeigen die Debatten über Lifestyle-Pflege und „Selbstinszenierung im Privaten" etc. (vgl. Winker & Carstensen 2007, 281). Das Gleiche gilt für die gestiegenen Erwartungen an Mutterschaft (respektive Vaterschaft). Der öffentliche Diskurs umfasst ein breites Spektrum von Vorstellungen, wie Frauen zu sein haben. Dieser reicht vom Bild der Frauen als hoch gebildete Alleskönnerinnen (‚Alpha-Mädchen' bzw. die ‚F-Klasse') bis zum Heimchen am Herd (Diskussion um Eva Hermann) (vgl. u.a. Haug 2008). Die ‚Leitbilder' zur Mutter- bzw. Vaterschaft sind fluide. In ihnen schwingen unterschiedliche Metaphern, Aussagen, Bedeutungen und Projektionen mit. „In solchen Diskursen werden – oft unausgesprochen – Bedeutungen gleichermaßen erzeugt wie verhandelt und wieder destabilisiert." (Thiessen and Villa 2009, 12). Die variierenden Diskurse zu Elternschaft sind oft eingebettet in andere Diskurshorizonte – ökonomischer, bevölkerungs-, sozial-, bildungs- oder familienpolitischer Art (ebd.). So arbeiten Barbara Thiessen und Paula-Irene Villa heraus, dass dies auch auf die Diskurs-Wolke in Bezug auf die ‚gute Mutterschaft' zutrifft: je nach unterschiedlichem Diskurskontext wird mit ‚eine gute Mutter sein' etwas anderes gemeint – variierende Aufforderungen, die in der Lebensführung von Frauen zu Widersprüchen führen können. „Auf der Ebene der Politik, auch und gerade der derzeitigen Familienpolitik und der Arbeitsmarktpolitik, sind ‚gute Mütter' vor allem solche, die einen ‚guten' Beruf haben, ‚gutes Geld' nach Hause bringen, für ‚gute (materielle) Verhältnisse' sorgen. Zugleich sind ‚gute' Mütter im Sinne des kleinkindlichen Bildungswesens oder Jugendhilfe solche, die für ihre Kinder dauerverfügbar sind und allerlei zeitliches, finanzielles und inhaltliches Engagement zugunsten der Bildung der Kinder zeigen (…)." (13)
Daher stellen die Autorinnen die These auf, dass die ›*doppelte Vergesellschaftung*‹ (Becker-Schmidt) von Frauen nicht nur als subjektive Orientierung bzw. als selbstverständliche Aufforderung auftritt, sondern dass sie mittlerweile zu einer Norm geworden ist. Wenn diese Norm verletzt wird, wird dies zunehmend auf verschiedene Weise geahndet (10).
Anne wird gefragt, ob sie denke, dass der Druck zugenommen hat.

> *„Mir kommt es so vor. Ich kann´s nicht so wirklich sagen, inwiefern jetzt in welcher Zeit {es} mehr geworden ist, der Druck zugenommen hat, aber mir kommt´s schon so vor, dass es 'ne schnelllebige Zeit ist, dass es dermaßen viele Möglichkeiten und Angebote gibt.. und man dann irgendwie, … für sich auf das besinnen muss, was man davon tut, macht, annimmt. Mir kommt es schon so vor, als gäbe es schon einen relativ großen Druck… Dass es auch {das} Resultat ist von diesen unendlich vielen Möglichkeiten, die es so gibt und was alles so angeboten wird und was man nicht mit den, den Kinder alles so machen (*Geste: Hände in der Luft, Halbkreis be-

schreibend*) kann und sollte, ab da wo sie schon auf die Welt kommen, und beruflich und weiterbilden und hier und da und privat und hier einkaufen und da dies machen und jenes (…).“ (I-35: 225-246)*

Auch Anne nennt die vielen Möglichkeiten und Angebote, die man hätte. Sie nennt die Angebote sich beruflich weiterzuentwickeln bzw. die Konsummöglichkeiten. Als erstes nennt sie jedoch die Möglichkeiten, die sich auf ihre Pflicht beziehen, als ‚gute Mutter' das ‚Richtige' für ihr Kind zu tun.

Thiessen und Villa stellen diese Diskurse zu Mutter-/ respektive Elternschaft in den Zusammenhang mit der momentanen Regierungsweise der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ (ebd. 14; vgl. auch Kap. 3.2; 4.1.4): Elternschaft wird eingebettet in die hegemoniale Aufforderung, die Eigenaktivität zu fördern, seine Selbsttechnologien dergestalt einzusetzen, dass mit Bezug „auf herrschaftsförmiges ‚Experten-Wissen' – wie Medizin, Ökonomie, Wissenschaft" die alltägliche Lebensführung als ‚individualisiertes Risikomanagement' funktioniert (14). Sprich, es gibt die Pränataldiagnostik, es gibt Elternkurse, es gibt eine Flut an Ratgebern für jedes Kindesalter – es liegt jedoch nicht nur an einem selbst, sich mit diesen auseinanderzusetzen; nein: es wird auch erwartet, dass diese Auseinandersetzung geschieht, um das Kind bestmöglich und verantwortungsvoll in seiner Entwicklung zu fördern und seine Leistungen und damit auch Chancen auf dem Ausbildungsmarkt zu optimieren.

7.5.5. Umgang mit der Überforderung: ‚…sich darauf besinnen, was wirklich wichtig ist'

Wie geht Anne mit diesen *Bedeutungskonstellationen* (Holzkamp) um? Innerhalb des Feldes der Handlungsmöglichkeiten verortet Klaus Holzkamp die „*doppelte Möglichkeit*" zu handeln: zum einen das Handeln *unter* den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen, zum anderen Handeln als *Erweiterung* der Verfügungsmöglichkeiten innerhalb der spezifischen Bedingungen, der konkreten Lebenslage, in der das Individuum sich befindet (vgl. Holzkamp 1985, 368).

Anne wirkt sehr angespannt. Dennoch ist bei ihr sehr deutlich abzuspüren, dass sie versucht, sich nicht „dermaßen" in diesem Fall vom Druck „regieren zu lassen" (vgl. Foucault 1992, 12). In seinen Überlegungen über „Was ist Kritik?" führt Foucault auf, wie sich zu unterschiedlichen Zeiten Menschen versuchen, sich gegen Regierungskünste zur Wehr zu setzen. Ein Element von Kritik ist: „nicht als wahr annehmen, was eine Autorität als wahr ansagt (…)" (14). Die Autoritätsfunktion übernimmt in Annes Fall der öffentliche Diskurs, der in Form beispielsweise anderer besorgter Mütter in Krabbelkursen an sie in bestimmter Weise herangetragen wird. Mit den gesellschaftlichen Aufforderungen geht Anne an verschiedenen Stellen kritisch um. Dazu kommt ihre häufige Betonung, dass es entscheidend ist, sich darauf zu besinnen, was wichtig ist.

*„Also ich weiß, dass ich halt nur so und so belastbar bin, dass ich meine Grenzen hab und muss mich dann auch immer wieder drauf besinnen, (*Geste: Unterstreichung mit Armbewegung nach unten*) was mir eigentlich wichtig ist und was nicht und dann geht's eigentlich auch mit … der Überforderung.“ (I-35: 217-222)*

Was für sie das Wichtige ist, bleibt ungesagt. Das ist evtl. auch nicht das Entscheidende: der Akt an sich, sich über gesellschaftlichen Druck und vermeintlicher Vielfalt von Möglichkeiten (bei gleichzeitigem Zwang sich zu entscheiden) *bewusst* zu werden, ist ein wesentlicher Schritt. Foucault spricht hier von der Erlangung einer *Haltung*. Durch den „entschiedenen Willen nicht regiert zu werden" gelangt man, in Anlehnung an Kant, zu einer Haltung, mit der man aus dem Zustand der Unmündigkeit heraustreten kann (vgl. Foucault 1992, 41).
Ein zweiter Schritt ist, sich seiner eigenen Lebensinteressen zu vergewissern und sich dem vermeintlichen Handlungszwang versuchen zu entziehen. Das wäre in jedem Falle ein elementarer Ausgangspunkt in Richtung einer erweiterten Handlungsmöglichkeit.

7.5.6. Fazit

Anne kämpft mit den sehr unterschiedlichen Anforderungen aus den verschiedenen Lebensbereichen Reproduktionssphäre und Erwerbssphäre: zum einen die Versorgungspflichten als Mutter kleiner Kinder, zum anderen die Erfordernis an der Arbeitsstelle präsent zu sein und – trotz Halbtagskraft – einen guten Job dort zu machen. Der Versuch, beide Arbeitsbereiche zu vereinbaren, bedarf einer enormen Organisierungsleistung. Sie kommt oft an ihre Grenzen und wünscht sich mehr Unterstützung.
Aufgrund der Anforderungen und dem eigenen Anspruch in jedem dieser Bereiche auch „gut" zu sein – eine „gute" Mutter und Erwerbstätige – ist Anne vor allem damit beschäftigt, ihr alltägliches Leben zu bewältigen. Nimmt man die grundlegende *Spannung der Lebensführung* in den Blick, die Balance zwischen *Selbst- und Fremdbestimmung* (vgl. Kap. 2.2), so zeigt sich bei Anne, dass ihr selbstbestimmte Zeit fehlt: Zeit für die ‚Sorge um sich', Zeit für Reflexion, wie man inmitten der Anforderungen für Andere da zu sein, sich selbst bleiben kann.
In ihren *Orientierungen* spiegeln sich diese Widersprüche wider: sie fühlt sich konfrontiert mit verschiedenen *Bedeutungskonstellationen* (Holzkamp), in denen diverse Diskurse in einer Melange auftauchen. Medial und durch ihren Bekanntenkreis werden verschiedene Leitbilder transportiert, wie man als junge Frau zu sein hat, aber auch als Mutter und als Erwerbstätige etc. Der gesellschaftliche Druck erscheint mit zwei Gesichtern: zum einen als ganz konkrete Erwartungen an sie als Arbeitnehmerin, als Mutter und als Gesellschaftsmitglied, das in einem bestimmten Lebensalter bestimmte Dinge erreicht haben sollte. Der andere Aspekt des gesellschaftlichen Drucks bezieht sich auf die ‚vielen Möglichkeiten' – Möglichkeiten, die im gleichen Atemzug einen immensen Aufforderungscharakter haben, oben genannte Erwartungen zu erfüllen. Annes ›*Alltagsverstand*‹ (Gramsci) – so scheint es – wird nach geradezu von diesen Diskursen belagert. Sie ist verunsichert, aber dieser Druck führt bei ihr nicht zu einer passiven Haltung. Anne versucht, sich bewusst zu diesen Anforderungen zu verhalten, sie reflektiert darüber, was für sie wichtig ist. Im kritischen Betrachten des ‚Drucks aus der Gesellschaft', in welchen Formen er auch immer erlebt wird, liegt im Fall von Anne ein Keim *widerständigen Handelns*. Im Interview tritt immer wieder die kritische Distanz auf: sei es die sarkastische Be-

merkung, dass man sein verdientes Geld möglichst schnell wieder ausgeben muss oder die Erzählung der Solidaritätsaktion für einen Bekannten, der aufgrund seines Protestes gegen Atomenergie eine Geldstrafe leisten muss.

Anne wäre zu wünschen, dass sie mehr Raum für eine *innere* oder *soziale Selbstverständigung* (Holzkamp) findet, in dem sie die Möglichkeit hat, sich sowohl über widersprüchliche gesellschaftliche Erwartungen und Drucksituationen zu verständigen, als auch sich über ihre Lebensinteressen auszutauschen. Vielleicht ergebe sich aus der Diskrepanz ein neues Verständnis, eine neue Vorstellung einer Erweiterung der alltäglichen Lebensführung um die Dimension des Was-noch-möglich-wäre, um den eigenen Selbst-Wert zu unterstreichen und nicht derart regiert zu werden.

8. Themenspezifische Auswertung

8.1. Einführung

Ansatzpunkt dieser Arbeit ist das Konzept der *Lebensführung*. Die Lebensführung ist der Ort, wo das Individuum sich alltäglich mit den Anforderungen aus Erwerbssphäre und/oder Reproduktionssphäre auseinandersetzen und darin seine Interessen leben und mit den jeweiligen Verhaltensaufforderungen in Einklang bringen muss. Gleichzeitig wirkt es über die Lebensführung im Umgang mit seinem sozialen Umfeld und der Nutzung, der ihm zur Verfügung stehenden Ressourcen wieder auf die gesellschaftliche Sphäre ein. Lebensführung so verstanden nimmt eine *eigenständige Vermittlerrolle zwischen Person und Gesellschaft* ein (vgl. Kap. 2.1). Eine weitere Grundannahme ist, dass Lebensführung nicht nur als ‚Arrangement der Arrangements' zu betrachten ist. Die Lebensführung unterliegt der grundsätzlichen Spannung vom Streben nach Selbstbestimmung/Autonomie einerseits und Fremdbestimmung beispielsweise durch bestimmte Anforderung aus den Produktionsverhältnissen andererseits (vgl. Abb. 1; Kap. 2.2). Wenn es nicht nur darum geht, die Verhaltensanforderungen individuell und möglichst effektiv zu bewältigen, dann stellen sich unumgänglich gesellschaftskritische Fragen. Daher wird hier *solidarisches und widerständiges Han*deln als Teil der Lebensführung mitgedacht.
Der Mensch hat zudem immer eine bestimmte Vorstellung von einem ›*eigentlichen Leben*‹, sehnt sich nach sinnerfülltem Handeln, nach Glück, bei Holzkamp auch nach ‚gemeinsamem Kampf' (vgl. Holzkamp 1995, 845). Diese Spannung zwischen *Alltagszyklizität* und dem Streben nach dem ›*eigentlichen Leben*‹ fragt daher auch nach dem Handeln unter der ›*doppelten Möglichkeit*‹: Handeln in den gegebenen Verhältnissen, der ›*restriktiven Handlungsfähigkeit*‹ und der Möglichkeit diese Verhältnisse/Bedeutungen/Diskurse zu überschreiten, die Verhältnisse mit anderen zusammen für alle zu verändern, der ›*verallgemeinerten Handlungsfähigkeit*‹ (vgl. Abb. 2; Kap. 2.2).
Im folgenden Kapitel sollen nun Themen aufgegriffen werden, die auf der Basis der einzelnen Fallanalysen sich zu *typischen Grundkonstellationen* verdichten lassen. Es handelt sich hier um die Auswertungsmethode der *Möglichkeitsverallgemeinerung*: „In der Kritischen Psychologie wird diese Rekonstruktion typischer Konstellationen ‚Möglichkeitsverallgemeinerung' genannt, weil es im allgemeinen darum geht (gehen sollte), mit Hilfe der Forschung herauszuarbeiten, welche Möglichkeiten Individuen in bestimmten Verhältnissen realisieren, um es dann anderen zu erleichtern, durch ‚Selbstsubsumtion' eine Beziehung herzustellen, die es erlaubt, für die eigene Problembewältigung davon zu lernen." (Held 1987, 101) Klaus Holzkamp spricht von ‚*typischen Möglichkeitsräumen*', in denen sich „**gesellschaftliche Grundkonstellationen der Unmittelbarkeitsverhaftetheit** und ihre **Durchbrechbarkeit** auf der Ebene von **Bedeutungskonstellationen, Begründungsmustern und psychischen Funktionsausprägungen**" widerspiegeln (Holzkamp zit. in Held 1987, 101; Hervorhebung

i.O.)[62]. Der Blick in den ausgewählten Grundkonstellationen richtet sich auf die dort zutage tretenden *Widersprüche*, aber vor allem wie die Frauen in ihren jeweiligen Begründungsdiskursen zum einen die Widersprüche aufnehmen und zum anderen für sich Handlungsstrategien entwickeln.
Wie bereits in Kapitel 7.1 angesprochen werden hier fünf weitere Interviews herangezogen, die in ihrer spezifischen Weise die dargestellten Themen ergänzen und/oder andere Aspekte der Widerspruchskonstellationen aufzeigen. Es handelt sich um Interviews mit folgenden Frauen:
Betty, Krankenschwester in Teilzeit, 36 Jahre alt, ein Kind, alleinerziehend (vgl. I-40)
Annika und Bea, Erzieherinnen und Kita-Leiterinnen in Vollzeit; Bea ist verheiratet, Annika ist alleinstehend (vgl. NU-I-2)
Claudia, Sozialpädagogin in Teilzeit, verheiratet, ein Kind (vgl. I-31)
Janina, Ergotherapeutin, 28 Jahre alt, in einer Beziehung (vgl. I-33)
Antonia, ehemalige Krankenschwester, jetzt Gewerkschaftssekretärin, alleinstehend (vgl. NU-I-4)

Da das *objektiv-gesamtgesellschaftliche Grundverhältnis* für das Individuum die „*gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit* der Schaffung und der Nutzung von Lebensmitteln/-bedingungen durch die arbeitsteilige Organisation der gesellschaftlichen Produktion/Reproduktion“ (Holzkamp 1985, 193) ist und sich darin auch die jeweiligen *Möglichkeitsräume* konstituieren, werden hier zunächst die widersprüchlichen Grundkonstellationen in der *Erwerbssphäre* als auch der *Reproduktionssphäre* nochmals aufgegriffen und verdichtet (vgl. Kap. 8.1 und 8.2).
In den Kapiteln 8.3 und 8.4 wird auf spezifische ›*Möglichkeitsräume*‹ eingegangen, die zugleich eine *Orientierungsbewegung* darstellen in Richtung einer Strategie, die es einigen Frauen nicht nur ermöglicht mit diesen widersprüchlichen Grundkonstellationen umzugehen, sondern gleichzeitig den Raum öffnet zu einer ›*überschreitenden Orientierung* und *Handlungsfähigkeit*‹. Diese Orientierungsbewegung bezieht sich zum einen auf das Verhältnis der ›Sorge um Andere‹ und der ›Sorge um sich‹ als besondere Strategie in der Lebensführung (vgl. Kap. 8.3). Vor dem Schlussabschnitt wird schließlich im Teilkapitel 8.4 *solidarisches Handeln* als spezifische *Praxis* sowohl im sozialen Nahraum als auch in der Erwerbssphäre betrachtet.

[62] Für Klaus Holzkamp wäre es unerlässlich gewesen, die jeweiligen Fallanalysen den Interviewten zum Lesen zuzuschicken zur Aufschlüsselung ihrer „unmittelbaren Welt- und Selbsterfahrung“ (Holzkamp zit. in Held 1987, 101). Das konnte in dieser Arbeit nicht geleistet werden.

8.2. Widersprüche in der Erwerbsarbeit: die „Erschöpfung des Sozialen“ durch Prekarisierungsprozesse

Im Kapitel 5.2.2 wurde herausgearbeitet, dass es bei dem Begriff der Prekarisierung um mehr geht als um die Zersetzung des so genannten Normalarbeitsverhältnisses (NAV) (vgl. Candeias 2006). Prekarisierung wird hier als ein gesamtgesellschaftlicher Prozess verstanden, unter anderem als Folge der *Erosion der öffentlichen Dienstleistungen* (ebd.).

Diese Form von Prekarisierung bedeutet in den hier behandelten Berufsgruppen mehr Druck durch Arbeitsverdichtung und knapper werdenden Ressourcen. Die Hintergründe für den zunehmenden Arbeitsdruck in den Berufsfeldern im Gesundheitswesen und im Sozialwesen sind unterschiedlich gelagert. Die Ursachen lassen sich jedoch mit der „Krise der sozialen Reproduktion“ verknüpfen (Winker 2013b), ausgelöst unter anderem durch Sparmaßnahmen in der öffentlichen Daseinsvorsorge und der Privatisierung von Bereichen, die in den (klassischen) Aufgabenbereich des Sozialstaats fallen. Dies zeigt sich im Gesundheitswesen und im Bereich der Sozialen Arbeit in Ökonomisierungsprozessen, die in aller Regel mit Arbeitsverdichtung bei gleichzeitigem Personalabbau einhergehen (vgl. Kap. 5.2.1). Die seit 2009 gesetzlich verankerte Schuldenbremse zwingt die Länder zu einer Konsolidierungspolitik, was zur Suche nach Kürzungsmöglichkeiten führt und damit unmittelbar auch die Haushalte der Landkreise und Kommunen betrifft, die in der Regel die Träger von Kitas und von verschiedenen Bereichen der Sozialen Arbeit sind (vgl. Vesper 2012, 5; 30f.).

In bestimmten Interviews war der *zunehmende Druck* das zentrale Thema: bei Evi, die im Grunde nur dem Interview zugestimmt hat, um über die Zustände in ihrer Kita berichten zu können (vgl. Kap. 7.3.3). Simone spürt die Folgen des ‚*aktivierenden Sozialstaats*‘ in Bezug auf die arbeitslosen Jugendlichen, die sie betreut. Aber auch ihr eigenes Beschäftigungsverhältnis ist prekär (vgl. Kap. 7.4.2).

Die Forschungsergebnisse der quantitativen Untersuchung des Projekts U35 hatten gezeigt, dass die Befragten sehr viel weniger „Arbeitsdruck“ und Druck durch „Entgrenzung der Arbeit“ empfanden, wie das ursprünglich vom Forschungsteam angenommen wurde (vgl. Held et al. 2011, 58). In den allgemeinen Untersuchungsergebnissen gaben 29% der Befragten an, Arbeitsdruck zu empfinden und 32% stimmten zu, dass sie von einer „Entgrenzung der Arbeit“ betroffen sind (ebd.). Das ist immer noch jede/r Dritte. Wenn man jedoch die Berufsgruppen gesondert betrachtet, dann wird deutlich, dass die Befragten, die im Gesundheitswesen beschäftigt sind, signifikant mehr Arbeitsdruck und Entgrenzung in der Arbeit erfahren (199). Die höchsten Werte in Bezug auf „Entgrenzung der Arbeit“ hatten die Beschäftigten im Sozialwesen (217).

Widerspruchskonstellation im Gesundheitswesen

Nina arbeitet als Krankenschwester in der Anästhesie. Sie ist daher nicht mit der alltäglichen Pflege auf der Station konfrontiert. Ihre Anforderungen im Arbeitsalltag sieht sie als persönliche Herausforderungen. Die Unberechenbarkeit ihrer Tätigkeit hängt für sie mit dem Wesen des Gesundheitswesens zusammen (vgl. Kap. 7.2.2). Ihre Widersprüche in der Lebensführung hängen vor allem mit der Sorge

um ihren Sohn zusammen und mit der Frage, wie sie Schichtdienst und Betreuung des Sohnes unter einen Hut bekommt (vgl. Kap. 7.2.3).

Betty, 36 Jahre alt, Krankenschwester in Teilzeit, alleinerziehende Mutter, äußert sich zu ihrer Erwerbstätigkeit in anderer Weise. Sie wird gefragt, was sich in ihrem Arbeitsbereich in den vergangenen Jahren geändert hat.

> *„Es ist einfach, also der Durchschnitt auf der Station, wo ich arbeite, ist um die fünfundvierzig, fünfzig (…) (schnell) und ich bin die Jüngste!… Ich bin die Jüngste auf dieser Station und es ist dann, es fehlt halt der junge Schwung und halt… Ja und wie gesagt, super viel Bürokratie ist dazu gekommen, die Pflege der Patienten wird… es war mal sicherlich gewährleistet und wir bemühen uns auch immer das Beste zu geben, aber die Zeit … ist halt nicht mehr so da und man macht alles mehr mit Hektik und (…) also diese, die Menschen gehen da einfach ein bisschen unter.“ (Betty, I-40: 143-153)*

Der Einstellungsstopp in der Klinik hat dazu geführt, dass nun der Altersdurchschnitt auf ihrer Station sehr hoch ist. Sie sei mit Mitte dreißig die Jüngste auf der Station. Durch zunehmende Verwaltungsarbeit bleibt weniger Zeit für die Patienten/innen. Sie resümiert, dass die Menschen und ihre Bedürfnisse nicht die notwendige Beachtung erfahren. Später im Interview berichtet sie, dass die Stationshilfen wegrationalisiert wurden, die solche Arbeiten wie Essensausgabe, Versorgung der Patienten/innen mit Getränken, kleinere Reinigungstätigkeiten auf den Zimmern erledigt hätten. All diese Aufgaben müssten nun das Pflegepersonal ebenfalls mit abdecken (vgl. I-40: 163-171). Das Krankenhaus von Betty war in öffentlicher Hand, wurde vor einigen Jahren von einem privatwirtschaftlichen Unternehmen aufgekauft (vgl. I-40: 182-184). Die Entwicklungen in ihrem Arbeitsbereich dokumentieren, wie versucht wird, durch Personaleinsparung den Profit des Krankenhauses zu maximieren. Zudem wurde mit der Durchführung der neoliberalen Gesundheitsreform mit ihrem Herzstück der Umstellung der Krankenhausfinanzierung auf das sogenannte DRG-System, der Finanzierung über Fallpauschalen, ein massiver Personalabbau eingeläutet (vgl. Busch 2014, 75ff.). Das verbliebene Pflegepersonal wird neben der verdichteten alltäglichen Pflege mit zusätzlichen Aufgaben belastet und muss Einschränkungen bei der individuellen Sorge um den/die einzelne/n Patienten/in ausbalancieren. Die Beschäftigten in der Pflege müssen die Arbeitsverdichtung durch ›subjektiviertem Taylorismus‹, sprich durch subjektive Anstrengungen, ausgleichen (vgl. Winker 2013, 87).

Diese Merkmale des Berufsfeldes, die Betty beschreibt, tauchen auch in sämtlichen Studien auf, die in den vergangenen Jahren zu den Arbeitsbedingungen der Beschäftigten in der Pflege im Gesundheitswesen durchgeführt wurden: im Vergleich zu allen anderen Berufsfeldern sind sie stärker von Arbeitsdruck und Entgrenzung von Arbeit betroffen, wie die Studie U35 gezeigt hat (vgl. Held et al. 2011, 199). Besondere Auswertungen des DGB-Index’ Gute Arbeit ergeben, dass 84% der Befragten sich in ihrer Arbeit gehetzt und gestresst fühlen (vgl. Ver.di 2013, 8). 67% der Befragten im Pflegedienst haben angegeben, dass sie annehmen ihre Beschäftigung unter der derzeitigen Belastung nicht bis zum

Rentenalter durchhalten zu können (vgl. Roth 2011, 53; vgl. auch Kap. 5.2.2 Abschnitt Gesundheitswesen).

Betty deutet an, dass es sie belastet, dass dieser Arbeitsdruck sich negativ auf die Betreuungsqualität der Patienten/innen auswirkt. Damit ließe sich eine *emotionale Grundkonstellation* herausarbeiten, die in besonderem Maße für Pflegepersonal im Gesundheitswesen gilt: zum einen stehen sie persönlich unter Druck, das tägliche Arbeitspensum zu bewältigen. Aufgrund der hohen Identifikation mit der Arbeit, kann man zum anderen davon ausgehen, dass es viele belastet, dass sie im Alltag nicht immer den Bedürfnissen der Patienten/innen gerecht werden können. Bei Betty ruft diese Bedingungen Ärger und Frustration hervor:

> *„Na also beruflich bewegt mich halt die Situation, dass … halt … es im Prinzip immer alles um die Finanzen geht und um Sparmaßnahmen, also das was mich auch ärgert und dass sie überhaupt nicht mehr an die … an die, also jetzt in meinem … persönlichen Bereich an die Patienten gedacht wird, sondern irgendwie nur: Denen soll's gut gehen, diese Leistung müsst ihr führen, (…) aber kriegt das hin und wenn ihr es nicht hinkriegt, kriegt ihr noch einen auf den Deckel. Das find ich … persönlich, macht, verärgert mich sehr, das, daher macht mir der Beruf auch nicht mehr wirklich hundertprozentig Spaß, weil die Patienten die Leidtragenden sind." (Betty, I-40: 552-565)*

Die *Widerspruchskonstellation* in diesem Berufsfeld liegt auf der Hand: die Ökonomisierungsprozesse im Gesundheitswesen schaffen ein Arbeitsmilieu, das die alltägliche Arbeit stark verdichtet und damit den Druck auf die Beschäftigten erhöht. Dies kollidiert häufig mit dem Arbeitsethos, den viele mit ihrer Tätigkeit verbinden.

Widerspruchskonstellation in Kindertagesstätten

Die *Widerspruchskonstellation im Arbeitsfeld von Erzieher/innen* ist ähnlich gelagert, in diesem Arbeitsfeld kommt jedoch noch eine weitere Komponente hinzu. Einerseits sind die Arbeitsbedingungen durch Haushaltszwänge, Liberalisierungs- und Flexibilisierungsmaßnahmen auch hier stark unter Druck geraten. Gleichzeitig wird im öffentlichen Diskurs frühkindlichen Bildungsprozessen einen sehr viel höheren Wert beigemessen als noch vor einigen Jahren (vgl. Kutlu 2014, 29; Wildgruber and Becker-Stoll 2011, vgl. auch Kap. 5.2.2 und 7.3.2). Das bedeutet die Anforderungen an die Qualität der Arbeit der Erzieher/innen sind nicht nur gestiegen, sie stehen unter besonderer Beobachtung - seitens der Eltern, seitens der Öffentlichkeit.

Der Kontakt zu den beiden Erzieherinnen *Annika* und *Bea* entstand während des letzten großen Streiks in den Sozialen Diensten 2009 auf einer Streikversammlung. Ein Jahr später erklärten sie sich für ein gemeinsames Interview bereit. Beide sind Leiterinnen einer Kita, Bea ist verheiratet und Annika ist alleinstehend. Auf die Frage, wie sich ihr Berufsfeld in den vergangenen Jahren entwickelt hat, antwortet Bea:

> *Bea: „Also ich find, es ist sehr viel, viel anspruchsvoller geworden als wo ich angefangen hab'. Dadurch das erst mal der Rechtsanspruch kam … und das wir dadurch die Kinder nicht nur halbjährlich, sagen wir mal, aufgenommen haben, nach Weihnachten und nach den Sommerferien, sondern die kommen jetzt aufeinander, also … einer nach dem anderen und man hat ständig Aufnahmen. … fand ich schon der erste Schritt, wo deutlich belastender geworden ist für die Gruppe und für die Erzieherinnen somit auch. Und dann ging's ja weiter mit der Einführung von dem Orientierungsplan, was viele Ängste auch bei Erzieherinnen ausgelöst hat, wo man dann auch gesagt hat, man muss das jetzt machen und guckt wie ihr's umsetzt." (Bea in NU-I-2: 106-118)*

Bea nennt zwei Anforderungen, die zusätzliche Aufgaben in die alltägliche Arbeit eingebracht haben: zum einen wurde durch den Rechtsanspruch die Anmeldezeiten gelockert, was bedeutet, dass zu jeder Zeit Kinder in eine Gruppe neu hinzukommen können. Das erschwert Gruppenprozesse und die intensive Betreuung der Neuankömmlinge bindet die Arbeitskraft einer Erzieherin. Die zweite Anforderung ist die Einführung des Orientierungsplans – eine Form der länderspezifischen Bildungsprogramme für den Elementarbereich, wie sie mittlerweile fast bundesweit vorliegen (vgl. Roos et al. 2007, 456f.; Wildgruber and Becker-Stoll 2011, 61).

> *Bea: „Jetzt wo's dann alle gemacht haben oder sich auf den Weg gemacht haben, dann sagt man auf einmal, ja ähm finanzieren können wir's dann doch nicht, aber zurück kann die Einrichtung auch nimmer gehen. Also das löst ja auch ziemlich Stress aus." (Bea in NU-I-2: 118-122)*

Wie die Erzieherin Evi berichtet auch Bea, dass der Orientierungsplan politisch zwar durchgesetzt wurde, die dafür benötigten Rahmenbedingungen jedoch nicht geschaffen wurden (vgl. Kap. 7.3.3).

Aufgrund ihrer Leitungsfunktion haben Annika und Bea nicht nur ihre eigene berufliche Situation vor Augen, sondern auch die Bedürfnisse, Sorgen etc. ihrer Kollegen/innen im Team. Annika berichtet:

> *Annika: „Und dann kommt halt immer mehr Druck von außen plötzlich dazu. Und das find' ich, stellt man schon ganz arg fest, dass es vor allem ältere Kolleginnen schon sehr belastet. Ja, auch dieses ganze Schriftliche, dieses Dokumentieren, mit dem sie durch die Ausbildung her gar nicht vertraut worden sind … was jetzt natürlich in der Ausbildung her … die wachsen da rein, ja … Aber bei uns war das eben noch alles nicht so und grad die älteren Kolleginnen brauchen da schon auch Unterstützung und … Ja, ich find das 'ne Herausforderung." (Annika in NU-I-2: 127-136)*

Annika benennt diesen verstärkten Druck, unterscheidet aber zwischen ihren Kollegen/innen: gerade die Älteren, die jahrelang, oftmals jahrzehntelang in bestimmter und sicherlich in ihren Augen auch bewährter Weise Kinder betreut und ‚erzogen' haben, würden sich mit den Neuerungen durch die Einführung des Orientierungsplans schwer tun. Auf einer subjektiven Ebene – ergänzt Bea – würden viele ältere Kollegen/innen anfangen zu zweifeln, ob man bisher alles ‚falsch' gemacht hätte (vgl. NU-I-2: 138-142).

Bea und Annika haben unterschiedlich vom Streik im Bereich Sozialer Dienste 2009 profitiert: eine von beiden kam durch das Ergebnis in eine höhere Eingruppierung. Aber beide haben letztlich einen individuellen Weg gewählt und sich auf andere Stellen in anderen Kommunen beworben, die ihnen bessere Rahmenbedingungen geboten haben. Vorher arbeiteten beide in Kitas, in denen die Leitung für ihre Leitungsaufgaben nicht freigestellt wurde – sprich beide mussten wie jede andere Gruppenleitung die gleiche Zeit am Kind leisten und zusätzlich die Leitungsaufgaben bewältigen. Beide sprechen davon, dass sie dies nur mit unbezahlten Überstunden geschafft hätten (vgl. NU-I-2: 339-417).

> *Bea: „Ich hab dann immer so die Tendenz gehabt, dann war ich Leitung oder hab viel Leitung gemacht, dann war mein Bürotisch aufgeräumt und ich war da einigermaßen auf dem Laufenden, dafür war die Gruppe, da kamen manche Kinder, ach, bist auch mal wieder da, so nach dem Motto. Na, da hab ich gedacht: Klasse! Also bin ich jetzt mal wieder Gruppenleitung und bin in der Gruppe. Dann kam ich wieder ins Büro, dann war mein Stapel immer höher. Also. Und das funktioniert nicht. Und ich bin ein sehr perfektionistisch geprägter Mensch und also, ich bin meinen Ansprüchen nicht mehr gerecht geworden und das war einfach so, dass ich total unzufrieden war." (Bea; NU-I-2: 401-412)*

Den „Riesenspagat", wie Annika es an anderer Stelle nennt, die Leitungsaufgaben zu erfüllen und gleichzeitig die gleichen Aufgaben und Betreuungszeiten zu haben, wie jede andere Gruppenleitung in der Einrichtung, konnten beide nur meistern, in dem sie entweder Überstunden leisteten oder die Aufgaben in einer Art und Weise erledigten, die nicht ihren Ansprüchen genügten.

Das *Beschäftigungsfeld Kindertagesstätte* fungiert als *Brennglas für verschiedene gesellschaftliche Diskurse*. Zum einen wurde ‚Bildung' in der öffentlichen Wahrnehmung und damit im Diskurs zum zentralen Mittel für wirtschaftlichen Fortschritt, gesellschaftliche Weiterentwicklung und gegen eine sich „verhärtende Armut" (vgl. Kaphegyi 2013, 100f.). Im Zusammenhang unter anderem mit den schlechten PISA-Ergebnissen führte dies zur Ausarbeitung verschiedener Orientierungspläne im Elementarbereich. Der zweite Diskursstrang ist die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Aus Perspektive der *›liberalen Gouvernementalität‹* geht es vorrangig um eine stärkere Arbeitsmarktpartizipation von Frauen. So heißt es im „Ersten Gleichstellungsberichts", den die Bundesregierung 2011 vorgelegt hat: „Angesichts des demografischen Wandels und der rasanten Entwicklungen, die Unternehmen in internationalen Märkten und im Wettbewerb zu bewältigen haben, stellt die Nutzung des weiblichen Erwerbspersonenpotenzials eine Kernaufgabe der Zukunft dar." (BMFSFJ 2011, 109) In anderen Worten, es geht vor allem um „eine Nutzbarmachung von Humankapital von Frauen" (Seyss-Inquart 2011, 140)[63]. Auf dem Hintergrund dieser wirtschaftspolitischen Zielsetzungen und dem gesetzlichen Anspruch auf einen Betreuungsplatz basiert der Ausbau des Betreuungsangebots für Kinder unter drei Jahren. Dieser Ausbau von Kindertageseinrichtungen steht jedoch im Widerspruch zur politischen Vorgabe des Spardiktats. Die in den vergangenen Jahren propagierten und durchge-

[63] Julia Seyss-Inquart hat in ihrem Artikel vor allem Gesetzestexte der Stadt Wien zum Thema Kindertagesheim diskurstechnisch untersucht. Aber ihre Ergebnisse lassen sich meines Erachtens auf hiesige Verhältnisse übertragen.

führten finanzpolitischen Steuerentlastungen, wirkten sich auch auf die föderale Finanzmittelverteilung aus. Da für die Finanzierung von Kitas vor allem Kommunen zuständig sind, haben diese oft nicht die nötigen Mittel, den Ausbau bedarfsgerecht und im erforderlichen Maße durchzuführen. Bund und Länder, die unterstützend eingreifen können, stehen jedoch unter der Vorgabe der Schuldenbremse (vgl. Vesper 2012, 32).
So wird die Finanzierung sowohl des Ausbaus der Kindertageseinrichtungen als auch der Einführung der Orientierungspläne über andere Stellschrauben versucht zu erreichen: über Gruppengröße, Verfügungszeiten der Erzieher/innen, Kürzungen der Mittel für Material, Reinigungskräfte etc. (vgl. auch Kap. 7.3.3). Dadurch verschlechtern sich die Arbeitsbedingungen der beschäftigten Erzieher/innen – einer der Hauptgründe, warum Evi sich dazu bereit erklärt hatte sich interviewen zu lassen (vgl. Kap. 7.3.1).

Zusammenfassende Skizze: typische Grundkonstellation und Möglichkeitsraum

Der Bedarf an Erzieher/innen ist durch die Einführung des Rechtsanspruchs auf einen Betreuungsplatz der unter Dreijährigen ab August 2013 immens gestiegen. „Den Bedarfsrechnungen des Deutschen Jugendinstituts zufolge müssten für die benötigten Kita-Plätze rd. 42.000 zusätzliche Erzieher_innen eingestellt werden." (Detje et al. 2013, 50) Die Sozialforscher/innen aus dem Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung in München haben während der großen Finanzkrise und in den Jahren danach Beschäftigte aus verschiedenen Branchen befragt. „Bei allen Unterschieden hinsichtlich der (potenziellen) arbeitsmarktpolitischen Krisenbetroffenheit zeichnet sich auf der Ebene der arbeitspolitischen Entwicklungen eine verblüffende Synchronität ab. Nicht die Sicherung des Arbeitsplatzes ist das einigende Band, sondern die *Sicherung der Arbeitskraft*." (ebd. 64; Hervorhebung L.B.) Dies betrifft in besonderem Maße die Berufsgruppe der Erzieher/innen: Angst um den Arbeitsplatz liegt nicht vor, da durch den Ausbau der Kindertageseinrichtungen Fachkräfte gesucht werden. Dennoch sind auch hier Beschäftigungsverhältnisse letztlich oftmals unsicher. Laut einer Sonderauswertung des Mikrozensus' aus dem Jahr 2008 sind 51% der Erzieher/innen unter 25 Jahren befristet angestellt. Bei den 25-35jährigen sind 21% in einem befristeten Beschäftigungsverhältnis (vgl. Fuchs-Rechlin 2010, 18). In der Pflegebranche wurde in den vergangenen Jahren als „Flexibilitätspuffer" stark auf Leiharbeit gesetzt (vgl. Manske 2012, 26). Auch hier herrscht Fachkräftemangel, wie unter anderem die Debatten um „Anwerbung" von Fachkräften aus dem Ausland immer wieder zeigen (vgl. Senghaas-Knobloch 2013, 208f.).
Dennoch zeigen die Arbeitskämpfe und Kampagnen der Gewerkschaften in den letzten Jahren, dass das *Thema der Arbeitskraft* eine viel größere Rolle spielt. Die Beschäftigten der Sozialen Dienste streikten im Jahr 2009 für einen verbesserten Gesundheitsschutz und setzten als Thema des Streiks die Forderung nach mehr „Anerkennung" (vgl. Kutlu 2014, 28). In der Pflegebranche agiert die Gewerkschaft mit der Kampagne „Der Druck muss raus!" (vgl. Ver.di 2013, 3). Yalcin Kutlu argumentiert,

„dass sich hinter dem Erzieherinnenstreik ein Kampf um Anerkennung verbirgt, der gegen die tradierte gesellschaftliche Abwertung von Reproduktionstätigkeiten opponiert“ (Kutlu 2014, 29).

Die „*Erschöpfung des Sozialen*“ durch Prekarisierungsprozesse hat verschiedene Facetten. Dennoch kann sie als *typische Grundkonstellation* in den Berufen des Gesundheitswesens und der Sozialen Dienste benannt werden. Für die *Lebensführung der jungen Frauen* ist die Frage, wie sie subjektiv mit dieser unter vielen Gesichtspunkten ›prekären‹ Situation in der Erwerbssphäre umgehen, wie und worauf sie sich in dieser Grundkonstellation *orientieren* und ob und in welcher Art sie *Möglichkeitsräume* in dieser Grundkonstellation sehen. Die Erzieherin Evi berichtet zum einen, dass sie daraus Kraft zieht, Beruf und Privatleben strikt voneinander zu trennen (vgl. Kap. 7.3.4). Die Sozialpädagogin Simone arbeitet mit arbeitslosen Jugendlichen und ist selbst von Arbeitslosigkeit bedroht. Sie nutzt Techniken ›positiven Denkens‹, um zuversichtlich zu bleiben (vgl. 7.4.2, Abschnitt b). Bea und Annika haben durch die Solidarisierung im Streik viel Mut geschöpft und letztlich eine spürbare Aufwertung ihres Berufes erfahren (vgl. NU-I-2: 937-953).

Diesen beiden Orientierungen – die Trennung von Beruf und Privatleben und der Frage nach der Solidarität – sollen in diesem Kapitel aufgenommen werden (vgl. Kap. 8.3 und 8.4). Im Folgenden wird hier jedoch versucht die typische Grundkonstellation in der Reproduktionssphäre zu skizzieren.

8.3. Widerspruchskonstellationen in der Reproduktionssphäre

Im fünften Kapitel wurden verschiedene Facetten und Blickwinkel auf Geschlechterverhältnisse herausgearbeitet. Mit Frigga Haug wurde über die Definition von „Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse“ die enge Verzahnung der Ausgestaltung von Geschlechterverhältnissen mit den jeweiligen ökonomischen, kapitalistischen Verhältnissen dargestellt. Mit Ansätzen aus der feministischen Staatstheorie wurde als weitere Facette „Geschlechterverhältnisse als Effekt staatlichen Handelns“ eingeführt. Mit letzterem Blickwinkel lässt sich analysieren, wie politische Entscheidungen aber auch zivilgesellschaftliche Entwicklungen Geschlechterverhältnisse prägen und letztlich gestalten (vgl. Kap. 5.1.1).
Dies sind Facetten der gesellschaftlichen Bedingungen und Bedeutungen (Holzkamp), in denen sich Frauen orientieren und ihre Lebensführung gestalten (vgl. Abb. 2 in Kap. 2.2). Die gesellschaftlichen Bedeutungen sind um eine Vielzahl an *Diskursen* um „Frauen“ angereichert, die verschiedene Rollen- und Körperbilder produzieren und propagieren, die oft in völligem Widerspruch zueinander stehen (vgl. Kap. 6).

8.3.1. Frauen ohne Kinder

Die Lebensführung von Frauen, die für Kinder Fürsorgearbeit leisten müssen, ist augenscheinlich mit vielen Anforderungen belastet. Die Reproduktionssphäre ist hier mit zusätzlichen Arbeiten angereichert, mit Aufgaben rund um die ‚Sorge um Andere‘ (siehe nachfolgendes Teilkapitel). Frauen ohne Kinder hingegen scheinen auf den ersten Blick hier ‚freier‘ zu sein.
Durch das außergewöhnliche Interview mit Simone (vgl. Kap. 7.4.3) konnten verschiedene Aspekte aufgegriffen werden, welche die Lebensführung von alleinstehenden Frauen in besonderer Weise beeinflussen (können): Simone greift die Diskurse auf, mit denen sie im Alltag konfrontiert ist, die ‚Vorwürfe‘, die sie zu hören bekommt, dass es doch langsam an der Zeit wäre, Kinder zu bekommen (vgl. I-12: 1101-1108). Sie weist das entschieden zurück und sagt, sie würde sich gerne von dieser Normalitätsvorstellung einer Lebensführung mit Partner und Kindern „verabschieden“ (Z. 1108).
Diese Interviewpassagen skizzieren sehr plastisch die spezifische ‚Anrufung‘ (Althusser) als eine ‚nicht aufhörende Aufforderung‘ an Frauen, einen bestimmten Platz in der Gesellschaft einzunehmen: den der treusorgenden Mutter und Ehefrau/Partnerin (vgl. auch Correll 2009, 263). Wenn dieser Platz nicht eingenommen wird, weil man nicht kann oder nicht will, muss zumindest wie im Fall von Simone mit kritischen Rückfragen, mit Vorwürfen oder gar mit Geringschätzung gerechnet werden. Die gesellschaftspolitischen Diskurse rings um das Thema ›Mutterschaft‹ ‚rufen‘ Frauen spezifische Familienleitbilder und damit zusammenhängende Geschlechterzuschreibungen ‚zu‘ (ebd.). Die *widersprüchliche Grundkonstellation* lässt sich hier wie folgt nachzeichnen: einerseits sind Frauen aufgefordert, dem ›*institutionalisierten Erwartungsmuster*‹ der Individualisierung zu folgen innerhalb der

›*liberalen Gouvernementalität*‹. Das bedeutet, dass sie gemäß ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten ihre Chancen nutzen, sich bilden und eine Erwerbsarbeit ergreifen sollen. Mit Angela McRobbie gesprochen, sind sie darüber hinaus dazu angehalten, „nach ‚glamouröser Individualität' zu streben" (McRobbie 2010, 166): kulturell vermittelt über eine Modeindustrie und Fernsehshows sollen sie aus der Bedeutungslosigkeit heraustreten, etwas aus sich machen, neue und auch aggressivere Rollen ausüben. Gleichzeitig sind sie mit der Kehrseite der ›*gebundenen Individualisierung*‹ konfrontiert. Diesen Terminus von Angelika Diezinger nutzt Karin Jurczyk, um das Widersprüchliche in der Lebensführung von Frauen mit Fürsorgeaufgaben insbesondere der Kindererziehung zu kennzeichnen (vgl. Jurczyk 2008, 87; siehe auch folgenden Abschnitt). Diese ›*gebundene Individualisierung*‹ kennzeichnet nicht nur die Lebensführung, sie formiert sich in verschiedenen Formen von ‚Anrufungen'. Im allgemeinen Individualisierungsdruck eröffnet sich eine Struktur, die Frauen die Hauptverantwortung für die gesellschaftliche Reproduktion zuweist, einschließlich der dazugehörigen Fürsorgearbeiten. Letztlich handelt es sich um die Aufforderung, das Humankapital in doppelter Weise zu nutzen: erwerbstätig sein und gleichzeitig hauptverantwortlich die Sorge für die Erwerbstätigen von Morgen tragen. Folgen Frauen nur einer Seite und leben eine Leben ohne familiäre Reproduktionsaufgaben – wie Simone – müssen sie damit rechnen, auf Unverständnis zu stoßen[64]. Im öffentlichen Diskurs sind es dann die wissenschaftlichen Untersuchungen zum hiesigen demographischen Wandel, in denen insbesondere das Augenmerk auf kinderlose Frauen gerichtet wird. Daten zu kinderlosen Männern werden statistisch nicht erhoben und damit auch nicht thematisiert. Die Geburtenentwicklung wird als Problem gesehen und damit eine Angelegenheit, die mit dem Verhalten von kinderlosen Frauen verknüpft wird (vgl. Correll 2011, 105f.). Frauen ohne Kinder müssen sich letztlich in ihrer Lebensführung mit diesen hegemonialen Normalitätsvorstellungen auseinandersetzen.

In den Interviews mit anderen kinderlosen Frauen kam noch ein anderer Aspekt hinzu: die Anforderungen aus der Erwerbssphäre erfordern häufig Mehrarbeit in Form von Überstunden. Im Interview mit den beiden Erzieherinnen und Kita-Leiterinnen Annika und Bea kommt an einigen Stellen die Bemerkung, dass nicht ohne Grund beide noch keine Familie hätten, da sie ihre Energie in den beruflichen Werdegang bzw. in den Beruf selbst investieren und etwas anderes nebenher kaum möglich ist (vgl. NU-I-2: 558-565). Sie berichten beide, dass sie zeitweise ihre Arbeit ohne Überstunden nicht schaffen könnten. Private soziale Kontakte leiden darunter und müssen sich als feste Termine gesetzt werden, die eingehalten werden müssen. Nur so ließen sich die Ansprüche aus der Erwerbssphäre zurückdrängen und andere Aspekte der Lebensführung gelebt werden (vgl. NU-I-2: 1077-1121). In der quantitativen Befragung im Forschungsprojekt U35 „Was bewegt junge Menschen?" ergab sich in der Auswertung, dass die Gruppe der Alleinlebenden signifikant stärker von Zeitdruck, Leistungsdruck und entgrenzten Arbeitszeiten betroffen waren als die Gruppe derjenigen, die mit Partner/in und Kindern zusammen leben (vgl. Held et al. 2011, 260ff.). Das könnte man darauf zurückführen, dass Menschen ohne Fürsorgearbeit in der Reproduktionssphäre sich entweder schwieriger von den Anfor-

[64] Das Gleiche gilt vermutlich ebenfalls für Frauen, die sich dazu entschließen ‚nur' Fürsorgearbeit in der Familie zu leisten.

derungen aus der Erwerbssphäre abgrenzen können als diejenigen, die ihr Kind aus der Kita abholen müssen. Andererseits übernehmen sie eventuell auch bereitwilliger zusätzliche Verantwortung. Auf das Bild einer *widersprüchlichen Grundkonstellation* bezogen, ließe sich festhalten, dass sich die *„Erschöpfung des Sozialen“* auf Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen unterschiedlich auswirkt. Die Ansprüche aus der Erwerbsarbeit können die Lebensführung umso mehr dominieren, desto weniger ‚harte‘ Anforderungen wie Sorgearbeit in der Reproduktionssphäre vorhanden sind. Diese abzuwehren scheinen individuelle Regulierungen erforderlich zu machen, wie feste Termine mit Freunden/innen im Alltag verabreden, einen Kurs belegen an der VHS o.ä. Dieser Aspekt wird im Teilkapitel 8.3: „Die Orientierung auf die ‚Sorge um Andere‘ in Beziehung zur ‚Sorge um Sich‘“ am Beispiel der Gewerkschafterin Antonia (vgl. NU-I-4) nochmals aufgegriffen.

8.3.2. Widerspruchskonstellation in der familiären Reproduktionssphäre

Insbesondere Frauen, die sowohl erwerbstätig sind, als auch Sorgearbeit in Familienstrukturen mit Kindern leisten, sind mit ihrer Arbeitskraft in doppelter Weise in die jeweiligen Sphären eingebunden und müssen sich mit den sich daraus ergebenden Widersprüchen auseinandersetzen. Regina Becker-Schmidt hat diese Situation als *›doppelte Vergessellschaftung‹* gekennzeichnet (vgl. auch Kap. 5.1.2).
Die familiäre Sorgearbeit stellt in vielerlei Hinsicht ein höchst anspruchsvolles Gefüge dar. Auch dieses Feld fungiert als Brennglas, in dem sich unterschiedliche und widersprüchliche Erwartungen, Ansprüche und Diskurse bündeln. Daher wird Familie mitunter auch als *›black box‹* bezeichnet (vgl. Jurczyk et al. 2009, 19). Die Ansprüche an die familiäre Lebensführung werden von verschiedener Seite aus formuliert und auch beobachtet, bewertet. Subjektiv ist mit dem Familienleben die Hoffnung auf einen sozialen Rückzugsort, auf Geborgenheit und das kleine Glück verbunden. Gesellschaftlich wird von Familien erwartet, dass hier Kinder emotionale, mentale und körperliche Fürsorge erfahren und dass Kompetenzen vermittelt und Bildungsanreize geschaffen werden (vgl. Jurczyk and Klinkhardt 2014, 5). Diese Aspekte sind sowohl Teil des ›Alltagsverstands‹ (Gramsci) als auch in den gesamtgesellschaftlichen Bedeutungen bzw. im hegemonialen Diskursrahmen verankert und tragen dazu bei, dass sich der Druck auf die beteiligten Erwachsenen erhöht, diese Anforderungen auch zu erfüllen.
Der Brennpunkt, in dem sich alle gesellschaftlichen Anforderungen und subjektiven Wünsche und Hoffnungen bündeln, bildet die Grundlage für die *typische Grundkonstellation* (Holzkamp), die sich für die Lebensführung in Familien ergeben. Die Bewältigung der *fremdbestimmten* Elemente – die Erwerbsarbeit, Öffnungszeiten der Betreuungseinrichtungen der Kinder, der eigene Anspruch an die Haushaltsarbeit etc. und das Ringen um *Selbstbestimmung*, Zeit für den/die Partner/in, die Kinder, Momente für sich – kennzeichnen die Lebensführung in besonderem Maße.
Eindringlich zum Ausdruck kommt dies im Interview mit Anne, Heilerziehungspflegerin, verheiratet und Mutter von zwei Kindern. In ihrer Erzählung wird ihr alltäglicher Kampf deutlich, der davon ge-

prägt ist, alle Arbeitsbereiche unter einen Hut zu bekommen (Kap. 7.5.2). Belastend für sie sind jedoch auch die vielfältigen *gesellschaftlichen Aufforderungen*, wie eine ›gute Mutter‹ zu sein hat – bei gleichzeitigem Druck, in der Erwerbsarbeit alles zu geben, als junge Frau attraktiv zu bleiben, eine liebende Gefährtin für den Partner zu sein etc. (vgl. Kap. 7.5.4).

Dieser gesellschaftliche Druck wurde auch in anderen Interviews genannt (vgl. andere Interviews im Projekt U35: Held et al. 2011, 279ff.). Claudia arbeitet als Sozialpädagogin in Teilzeit im öffentlichen Dienst, ist Mutter eines kleinen Jungen und verheiratet (vgl. I-31). Sie wird gefragt, ob sie einen gesellschaftlichen Wandel erlebe, den man evtl. auch als steigenden Druck empfinden könne:

> *„Ich empfinde sehr viel hohe Erwartungen, die an einem herangetragen werden, sag ich mal, speziell als junge Familie jetzt … letztlich sagen wir, haben wir alle beide einen langen Ausbildungsweg hinter uns …, man hat dann auch eben die Möglichkeit gehabt, die Zeit gehabt in seinem Beruf sich einzuleben, … sich als Paar in einer Wohnung zurecht zu finden, {ein; L.B.} gemeinsames Leben aufzubauen. Aber man will dann doch relativ schnell Kinder haben, weil man dann denkt, später ist man vielleicht auch doch zu alt, wenn man vielleicht auch mehrere Kinder haben will. Und letztlich ist es so, dass ich häufig das Gefühl habe, es muss alles funktionieren, es muss funktionieren, (*Hand zählt mit*) dass man arbeitet, es muss funktionieren, dass man das Kind gut erzieht, man muss viel Geld verdienen, man muss sich ein Lebensstandard erhalten … Eigentum erwerben und das soll, find ich alles in kurzer Zeit passieren (…). Man empfindet das so, man steckt sich aber auch selber die Ziele, so – also so empfinde ich das in unserer Situation. (…) Aber ich merke auch im Bekanntenkreis, dass viele mit diesem Druck nicht so gut umgehen können (…). Ich merke den Druck bedingt auch, aber [I: „den Anforderungen gerecht zu werden…"] genau, genau einfach allen Anforderungen gerecht zu werden." (Claudia, I-31: 326-357)*

Claudia sieht den Druck in den Erwartungen, die an sie und ihren Partner als junge Familie herangetragen werden. Ebenso wie Anne zählt sie die verschiedenen Faktoren auf, an denen in ihren Augen gemessen wird, ob sie als Familie ihre Sache gut machen: eine gute Ausbildung absolvieren, ein bisschen Berufserfahrung sammeln, zudem biografisch passgenau eine Familie gründen, sich mit der Erwerbsarbeit einen gewissen Lebensstandard erarbeiten etc. Durch den für sie entstehenden Zeitdruck fühlt sie sich letztlich in einer Art ‚*rush hour*', einer relativ kurzen Zeitspanne im Leben, in der man möglichst die wesentlichen Ziele eines „normalen" Lebens umsetzen sollte (vgl. auch Lothaller 2008, 4).

Auf der Folie der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ macht die Aufzählung dieser unterschiedlichen Anforderungen Sinn: hier tritt gebündelt das ›*institutionalisierte Erwartungsmuster*‹ (Honneth) auf (vgl. auch Kap. 4.1.4). Es handelt sich um die Aufforderung, sich gemäß seinen Fähigkeiten erstens zu bilden, zweitens seine ›*employability*‹, seine Arbeitsmarktfähigkeit unter Beweis zu stellen, drittens eine Familie zu gründen und viertens – trotz Familiengründung – genügend Geld zu verdienen, dass man in der Lage ist, seinen Lebensstandard zu halten und sich wenn möglich Wohneigentum anzuschaffen.

In diesem Interviewabschnitt tritt eine grundlegende Ambivalenz deutlich zu Tage: Claudia spricht zunächst von den Dingen, die in ihren Augen ‚funktionieren' müssen. Im nächsten Satz erwähnt sie aber auch, dass das Ziele sind, die sie sich selbst steckt. Mit Klaus Holzkamp gesprochen lässt sich feststellen, dass hier bestimmte *Bedeutungskonstellationen* verinnerlicht wurden – Bedeutungskonstellationen, die zunächst als Handlungs*aufforderung* aufgefasst, dann aber zu Handlungs*prämissen* umgewandelt werden (vgl. Holzkamp 1995, 838).

Claudia stellt diese Anforderungen in ihren *Orientierungen* nicht in Frage. Sie fühlt sich belastet, berichtet von Phasen, wo sie darunter leidet, nicht genügend Zeit zu haben, allen Bereichen gerecht zu werden (vgl. I-31: 45-54). Aber letztlich verweist sie auf Bekannte, die offensichtlich mehr Schwierigkeiten haben, diesen Normalitätsvorstellungen gerecht zu werden (vgl. I-31: 351f.). Die Selbsttechnologie, die Claudia anwendet, um die „Idee eines ›normalen Lebens‹" zu leben (Ludwig 2011, 145), ist die komplette Durchorganisierung ihrer alltäglichen Lebensführung. Sie strukturiert „die Woche so ziemlich durch" (I-31: 114). Claudia bleibt letztlich im Gefüge einer ›*reproduktiven Orientierungstätigkeit*‹ stecken (vgl. Kap. 4.1.4). Sie stellt die Anforderungen nicht in Frage, sondern weiß, dass sie längst zu Zielen geworden sind, die sie sich selbst steckt. Dennoch spürt sie die Widersprüche, das Unbehagen ist da – wenn sie auch keine Vorstellung davon hat, welche Alternativen es zu dieser Lebensführung gibt und was eigentlich noch *möglich* wäre.

Anne, die Heilerziehungspflegerin und Mutter, ist hier gedanklich einen Schritt weiter: sie versucht sich immer wieder darauf zu besinnen, was „eigentlich wichtig ist" (I-35: 220f.) und schafft es auf diese Weise sich zumindest von den widersprüchlichen Anforderungen nicht ‚*dermaßen regieren zu lassen*' (Foucault; siehe auch Kap. 8.3).

Dennoch wird hier angenommen, dass dieses ›*institutionalisierte Erwartungsmuster*‹ in Bezug auf allgemeine Erwartungen an eine familiale Lebensführung vor dem Hintergrund der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ eine der wirkmächtigsten gesellschaftlichen Bedeutungskonstellation dieser Zeit überhaupt darstellt. Die *Widerspruchslinien* liegen auf der Hand: entlang der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung; prekäre Beschäftigungsverhältnisse; öffentliche Betreuungs- und Bildungsinstitutionen; Ansprüche an Elternschaft, an den individuellen *lifestyle* etc.

Die Frage nach der *geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung* – wenn es sich bei der Bezeichnung ‚Familie' um ein heterosexuelles Paar mit Kindern handelt – berührt eine zentrale Widerspruchslinie. Geschlechterbeziehungen sind zwar im Wandel begriffen, dennoch findet dieser Wandel vielfach auf der Ebene von Orientierungen und Bewusstsein statt und schlägt sich nur sehr zaghaft auf der Ebene der konkreten Alltagsorganisation nieder – vor allem was eine wahrnehmbare Umverteilung von Haus- und Fürsorgearbeiten betrifft (vgl. Jurczyk 2008, 85). Im Interview von Anne deutet sich an, dass sie die Hauptlast trägt an der Sorgearbeit[65].

[65] Wobei interessant ist, dass die Interviewerin nicht danach fragt – ein Phänomen, das auch während des Forschungsprozesses zum Projekt U35 beobachtet wurde: sowohl die jungen Studentinnen als auch die Projektmitarbeiterinnen haben in den Interviews mit den Frauen nie danach gefragt, wer eigentlich die Sorge- und Haushaltsarbeit übernimmt (vgl. Held et al. 2011: 276f.). Das waren Studentinnen im gleichen Alter wie

Im Interview mit der Krankenschwester Nina wird ausdrücklicher über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gesprochen. Da Nina in Vollzeit im Schichtdienst arbeitet, kann die alltägliche Lebensführung – insbesondere die Sorge um den fünfjährigen Sohn – nur mit Hilfe ihrer Mutter bewältigt werden. Ihr Mann hat gerade ein Medizinstudium angefangen, die Familie ist auf ihr Gehalt angewiesen. In ihrem *Begründungsdiskurs* vermischen sich verschiedene Ebenen: einerseits möchte sie, dass ihr Mann den ‚Rücken frei' hat, sein Studium in Ruhe zu Ende bringen zu können. Andererseits ist Teil ihres Alltagsverstand, dass ‚Männer' eben auch nicht richtig die Haushaltsarbeit erledigen können (vgl. Kap. 7.2.2).

Karin Jurczyk stellt in einem Artikel über „Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb: Widersprüchliche Modernisierungen" folgende Überlegungen an: „Sozialisatorisch erworbene Werte über ein ‚richtiges' Leben als Frau sitzen auch bei eigener ‚Doppelbelastung' tief. Diese Verhaltensweisen von Frauen sind jedoch keine Bestätigung der These des weiblichen Masochismus, sondern eine durchaus rationale Form der Verarbeitung gesellschaftlich widersprüchlicher Zumutungen an Frauen." (Jurczyk 2008, 86) Auf der Folie der (neo-)liberalen Gouvernementalität, deren Grundstruktur daraus besteht, dass Subjekte in den Verhältnissen Perspektiven für sich sehen und entwickeln (können), ist die Frage, welche Zusicherungen und Möglichkeitsräume in diesen „neuen Widersprüchlichkeiten von ›Weiblichkeit‹ eingelagert sind" (Ludwig 2011, 244). Sprich der Rückgriff auf geschlechtshierarchische Arbeitsverteilung in der Sorge- und Hausarbeit kann im *subjektiven Begründungsdiskurs* durchaus Sinn machen. In Ninas Fall ist es höchst wahrscheinlich, dass sie aufgrund *›inkorporierter Verhaltensweisen‹* die alltägliche Haushaltsarbeit mit ihrer Mutter ‚einfacher erledigt' bekommt, als wenn sie mit ihrem Mann diese ständig aushandeln muss (vgl. auch Wetterer 2003, 298). Im Zusammenhang mit dem gravierenden Widerspruch, die Anforderungen aus dem anstrengenden Schichtdienst als Krankenschwester und aus der Sorgearbeit am Sohn vereinbaren zu können, bedeutet der Rückgriff auf die Sorgearbeit einer anderen Frau eine Erleichterung.

Jurczyk verweist auf die These von Angelika Diezinger, die in Bezug auf Frauen von einer *›gebundenen Individualisierung‹* spricht: sie müssen komplexe Strategien entwickeln, um sowohl die Anforderungen einer individualisierten Lebensführung als auch Bindungen und die oft damit verbundene Fürsorgearbeit mit ihren Interessen – oder Holzkamp würde sagen – mit ihrer Vorstellung vom *›eigentlichen Leben‹* zu verknüpfen (vgl. Jurczyk 2008, 87).

Eine andere Umgangsweise mit der zu erledigenden Haus- und Sorgearbeit zeigt sich im Interview mit der Sozialpädagogin und Mutter Claudia. Sie berichtet, dass sie sich morgens um den Sohn kümmert und dass ihr Mann diese Sorgearbeit abends übernimmt (vgl. I-31: 131-165). Auch scheint es eine Aufteilung der Hausarbeit zu geben:

> *„Mein Mann macht sein Anteil der Hausarbeit eben an einem anderen Tag, wo es für ihn einfach vom Job ganz gut vereinbar ist und seine Freizeitaktivitäten, die er für sich macht, das macht er mittlerweile in seiner Mittagspause (...). Für uns beide haben wir das herausgefunden,*

---

diejenigen, die im Seminar sitzen und nicht verstehen, wenn die Dozentin von Geschlechterhierarchien spricht (vgl. Kap. 5.1.3).

ist das einfach die angenehmere Variante, er steht nicht unter Druck, ist auch für ihn in der Arbeitssituation entspannt, wenn er zwischendurch noch Bewegung hat und … er muss das eben nicht abends machen, sondern kann sich dann eben dem Sohn widmen. Das finde ich persönlich auch gut." (Claudia, I-31: 173-183)

Offensichtlich hat zwischen Claudia und ihrem Partner ein Aushandlungsprozess stattgefunden, wann er sich um den Sohn kümmert und welchen Teil der Hausarbeit er an welchem Tag der Woche übernimmt. Es scheint sich hier um eine – wie es in der Familiensoziologie heißt – „*Verhandlungsfamilie*" (vgl. Wetterer 2003, 308). Dennoch ist Claudia diejenige, die ihre Erwerbstätigkeit reduziert hat und damit auf einen Teil ihres Einkommens verzichtet und Einbußen einer zukünftigen Rente in Kauf nimmt.

Vielfältige Lebensformen nehmen zu. Der Anteil der Lebensform ‚verheiratete heterosexuelle Paare' ist in den letzten 20 Jahren, seit 1996 um ein Drittel zurückgegangen. Die generelle Heiratsneigung nimmt ab und die Scheidungsrate hat sich bei 35% eingependelt. Andere Lebensformen gewinnen daher zunehmend an Bedeutung. Die Anzahl der Erwachsenen, die allein ein Kind unter 18 Jahren großziehen, liegt 2012 bei knapp 20% (vgl. Jurczyk and Klinkhardt 2014, 6f.).

Krankenschwester Betty hat einen Sohn im Kindergartenalter und ist alleinerziehend. Um die Organisation der beiden Arbeitsbereiche – Erwerbsarbeit und Sorge um das Kind – kümmert sie sich allein. Sie berichtet, dass sie letztlich nur erwerbstätig ist/sein kann, weil ihre Kollegen/innen sie unterstützen und ihr mit dem Dienstplan entgegenkommen:

„In dem sie mir, … dass ich nicht in drei Schichten in der Woche arbeite. Also ich darf halt in der Woche Frühdienste machen nur und mache halt am Wochenende halt … mal Dienst und dann halt auch mal Spät- oder Nachtdienst. … Aber das halt nur am Wochenende. Ist eine Abmachung auf der Station. Da hat der Arbeitgeber mir leider nicht, … ist da mir nicht entgegengekommen. Also hätt ich das, … hätten die Kollegen mir da nicht geholfen, (…) hätte (ich; L.B.) Hartz IV beantragen müssen… Ja weil das geht nicht, die Kitas haben halt nur bis zur einer bestimmten Zeit offen und der Spätdienst geht nun eben … bis viertel vor elf … und da kann ich mein Kind nicht an der Lampe hängen." (Betty; I-40: 100 – 113)

Die Widerspruchslinie Erwerbstätigkeit und Familienarbeit zu koordinieren tritt hier sehr viel schärfer zutage – zum einen durch den Status als Alleinerziehende. Es gibt einfach niemanden in unmittelbarer Nähe, der/die ein Teil der Betreuungszeiten abdecken kann. Zum anderen ist der Schichtdienst im Krankenhaus in der Regel überhaupt nicht vereinbar mit den regulären Öffnungszeiten einer Kindertagesstätte. Bemerkenswert ist hier die Solidarität der anderen Kollegen/innen auf Station, die Betty bestimmte Schichten überlassen, dass sie weiterhin auf dieser Station arbeiten kann. Für Betty bedeutet das Entgegenkommen ihrer Kollegen/innen, dass sie in ihrem Beruf arbeiten kann und sie nicht in die finanziell wesentlich prekärere Lage als Hartz IV-Empfängerin rutscht.

Die verstärkte Doppelbelastung der Lebensführung führt dazu, dass die Gruppe der Alleinerziehenden im Vergleich mit anderen gesellschaftlichen Gruppen sehr viel häufiger von Armut und Unterversor-

gungslagen betroffen ist (vgl. Lutz 2012, 19; Oelkers 2012, 161f.). Für Betty ist es ein Glück, ihrem Beruf nachgehen zu können, wenn man auch annehmen kann, dass mit einer 50%-Stelle als Krankenschwester die finanzielle Basis sich eher prekär darstellt.

Neben der Schwierigkeit, Arbeitszeiten und Betreuungszeiten ihres Sohnes zu koordinieren, arbeitet sie in Teilzeit, weil der Beruf sie belastet und sie noch genügend Kraft braucht, um sich ihrem Sohn widmen zu können:

> *„Ja für mein Kind,.. fürs Kind ja, weil es bringt ja nichts wenn ich … völlig fertig, jeden Tag völlig fertig nach Hause komme und ihn nur anmaule, weil er mir auf den Keks geht, weil ich meine Ruhe haben will. Das bringt nichts, da hat er nichts von, davon hab ich nichts… und … der Beruf ist halt stressig. Man, man ist ausgelaugt, wenn man nach Hause kommt und möchte eigentlich nur noch seine Ruhe haben … und das würde ich nicht kompensieren können… Also zeitlich nicht (…), weil ich wüsste nicht, wo ich's Kind lassen würde … und … einfach auch von der mentalen (…) man geht ja nicht…: Hahaha jetzt war ein schöner Tag heute, von der Arbeit, sondern ist genervt!" (Betty I-40: 383-394)*

Der Druck und die damit verbundene emotionale Anstrengung durch den verdichteten Arbeitsalltag auf Station kann nicht einfach an der Haustüre abgelegt werden. Es braucht Zeit sich zu erholen, bevor man sich wieder anderen (Sorge-)Arbeiten widmen kann. In der Korrespondenz zwischen Erwerbs- und Reproduktionsarbeit tritt der Emotionstransfer, der „*Spillover*" zwischen diesen Sphären aufgrund der emotionalen ähnlichen Basis in besonderem Maße zutage (vgl. Jurczyk, Lange, and Szymenderski 2005, 15). Für Alleinerziehende, die alleine mit ihrem/ihren Kind/ern leben, verschärft sich die Situation in der Reproduktionssphäre, da keine weitere erwachsene Person zur Unterstützung oder zumindest als Kommunikationspartner/in vorhanden ist.

Bettys alltägliche Lebensführung ist nur machbar mit verschiedenen Unterstützungssystemen, die sie sich selbst schaffen muss. Sie berichtet davon, dass sie mit der Großmutter Betreuungszeiten verabreden muss, wenn sie am Wochenende Dienst hat – was immer ein kompliziertes Arrangement darstellt, da die Großmutter weiter entfernt lebt (I-40: 520-523). Sie resümiert:

> *„Ja, also man muss frühzeitig denken… fragen, wenn der nicht kann, wo kann man noch gucken. … Man ist halt auch auf die … fremden Menschen, (*schnell*) also man ist einfach angewiesen auf andere Leute … Ohne den würde es hier, würde es nicht funktionieren. Also man kann nicht sagen, also man kann {nicht; L.B.} … dieses Leben, so wie es ist, mit dem Beruf, mit der Familie, also mit dem Kind ohne… andere … organisieren, dass würde nicht funktionieren…" (Betty I-40: 529-536)*

Die Anforderungen aus Erwerbs- und Reproduktionsarbeit könnte sie nicht bewältigen, wenn sie nicht andere Menschen hätte, die in Betreuungsengpässen sich um ihren Sohn kümmern. Die Organisation ihrer alltäglichen Lebensführung ist in ihrem Fall sehr viel komplizierter als beispielsweise das Leben der verheirateten Sozialpädagogin und Mutter Claudia. Andere Menschen – in Bettys Augen oft sogar „Fremde" – müssen um Unterstützung gebeten werden – eine Situation, die Betty Unbehagen bereitet.

Daher betont Betty am Ende des Interviews, dass sie es wichtig fände, wenn der Gesetzgeber die Vereinbarung von Reproduktions- und Erwerbsarbeit erleichtern würde:

> *„Also das wichtigste was ich sehe, um den Beruf und Privat grade wenn's mit Kinder betrifft … unter ein Hut zu bekommen, die müssen irgendwie (…) ein Gesetz bringen. Entweder müssen sie … die Versorgung der Kinder auch in Dreischicht bringen … Oder sie müssen den Müttern, … was für das Kind natürlich deutlich besser wäre, den Müttern die Möglichkeit geben, für diese Zeit, wenn das Kind sehr klein ist … einfach (…) in einer normalen Tageszeit arbeiten zu können. Das wäre ab sieben bis vier sag ich mal. Da wo auch normal, dass ist für das Kind kein, kein Drama … es ist trotzdem zu Hause, es hat Rituale, was wieder wichtig für, für die Entwicklung des Kindes ist, Rituale… Und (…) das müsste… einfach ein Gesetz geben. So dass … diese Abhängigkeit von der Kulanz anderer Leute… nicht mehr ist." (Betty; I-40: 894-908)*

Letztlich schwingt hier zum einen ihre Vorstellung vom *›eigentlichen Leben‹* (Holzkamp) mit: sie würde gerne erwerbstätig sein – angepasst an den Tagesrhythmus eines Kindes. Dementsprechend bräuchte es bestimmte Kita-Öffnungszeiten passgenau mit ihren Erwerbsarbeitszeiten. So würde noch genügend Zeit für Familienleben bleiben, für gemeinsame Mahlzeiten und andere Rituale. Und schließlich wäre sie selbst nicht mehr auf die Unterstützung ‚fremder Leute' angewiesen.

Zum anderen wird hier auf den Staat verwiesen, über dessen Familien-, Sozial- und Bildungspolitik wesentliche Weichen gestellt werden für ein bestimmtes gesellschaftliches Setting, das sowohl Einfluss auf die Gestaltung von Geschlechterverhältnissen hat als auch gesellschaftliche Teilhabe in allen Bereichen ermöglichen kann. In Bezug auf Alleinerziehende stellt Peggi Liebisch fest, dass „z.B. der rechtliche Rahmen, der ihre Lebensbereiche bestimmt, sich noch immer an einer traditionellen Kernfamilie orientiert, die Alleinerziehende als Ausnahme von der Regel ausweist und damit einerseits einen Ausschluss aus möglichen Vorteilen (z.B. Steuerentlastungen) vornimmt und andererseits ihre Lebenssituation seit Jahrzehnten völlig ignoriert (z.B. Bedarf an und Finanzierung von Kinderbetreuung)" (Liebisch 2012, 144). Alleinerziehende gelten diesbezüglich ideologisch immer noch als Störfaktor. Die ungleiche Behandlung durch den Gesetzgeber wird immer wieder in konservativen Medien diskurstechnisch flankiert durch diffamierende Medienberichte (145). Abschließend lässt sich daher sagen, dass Alleinerziehende in besonderem Maße von der *„Krise der sozialen Reproduktion"* (Winker) betroffen sind.

Der Ruf nach mehr staatlichem Engagement für Familien wird auch in anderen Interviews genannt. Die Arbeit als Krankenschwester bedeutet Nina viel, dennoch hat sie ständig ein schlechtes Gewissen, wenig Zeit für ihren Sohn zu haben. Sie ist zufrieden mit ihrer Erwerbstätigkeit. Ihre Kritik richtet sich an Politik und Gesellschaft, die Familien mit Kindern bei den hohen Lebenshaltungskosten wie Miete, Kinderbetreuungskosten etc. zu wenig unterstützt (vgl. Kap. 7.2.4).

Auch Claudia, Sozialpädagogin und Mutter, spricht diesen Aspekt am Ende des Interviews an:

> *„Also in dem Zusammenhang würde ich (…) mir gern, glaub ich, wünschen, dass … sich bei uns in {Bundesland}, aber auch in Deutschland sich die Betreuungssituation für Kinder noch,*

> *also die sind nochmals verbesserungswürdig. Das würde (…) vielen Familien ein bisschen auch den Druck nehmen, … sei's auch von der Qualität, … von den Preisen. Also viele können sich das auch einfach nicht leisten, phasenweise auch ganztags betreuen zu lassen, um auch im Job sich einfach Ziele stecken zu können und wieder einzusteigen. Das … fände ich sehr wichtig, das wäre ein wichtiger Schritt. Und ja Unterstützung, finanzielle Unterstützung für Familien, da gibt's auch noch sehr großen Verbesserungsspielraum." (Claudia, I-31: 408-420)*

Claudia geht es zum einen um den ›*institutional gap*‹, um die ungenügende Passfähigkeit der öffentlichen Infrastruktur – insbesondere dem Angebot an Betreuungsmöglichkeiten für Kinder (vgl. Jurczyk and Klinkhardt 2014, 24). Dabei geht es ihr nicht nur um das quantitative Angebot, sondern auch um die Qualität der Betreuungseinrichtungen und um die finanziellen Aufwendungen, die man erbringen muss, um sich diese leisten zu können. Daher ist ihr Fazit, dass Familien letztlich mehr finanzielle Unterstützung brauchen.

> *„Ja das wäre so einfach und auch von … der Arbeitgeberseite her mehr Möglichkeiten auch Teilzeit zu arbeiten … ja und auch Verständnis für manche unbequeme Situation, die in den Familien entstehen können. Das ist, glaub ich, nicht überall der Fall." (Claudia, I-31: 424-428)*

Darüber hinaus verweist sie auf die Erwerbssphäre, die die alltägliche Lebensführung dominiert. Sie würde sich wünschen, dass hier mehr Verständnis für die familiale Lebensführung entwickelt wird, für das Eigenleben einer Familie, das sich nicht immer unter anderen Strukturen unterordnen lässt.

Zusammenfassende Skizze: typische Grundkonstellation und Möglichkeitsraum.

Zusammenfassend lässt sich folgendes feststellen: die *typische Grundkonstellation* für erwerbstätige Frauen mit familiären Sorgeaufgaben setzt sich aus unterschiedlichen Widerspruchslinien zusammen. Ein Widerspruchsbündel ist eng verbunden mit den *gesellschaftlichen Bedingungen*: Auf dem Hintergrund des derzeitig vorherrschenden ›*finanzdominierten Akkumulationsregimes*‹ (Demirović und Sablowski 2012) ist zu konstatieren, dass die hiesige Familienpolitik wirtschaftspolitischen Interessen untergeordnet wird. Angestrebt werden eine Erhöhung der Geburtenrate und eine Erhöhung der Erwerbstätigkeitsquote von Frauen. Der Ausbau von Betreuungsangeboten und andere soziale Infrastrukturmaßnahmen, um diese Ziele zu erreichen, sollen jedoch so kostengünstig wie möglich erfolgen (vgl. Winker 2015, 36).

Daher ist die vorhandene *soziale Infrastruktur* nicht passfähig zu den Anforderungen der Sorgearbeit in der Familie. Insbesondere für die hier interviewten Frauen, die im Schichtdienst im Gesundheitswesen und in der Behindertenhilfe arbeiten, liegen die Betreuungszeiten von Kindertagesstätten und anderen Bildungseinrichtungen völlig konträr zu den Erwerbsarbeitszeiten. Aber auch die Frauen, deren Arbeitszeiten zu den Öffnungszeiten der Betreuungseinrichtungen passen, kämpfen mit den Zeitfenstern. Gleichzeitig sind alle zusammen mit einem anderen Aspekt der „*Krise der sozialen Reproduktion*" (Winker) konfrontiert: ein verdichteter Arbeitsalltag, zunehmender Druck und andere Prekarisierungsprozesse als Folge der *Erosion der öffentlichen Dienstleistungen* (vgl. Candeias 2006).

Auf der Ebene der *gesellschaftlichen Bedeutungen/Diskurse* lassen sich mindestens zwei Bedeutungskonstellationen herausarbeiten, die die hier vorgestellten Frauen beschäftigen. Die eine übergeordnete Bedeutungskonstellation betrifft einen allgemein empfundenen ‚*Druck aus der Gesellschaft*' (vgl. Interview mit Anne; Kap. 7.5.2) oder den Druck durch die ‚Erwartungen, die an einen herangetragen werden' (vgl. Claudia I-31: 327). Unter dem Aspekt der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ handelt es sich zum einen um ein ›*institutionalisiertes Erwartungsmuster sozialer Reproduktion*‹ (Honneth; vgl. Kap. 2.2), mit dem ein Bild einer bestimmten ‚*Normalität*' erzeugt wird. Es wird zugleich suggeriert, wenn man die Ziele einer ‚normalen Lebensführung' erreicht, gewinnt man damit die Autonomie, seine Wünsche und Interessen auszuleben. Claudia benennt diese Ziele einer ‚normalen Lebensführung' in ihrem Interview sehr genau: eine gute Ausbildung, Berufstätigkeit, Familiengründung (in einer heterosexuellen Paarbeziehung), dabei gleichzeitig genügend Zeit zu haben für sich, für den Partner und für das gemeinsame Kind. Die damit verbundenen Handlungsaufforderungen wandeln sich in ihrem *subjektiven Begründungsdiskurs* zu Handlungs*prämissen* (Holzkamp) – sprich werden zu Zielen, die sie sich selbst steckt.

Gerade Frauen mit Sorgeaufgaben in familiären Strukturen geraten durch diese Bedeutungskonstellation in einen besonderen Widerspruch: zum einen wollen sie teilhaben am neoliberalen Versprechen – Erfolg und sozialer Aufstieg; ökonomische Unabhängigkeit durch Erwerbstätigkeit und folgen daher der Anrufung einer ›*weiblichen Individualisierung*‹ (vgl. McRobbie 2010, 40). Gleichzeitig ist zum anderen das ›*re-traditionale Geschlechterarrangement*‹ dominierend, in dem Frauen nach wie vor die Hauptverantwortung tragen für die Sorgearbeit in der Reproduktionssphäre (vgl. Jurczyk et al. 2009, 226ff.). Ihre Individualisierung ist daher ›*gebunden*‹ (Diezinger nach Jurczyk 2008) – rückgebunden in die Sorge um Andere und die damit verbundene alltägliche Arbeit. Das führt zu einem Gefühl der Anstrengung und Überforderung, das Anne, Nina, Claudia und auch Betty in unterschiedlicher Weise ansprechen. Der Individualisierungsprozess als ein Aspekt der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ führt jedoch dazu, dass die Bewältigung dieser widersprüchlichen Aufgaben innerlich und individuell erfolgen muss. Es müssen individuelle Arrangements gefunden werden – mit Hilfe von weiteren zumeist weiblichen Bezugspersonen – und/oder es wird versucht, über die innere Einstellung eine andere, entspanntere Haltung zu gewinnen. Angela McRobbie spricht daher vom „postfeministischen Geschlechtervertrag", der „auf der Grundlage von Wahlfreiheit und Zustimmung" beruht (vgl. McRobbie 2010, 77). Durch die Individualisierungsprozesse innerhalb der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ gewinnen höchstens feministische Diskurse an Fahrt, in denen Frauen nach mehr Teilhabe am neoliberalen Versprechen rufen – sprich beispielsweise mehr Frauen in Führungspositionen einfordern (vgl. Kap. 6.1). Die Entwicklung des Staates zu einem ‚Wettbewerbsstaat' (vgl. Demirović and Sablowski 2012, 85), dessen neoliberale Politik zur „*Krise der sozialen Reproduktion*" führt (Winker), hält gleichzeitig große Bevölkerungsgruppen und darin überdurchschnittlich Frauen strukturell in prekären Lebenslagen.

Die zweite Bedeutungskonstellation hängt mit dieser ersten eng zusammen: in den Interviews mit der Krankenschwester Nina und der Heilerziehungspflegerin Anne kommt dieser Diskurs deutlich zur

Sprache – die Frage und die Sorge darum, ob man eine ›*gute Mutter*‹ sei. Die Diskurse um das Bild einer ›guten Mutter‹ sind ständig im Wandel und variieren je nach Kontext: aus familienpolitischer Sicht sollen Mütter erwerbstätig sein und damit eine gute materielle Basis für sich selbst als auch für die Familie schaffen. Aus Sicht des Betreuungs- und Bildungssystems sollen Mütter allzeit zur Verfügung stehen und zeitlich, inhaltlich und finanziell die Bildungsprozesse ihrer Kinder begleiten und begünstigen (vgl. Thiessen and Villa 2009, 13). In Kinderkrabbelgruppen, auf Spielplätzen und im Bekanntenkreis treffen Mütter wie Nina und Anne auf unterschiedlichste Alltagsdiskurse um die ‚richtige' Erziehung – flankiert von einer Flut an Ratgebern, Frauenzeitschriften etc. Diskurse um Mutter- beziehungsweise Elternschaft sind daher ebenfalls eingebettet in die vorherrschende ›*liberale Gouvernementalität*‹: sprich Eltern/Mütter sind nicht nur individuell für die richtige Erziehung verantwortlich, sie sind nach geradezu verpflichtet, gemäß ihren Möglichkeiten das Angebot zu nutzen, um für das bestmögliche Setting für ihren Nachwuchs zu sorgen, dass dieser sein ‚Humankapital' entfalten kann und zu vollwertigen, erwerbsfähigen Arbeitsmarktteilnehmern heranwächst (14).

Die Frage nach den *Möglichkeitsräumen* in der Reproduktionssphäre ist die Frage nach der „*doppelten Möglichkeit*" zu handeln – die Frage nach der Erweiterung der Verfügungsmöglichkeiten (vgl. Holzkamp 1985, 368). Für oben genannte Bedeutungskonstellationen / Diskurse eine *überschreitende Orientierung* zu entwickeln ist eine zentrale Herausforderung und müsste an vielen verschiedenen gesellschaftlichen Feldern ansetzen.
Anne versucht, sich gegen die oben genannten Regierungskünste zur Wehr zu setzen, in dem sie sich immer wieder darauf besinnt, was ihr eigentlich wichtig ist und kann auf diese Weise die Überforderung zurückweisen (vgl. Kap. 7.5.5; I-35: 217-222). Nina und Betty berichten von Unterstützung und Hilfe meist durch andere Frauen, mit der sie ihre alltägliche Lebensführung bewältigen können. Diese Form *konkreter Solidarität* wird in Kap. 8.4 nochmals gesondert betrachtet.
Dennoch ist festzuhalten, dass die Regierungsweise der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ sich insbesondere in der Reproduktionssphäre festsetzen kann, ein Lebensbereich, der als privat gilt und dementsprechend individuell herzustellen und zu strukturieren ist. In der Erwerbssphäre gibt es als Alternativangebote, Organisationen wie Gewerkschaften oder betriebliche Strukturen wie Betriebsräte etc. Alternativen für familiäre Strukturen gibt es ebenfalls: in zahlreichen Wohnprojekten und in der LSB-TIQ-Szene werden Gegenentwürfe zur heterosexuellen Kleinfamilie gelebt – Lebensformen, die an Bedeutung zunehmen, aber bisher nur für eine sehr kleine gesellschaftliche Gruppe eine Alternative darstellen.

8.4. Die Orientierung auf die „Sorge um Sich“ in Beziehung zur „Sorge um Andere“

Eine Strategie, die besonderen Anforderungen aus der ›*Sorge um Andere*‹ auszugleichen, ist die Orientierung auf die bewusste ›*Sorge um sich*‹ in der Lebensführung. Diese Strategie hat vor allem die Erzieherin Evi in ihrem Interview in eindrücklicher Weise beschrieben (vgl. Kap. 7.3.4). Sie schildert, dass sie auf der langen Zugfahrt von der Stadt, in der sie als Erzieherin arbeitet, nach Hause, die Sorgen des Arbeitstages ablegen kann. Zu Hause „kann ich ich sein“, sagt sie (Evi, NU-I-3: 208). Diese Orientierung auf eine bewusste Trennung von Privatleben und Erwerbsarbeit wurde auch in anderen Interviews thematisiert. Die Ergotherapeutin Janina, 28 Jahre alt, spricht gar von „zwei Welten“:

> *„Es sind ja zwei verschiedene Welten … für mich gibt es die Arbeitswelt … und die private Welt und die … ist auch eher, sind eher Parallelwelten, als dass ich das versuche so zu stark zu mischen… weil es eben auch ein therapeutischer Beruf ist, wo man eh mit sehr viel … Herzblut, sozusagen bei der Arbeit ist und mir es dann wichtig ist, dass ich in meinem privaten Leben so ein bisschen … ja so oder was Ruhigeres hab, als das hektische Alltagsleben… ja… (*Geste: lächelt und nickt INT 1 zu*).“ (Janina, I-33: 47-55)*

Die therapeutische Arbeit mit Menschen in einer Klinik macht Janina mit viel „Herzblut“ – die einzelnen Fälle verlangen neben der therapeutisch-medizinischen Tätigkeit auch emotionale Zuwendung. Dies verweist auf die vielfältigen ›Care‹-Dimensionen dieser Erwerbstätigkeit wie z.B. Zuwendungsfähigkeit und Empathie, die notwendig sind, dass die individuelle Reproduktion Anderer wieder hergestellt wird (vgl. auch Plonz 2011, 370f.). Das emotionale, fürsorgliche Engagement frisst Energie, noch dazu, wenn – wie Janina berichtet – die Zeitfenster für ihre Patienten/innen immer sehr knapp bemessen sind (vgl. z.B. Janina, I-33: 115-129). Die Alternative zu ihrem stressigen Arbeitstag schafft sich Janina bewusst in ihrem ‚Privatleben‘.

Später im Interview wird Janina gefragt, was diese Bezeichnung „zwei Welten“ für sie bedeutet und wie sie ihr Privatleben strukturiert. Sie antwortet, dass sie versucht, diese Zeit möglichst ruhig zu gestalten, zählt aber dann im Folgenden viele Aktivitäten auf: sie macht Sport am liebsten mit Menschen, die nichts mit ihrem Beruf zu tun haben; sie hilft ihrem Freund, der eine Kneipe hat, wenn dort Veranstaltungen sind; sie ist kulturell interessiert und geht gerne in Ausstellungen und Konzerte; sie kocht gerne – auch für größere Gruppen und hilft ihrer alleinstehenden Freundin mit ihrem Kind (vgl. I-33: 376-440). Als die Interviewerin meint, dass sich das gar nicht so sehr nach einem ruhigen Privatleben anhört, antwortet sie lachend:

> *„Es ist auch nicht wirklich ruhig, aber es ist … für mich ist des … sozusagen ruhig (*lacht weiter*) (…) Da sind nicht so hohe Anforderungen an mich irgendwie, was, die ich erfüllen muss, sondern es ist einfach … ja … ich glaub die Anforderung ist das: es ist nichts, keine Anforderung an mich, du musst dann (*Geste: Bewegung mit einer Hand auf den Tisch*) und dann sein, ich muss … ich sollte pünktlich sein, aber es ist nicht so zwingend wie auf der Arbeit … Ich kann ein bisschen mehr in den Tag das rein machen und dann mich eher spontan verabreden so*

*(*INT 1: Okay*) … also ja … ja es ist, nee Ruhe ist, ist … nicht so ganz … ja mein Ding (*lacht*). Ich brauch immer so ein bisschen Aktivität, in der ich dann Ruhe finden kann, ja das stimmt (*INT 1: Lacht auch*)." (Janina, I-33: 446-460)*

Wie bei Evi, die in ihrer Freizeit sich sehr beim Jugendrotkreuz engagiert, ist auch bei Janina der Faktor der Selbstbestimmung entscheidend: es geht nicht so sehr um konkrete Ruhephasen, als vielmehr um die selbstbestimmte Gestaltung der Aktivitäten, in denen man ‚sich selbst' sein kann – im Unterschied zur Erwerbstätigkeit, die ein Zurückstellen der eigenen Bedürfnisse in besonderem Maße erfordert, da eben die ‚*Sorge um Andere*' im Vordergrund steht.

Bei der ehemaligen Krankenschwester, nun Gewerkschaftssekretärin *Antonia* ist es eher ein Ringen um die Schaffung von Freiräumen in ihrer Lebensführung. Der Beruf sauge einen völlig auf, sagt sie (vgl. NU-I-4: 150). Als Gewerkschaftssekretärin hat sie wenig geregelte Arbeitszeiten, viele Wochenendtermine. Sie setzt sich „Pflöcke" – regelmäßige Termine wie Treffen mit ihren Freundinnen, Sportaktivitäten – die sie versucht genauso ernst zu nehmen wie ihre beruflichen Termine (vgl. u.a. 176-185). Im weiteren Verlauf des Interviews kommt noch ein weiterer Aspekt zur Sprache, warum es für sie in besonderer Weise von Bedeutung ist, sich bewusst von ihrer Erwerbstätigkeit abzugrenzen:

„Das fängt schon an mit …, wenn … Leute in einer Partnerschaft sind, in einer festen, auch zusammen wohnen oder so. Da ist das private Leben ganz anders dominierend als … also, in einer anderen Gewichtung, glaub' ich, als wenn halt zu Hause auch niemand auf einen wartet. Also, dann … hält einen halt auch oder bringt einen auch nix wirklich jetzt schnell dahin. Wenn da die leere Bude auf mich wartet, dann bin ich ja auch hier im warmen Büro gut aufgehoben. Also, jetzt mal übertrieben gesagt. Aber letzten Endes ist das, glaub' ich, schon auch ein Aspekt, weswegen das immer von einer besonderen Bedeutung bei mir ist, für mich selber einfach zu sorgen und für eine Abgrenzung zu sorgen." (Antonia; NU-I-4: 272-283)

Da zu Hause keine soziale Abwechslung in Form primärer sozialer Kontakte wie ein/e Partner/in und/oder Kinder vorhanden ist, ist der Raum selbstbestimmter und sinnhafter Aktivitäten für Antonia etwas, das sie in verstärktem Maße bewusst herstellen muss. Die ›Sorge um sich‹ musste Antonia in gewisser Weise schmerzhaft lernen. Sie berichtet, dass sie vor einem Jahr kurz vor einem Burnout stand:

„Also letztes Jahr im Sommer, da hab ich gedacht, also, ich krieg das nicht aufgehalten irgendwie. Da war ich kurz davor einen richtigen Burnout zu kriegen. Und da, da hab ich aber super die Kurve noch mal gekriegt mit meinen Sachen, die ich mir einfach dagegen setze und ich glaube, solche Momente werden immer wieder kommen. Und man muss irgendwie sich selbst beobachten und auch sein Leben vielleicht ein bisschen beobachten. Wie viel Raum nimmt die Arbeit ein und … wie viel mein Privatleben. Und ich merke, dass bei mir, durch diese ganzen Pflöcke, die ich jetzt gesetzt habe, immer mehr mein Privatleben auch in meinem Vordergrund auch ist und mehr Raum einnimmt. In meinem Denken und in der Bedeutung. Also, dann fällt es auch leichter, Sachen einfach nicht zu machen." (Antonia, NU-I-4: 416-429)

Durch die „Pflöcke“ in ihrem Privatleben als Abgrenzung zu einer Erwerbstätigkeit, die zu Entgrenzung neigt, hat sie es geschafft, letztlich der ›*Sorge um sich*‹ mehr Bedeutung zu geben. Auf Antonia trifft in besonderem Maße zu, was Heiner Keupp in seinen Reflexionen über die „Selbstsorge in der Zivilgesellschaft“ feststellt: Menschen, die nicht mehr in traditionsreichen Verbindungen eingebettet sind, „müssen mehr auf sich achten, müssen im Foucaultschen Sinne ‚*Selbstsorge*‘ übernehmen“ (Keupp 2003, 297). Antonias Ansatzpunkt ‚sich selbst zu beobachten‘ ist hier eine wichtige Voraussetzung. Sie hat für sich eine spezifische *Selbsttechnologie* entwickelt, wie sie sich von der Erwerbsarbeit besser abgrenzen kann.

Im Folgenden sollen weitere Reflexionen erfolgen, inwieweit die ›*Sorge um sich selbst*‹ zu einer ›*überschreitenden Orientierungstätigkeit*‹ führen, bzw. in gewisser Weise sogar den Impuls für die Entwicklung einer ›*überschreitenden Orientierungstätigkeit*‹ geben kann (vgl. Kap. 4.1.4). Daher lohnt es sich an dieser Stelle einen genaueren Blick in Michel Foucaults Denken über die ›Sorge um sich selbst‹ zu werfen.

Michel Foucault hat sich insbesondere in seinen Vorlesungen zur „Hermeneutik des Selbst“ mit der Frage beschäftigt, „wie das Subjekt sich selbst in ein Verhältnis zur Wahrheit setzen kann“ (Sarasin 2005, 190). Sein Ausgangsbegriff ist die ›Sorge um sich selbst‹ – Foucaults Übersetzung des griechischen Begriffs *epimeleia heautou* (vgl. Foucault 2004, 16). Er analysierte zentrale Texte der griechischen Philosophie, die aufzeigen, dass „die Vorschrift, ›auf sich selbst zu achten‹ (…) als einer der zentralen Grundsätze der Polis, als Hauptregel für das soziale und persönliche Verhalten und für die Lebenskunst“ galt (Foucault 2005 [1984], 970). In der griechischen philosophischen Tradition wurden immer wieder unterschiedliche Aspekte der ›Sorge um sich selbst‹ betont. Foucault stellt jedoch folgende Perspektiven in Bezug auf *epimeleia heautou* ins Zentrum: zum einen ist epimeleia heautou „eine Haltung sich selbst, den andern und der Welt gegenüber“ (Foucault 2004, 26). Des Weiteren beschreibt *epimeleia heautou* eine bestimmte Aufmerksamkeit, eine besondere Form des Blicks. Es bedeutet, dass man den Blick von »außen« nach »innen« richtet. „Die Sorge um sich selbst beinhaltet eine gewisse Art, darauf zu achten, was man denkt und was sich im Denken abspielt. Das Wort *epimeleia* ist mit *melete* verwandt, das sowohl Übung als auch Meditation bedeutet.“ (27) Und schließlich verknüpft er mit der ›Sorge um sich selbst‹ eine Anzahl an Handlungen, die auf Veränderung, Reinigung, Verwandlung und Läuterung von sich selbst abzielen (ebd.).

Im Laufe der Jahrhunderte wandelte sich die ›Sorge um sich‹ – unter dem Christentum wurde sie ‚suspekt‘: sie bekam den Geschmack von Egoismus, Eigenliebe etc. Dennoch war gerade im Christentum die ›Sorge um sich‹ ein wesentliches Mittel, um Heil zu erlangen. Es handelte sich jedoch um eine Form des völligen Verzichts auf das Selbst – demnach ein Paradox (vgl. Foucault 2005 [1984], 880).

Die ›Sorge um sich‹ und die ›Sorge um Andere‹: ein Verhältnis der Wechselseitigkeit

Die ›Sorge um sich‹, die Foucault in seinen Vorlesungen analysiert, ist für die Frage nach der Lebensführung der hier zu Wort kommenden Frauen aus mehreren Gründen in besonderer Weise interessant:

im Denken der griechischen Philosophen ist die ›Sorge um sich‹ die Voraussetzung, sich um Andere kümmern zu können. Im zentralen Text, den Foucault in seinen Analysen heranzieht, dem *Alkibiades I*[66], geht es vor allem um die Fähigkeit Politiker zu sein, zu regieren: „denn indem ich mich selbst rette, rette ich die Polis, und indem ich die Polis rette, rette ich mich selbst" (Foucault 2004, 225). Es handelt sich um ein wechselseitiges Verhältnis: indem man sich um „Gerechtigkeit" bemüht – zunächst in seinem Inneren, der „Seele", deren Bedürfnisse, Ordnung zwischen den verschiedenen Aspekten von einem Selbst, ist man in der Lage sich um die „Gerechtigkeit" in der *Polis* kümmern (222f.). Das Sich-Kümmern um die Gemeinschaft wiederum tut einem selbst gut, da man Teil der Gemeinschaft ist (224).

Für die hier zitierten Frauen, die in ihrer Erwerbstätigkeit sich in besonderem Maße um das Wohlergehen von Anderen kümmern, spielt dieser Aspekt eine wesentliche Rolle: um den Ansprüchen/Bedürfnissen der erkrankten Menschen oder der Kinder im Kindergarten *gerecht* zu werden, braucht es eine Sphäre, einen Möglichkeitsraum, in dem man *sich selbst gerecht* wird.

Soweit die Parallele zwischen den Männern in der griechischen Polis und den hier sprechenden Frauen. Heiner Keupp schränkt völlig zu Recht ein, dass „die griechische Polis als selbstgestaltetes Gemeinwesen … beschränkt {war; L.B.} auf die Männer der herrschenden Oberschicht, die von harter körperlicher Sklavenarbeit und der weiblichen Reproduktionsarbeit profitierten" (Keupp 2003, 312). Auf diesem Hintergrund und mit dieser Absicherung der Sorge um die fundamentalen Bedürfnisse wie Kleidung, Nahrung, ein gepflegtes Heim lässt sich leicht philosophieren „und die Inszenierung der eigenen Existenz kann zu einem Hauptzweck werden" (ebd.).

Der Blick in die Interviews zeigt auf, dass der Möglichkeitsraum Zeit für sich selbst zu haben, für die Frauen, die neben ihrer Erwerbstätigkeit hohen Anforderungen in der Reproduktionssphäre ausgesetzt sind, in nur sehr eingeschränkter Form vorhanden ist. Anne, Mutter von zwei kleinen Kindern und Heilerziehungspflegerin in Teilzeit sagt klar:

> *„Also für mich ist eigentlich immer Zeit für mich, wenn ich nicht mit meinen Kindern zusammen bin…" (Anne, I-35: 395f.)*

Wenn sie die Möglichkeit hat in ihrer „freien Zeit" die Sorge um ihre Kinder Anderen zu überlassen und sie für sich allein sein kann, dann kann sie sich um sich selbst kümmern – z.B. Sport machen, da sie Rückenprobleme hat (ebd. 408ff.). Als sie gefragt wird, ob sie das stärkt, antwortet sie:

[66] Einer der wichtigsten Texte, auf den Foucault sich in seinen Vorlesungen zur „Hermeneutik des Subjekts" bezieht, ist der *Alkibiades I*, ein Text, der Platon zugeschrieben wird und in dem ein fiktives Gespräch zwischen Sokrates und Alkibiades stattfindet. Alkibiades – ist ein wohlhabender und sehr hübscher Mann, der an dem Punkt seines Lebens steht, an dem die Blüte seiner Jugend verblasst und die Männer, die ihn einst begehrt haben, anfangen ihn zu verschmähen. An diesem Punkt verlangt es dem jungen Mann in die Politik einzusteigen. Hier nun tritt Sokrates auf ihn zu (vgl. Foucault 2004, 54f.). Sokrates macht Alkibiades klar, dass er letztlich nicht genügend gebildet ist, um die Stadt, die *polis* zu regieren. Eine gut geleitete Stadt, so schlussfolgert Alkibiades im Dialog, sei eine Stadt, „wenn Eintracht unter den Bürgern herrscht" (59). Wie diese zu bewerkstelligen sei, weiß er allerdings nicht. Sokrates antwortet, dass er sich nicht zu beunruhigen brauche, denn er wäre gerade noch im richtigen Alter, um inne zu halten und auf sich selbst Sorgfalt zu verwenden. Dies ist die Stelle, in der „die Formel »sich um sich sorgen«, »Sorgfalt auf sich selbst verwenden« zum ersten Mal – vorbehaltlich der Datierung des Alkibiades – im philosophischen Diskurs auftaucht" (ebd.). Hieran werden bestimmte Aspekte deutlich: unter anderem ist die notwendige »Sorge um sich« mit der Ausübung von Macht verknüpft (ebd.).

> *„Ja, ich bin mir sicher, dass man das ganz arg braucht, also ich brauch das unbedingt, auch Zeit … für mich ganz allein… und das ist auch … ein knappes, kostbares Gut (*Geste: Führt eine Faust zu Kinn*) inzwischen geworden.“ (Anne, I-35: 424-427)*

Auch die Sozialpädagogin und Mutter eines Kleinkindes Claudia beschreibt, dass sie mit ihren zeitlichen Kapazitäten häufig nicht zurechtkommt. Sie überlegt oft, ob sie nicht doch die Erwerbstätigkeit reduzieren sollte, um mehr Zeit für ihr Kind, aber auch für sich selbst zu haben (vgl. I-31: 71-76).

„Selbstsorge ist die auf sich selbst gerichtete Erfahrung von Fürsorge.“ (Jurczyk et al. 2009, 217) Die Möglichkeit zur Selbstsorge sei letztlich eine wesentliche Voraussetzung, um die Anforderungen in der Familienarbeit bewältigen zu können – so die Forscher/innen um Karin Jurczyk (vgl. auch Kap. 7.5.2). Über die Selbstsorge passiert die Reproduktion der eigenen Arbeitskraft und der Kraft für die Fürsorgearbeit in der Familie (vgl. Jurczyk et al. 2009, 217). Alexandra Rau stellt die These auf, dass in so genannten ‚traditionellen Kleinfamilienarrangements‘, in der Frauen überwiegend die Reproduktionsarbeit leisten, Frauen eventuell heutzutage sogar stärker die eigenen Interessen denen der Kinder unterordnen müssen. Denn da die Anforderungen an die Kindererziehung gestiegen sind (vgl. auch Kap. 7.5.4), hat die ›Sorge um das Kind‹ ein besonderes Maß an Intensität erlangt (vgl. Rau 2012, 56f.). Die ›*Sorge um sich*‹ ist eine zentrale Selbsttechnologie innerhalb der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ (vgl. Kap. 3.2 und 4.1.4): als ›Unternehmer/in seiner/ihrer selbst‹ ist es vonnöten sein Selbst zu aktivieren – erstens im Hinblick seiner ‚*employability*‘: Man sollte in der Erwerbstätigkeit nicht nur allzeit fit und belastbar zu sein, sondern sich auch weiterbilden, seine Fähigkeiten weiterentwickeln. Zweitens wird erwartet, dass man auch in der so genannten Privatsphäre sich aktiv um sich selbst kümmert, um seine Authentizität herauszuschälen (vgl. Rau 2012, 48f.; Rosa 2009, 95). Diese Form von Selbstsorge sei darüber hinaus mittlerweile fester Bestandteil einer ‚gelingenden Kindererziehung‘: seine Kinder zur Selbstsorge zu befähigen. Dies führt – so argumentiert Rau – für Frauen mit Fürsorgepflichten gegenüber Kindern zu einer „doppelten Selbstsorgepflicht“, die Pflicht zur Selbstsorge sowohl für sich als auch für das Kind (vgl. Rau 2012, 57).

Obwohl anhand dieses Beispiels aufgezeigt wird, wie die ›Selbstsorge‹ eingewoben ist in die Ordnung der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ und damit Teil bestimmter hegemonialer Normalitätsvorstellungen ist, gibt es dennoch das Moment zur Möglichkeit einer ›*überschreitenden Orientierung*‹: Zeit für Selbstsorge bedeutet eben auch Zeit zur Reflexion über sich, über die eigene Vorstellung eines ›*eigentlichen Lebens*‹ (Holzkamp; Kap. 2.2). Einerseits könnte die ›Sorge um sich‹ genutzt werden, um sich letztlich über seinen eigenen ›Begründungsdiskurs‹ bewusst zu werden, sich eventuell dabei den Ängsten und Sorgen zu stellen, die durch die jeweiligen Widersprüche in der Lebensführung ausgelöst werden. Andererseits eröffnet die ›Sorge um sich‹ den *Möglichkeitsraum* des Tag-Träumens: Mit diesem Träumen wird die „alltägliche Mühsal des Immer-Gleichen erträglich“ (Holzkamp 1995, 845). Darüber hinaus lässt es sich Träumen über das, was noch möglich wäre und wonach man sich sehnt. „Wie reich wurde allzeit davon geträumt, vom besseren Leben geträumt, das möglich wäre.“ (Bloch

1985, 1) Neben den schalen Tagträumen, gebe es immer diese Art von Träume, die sich mit „dem schlecht Vorhandenen“ nicht abfinden und die im Kern Hoffnung erzeugen (ebd.).

Die ›Sorge um sich‹ als Praxis der Freiheit

Die ›Sorge um sich selbst‹ als Aufforderung war in der Antike der fundamentale Dreh- und Angelpunkt der „Ethik als reflektierte Praxis der Freiheit“ (Foucault 2005 [1984]). Es geht letztlich darum, seine eigene Lebensgestaltung in die Hand zu nehmen, die Regierung von einem selbst nicht anderen zu übergeben und sich im Geflecht von Machtbeziehungen zurecht zu finden (vgl. Keupp 2003, 311f.).

Es gibt in den Vorlesungen zur „Hermeneutik des Subjekts“ eine Passage, in der Michel Foucault sich unter anderem mit der Frage beschäftigt, inwieweit es möglich sei, eine „Ethik und eine Ästhetik des Selbst“ zu entwickeln (Foucault 2004, 313). In der Vorlesung geht es insgesamt um die Figur der „Umkehr zu sich selbst“ (309) und welche Bedeutung diese Figur in der Epoche hatte, die Foucault in seinen Vorlesungen bearbeitet. Aber inmitten seines Vortrags wechselt er die Perspektive und schlägt die Brücke zu zeitgenössischen Debatten[67] um die ›Sorge um sich selbst‹: Er klagt an, dass die seinerzeit viel genutzten Begriffen wie sich befreien, zu sich selbst kommen, authentisch sein letztlich ohne Bedeutung sind und unreflektiert gebraucht werden (ebd.). „Und vielleicht ist die Vermutung begründet, daß in dieser Reihe von Versuchen zur Wiederherstellung einer Ethik des Selbst, in diesen verschiedenen, mehr oder weniger gescheiterten oder fruchtlosen Bemühungen (…), so etwas wie die Unmöglichkeit liegt, heute eine Ethik des Selbst zu begründen, obwohl es doch eine dringende, grundlegende und politisch unabdingbare Aufgabe wäre, eine Ethik des Selbst zu begründen, wenn es denn wahr ist, daß es keinen anderen, ersten und letzten Punkt des Widerstands gegen die politische Macht gibt als die Beziehung seiner selbst zu sich.“ (313)

Foucault führt weiter aus, dass die Frage nach der momentanen *Gouvernementalität* – im Sinne eines strategischen Felds von Machtverhältnissen – unweigerlich verknüpft sei mit einem Subjekt, „das sich durch eine Beziehung zu sich selbst definiert“ (214). Anders gesprochen: Das Subjekt in der hier skizzierten *›liberalen Gouvernementalität‹* ist angehalten sich selbst zu führen. Ein Verhältnis zu sich selbst ist hierfür die Grundlage. Durch dieses Möglichkeitsfeld, das die *›liberale Gouvernementalität‹* eröffnet, lassen sich Regierungstechniken eben auch neu interpretieren, mit anderen Bedeutungen besetzen, und zurückweisen (vgl. Ludwig 2011, 146f.; Kap. 3.2).

In dem Text „Subjekt und Macht“ schreibt Foucault: „Das Hauptziel besteht heute zweifellos nicht darin, herauszufinden, sondern abzulehnen, was wir sind. Wir müssen uns vorstellen und konstruieren, was wir sein könnten, wenn wir uns dem doppelten politischen Zwang entziehen wollen, der in der gleichzeitigen Individualisierung und Totalisierung der modernen Machtstrukturen liegt.“ (Foucault 2005 [1982], 280). Dieser ‚double-bind‘ könnte zum einen interpretiert werden als die „Ideologie der ‚individuellen Verantwortung‘, die von den neoliberalen Strateginnen und Strategen bei gleichzeitiger

[67] Die Vorlesung findet am 17. Februar 1982 statt.

Entdemokratisierung aller Lebensbereiche forciert wird“ (Kastner 2008, 52). In Bezug auf die Totalisierung der Machtstrukturen erwies sich Foucault hinsichtlich eines Aspektes als weitsichtig: betrachtet man die Debatten um den NSA-Skandal oder um die Internet-Kraken wie Facebook und Google, die Unmengen Daten sammeln, um den/die globale/n Konsumenten/in zu stimulieren und ihn gleichzeitig ständig überwachbar zu halten.

Daher führt Heiner Keupp die These an, dass ›Selbstsorge‹ mit der „Idee der Zivilgesellschaft“ verknüpft werden müsste. Zivilgesellschaft bedeutet hier für ihn, dass sowohl ›Selbstsorge‹ als auch demokratische und soziale Teilhabe wesentliche Bestandteile sein müssten. Dazu seien Grundprinzipien wie Solidarität, Partizipation und „Sinn für gegenseitigen Respekt“ erforderlich (Keupp 2003, 312f.).

In einem Interview wurde ein Moment der ›Selbstsorge‹ benannt, in dem sich ein Element des Widerständigen zeigte: *Anne*, Heilerziehungspflegerin und Mutter von zwei Kindern, berichtet, dass sie sich unter Druck gesetzt fühlt von all den Anforderungen, die auf unterschiedlichem Wege an sie herangetragen werden und die sie in ihren jeweiligen unterschiedlichen Lebensbereichen herausfordern: als Arbeitnehmerin, als Mutter, als junge Frau, als Partnerin, sich selbst gegenüber (vgl. Kap. 7.5.4.; I-35: 194 – 202). Es gibt Augenblicke, in denen sie sich kraftlos fühlt und in denen sie es letztlich erlaubt, dass die Anforderungen von außen das Bild von ihr selbst beherrschen.

> *„Aber dann gibt´s auch so Momente, wo ich mehr Kraft hab und wo ich mich aber dann auch besinne, was wirklich wichtig ist oder so. Also der Druck von außen … man kann sich davor auch … doch trotz allem schützen und man muss auch nicht alles mitmachen (…).“ (Anne, I-35: 208-213)*

Der entscheidende Moment, in dem sie es schafft sich abzugrenzen, geschieht dann, wenn sie ‚mehr Kraft hat‘. ›Selbstsorge‹ – so wäre die These – geschieht, wenn die Zeit für eine ‚Umkehr zu sich selbst‘ möglich ist. Dann ist Anne in der Lage, sich darauf zu ‚besinnen‘, was für sie wichtig ist und sich von den ganzen Anforderungen, die an sie gestellt werden, zu emanzipieren.

Abschließend lässt sich folgendes zusammenfassen: die ›Sorge um sich‹ wird von vielen Interviewten als *Möglichkeitsraum* genannt, die Anforderungen aus Erwerbs- und Familientätigkeit bewältigen zu können – insbesondere wenn die ›Sorge um Andere‹ einen Großteil der alltäglichen Lebensführung prägt. ›Selbstsorge‹ braucht Zeit – Zeit, die denjenigen Frauen, die sowohl in der Erwerbssphäre als auch in der Reproduktionssphäre gefordert sind, fehlt. Paradoxerweise jedoch berichtet die Gewerkschafterin Antonia, die alleinstehend ist, dass gerade der Umstand, dass niemand zu Hause auf sie wartet, dazu führt, dass sie sich viel bewusster um sich selbst sorgen muss. Das heißt, dass die ›Sorge um Andere‹ in der Reproduktionssphäre auch dazu führen kann, dass man sich besser gegen die Entgrenzungen in der Erwerbssphäre wehren kann.

Die ›Sorge um sich‹ ist über verschiedene Relais eng mit der ›*liberalen Gouvernementalität*‹ verknüpft: in Bezug auf die Erwerbstätigkeit wäre es das Sich-Kümmern, dass man erwerbsfähig bleibt, und sich individuell um sein berufliches Fortkommen und seine Karriere sorgt. Diese Form der ›Sorge um sich‹ wäre eng verbunden mit der ‚*Ich-Orientierung*‘, bei der die Orientierung sich auf die Selbst-

verantwortung richtet vor allem in Belangen der Karriere und dem gesellschaftlichen Aufstieg (vgl. Kap. 4.1.4).

Mit Verweis auf Michel Foucaults Überlegungen zur ›Sorge um sich‹ wird jedoch deutlich, dass sich mit der ›Selbstsorge‹ ein *Möglichkeitsraum* auftut, sich über die Art und Weise der Anforderungen bewusst zu werden und sich darauf zu besinnen, was das wirklich Wichtige ist. Es ermöglicht das Tag-Träumen im Bloch'schen Sinne, die Erinnerung an das, was das ›*eigentliche Leben*‹ (Holzkamp) ausmacht. Das wäre zumindest der erste Schritt hin zu abwehrendem oder gar widerständigem Handeln.

8.5. Solidarisches Handeln in der Lebensführung

In dem Lebensführungskonzept der Tübinger Forschungsgruppe ist *solidarisches* und *widerständiges Handeln* als wesentliche Handlungsmöglichkeit mit aufgeführt. Das konzeptuelle Mitdenken dieser Facetten führt dazu, dass Lebensführung nicht nur in Bezug auf Bewältigung und Arrangement gesehen wird, wie das in anderen soziologischen Lebensführungskonzepten der Fall ist (vgl. Kap. 2.1 und 2.2). Solidarisches und widerständiges Handeln – so die Grundannahme – ist letztlich Teil jeder Lebensführung, wenn auch in unterschiedlichem Maße und oft nicht als bewusstes Handeln. Menschen haben ihre Widerstände gegen die Elemente in der Lebensführung, die ihnen als Fremdbestimmung begegnen und die ihr Begehren nach Autonomie und Selbstbestimmung beschneiden. Gleichzeitig sind sie in verschiedene soziale Netzwerke eingebunden, die von unterschiedlichen Formen solidarischen Handelns durchzogen sind.

Der Begriff Solidarität wird hier daher sehr weit gefasst. Das liegt zum einen an der langen und wechselvollen Begriffsgeschichte selbst (vgl. Kap. 4.2.1). Zum anderen ist seine Schwammigkeit im Forschungsprojekt U35 in den Befragungen deutlich zutage getreten. Die Forschungsgruppe ist von einem Verständnis von Solidarität ausgegangen, welches eher den gewerkschaftlichen Arbeitskampf Charakter meinte. Die Interviewten jedoch konnten mit dem Begriff als solchen oft nichts anfangen (vgl. Billmann and Held 2013b, 180; Kap. 4.2).

Des Weiteren wurde festgehalten, dass solidarisches und widerständiges Handeln nicht per se emanzipatorisch ist: die subjektiven Begründungsdiskurse für solches Handeln können sich aus rassistischen, xenophoben, sexistischen Motiven speisen. Daher wurde solidarisches Handeln als Teil der Lebensführung unter dem Aspekt der *›doppelten Möglichkeit‹* (Holzkamp) betrachtet (vgl. Kap. 4.2.3). Dieser Blick auf solidarisches Handeln fragt danach, ob Solidarität in einer *›restriktiven Handlungsfähigkeit‹* gefangen bleibt, Ausschlüsse (re-)produziert, bestehende Machtverhältnisse zitiert oder sogar nach schärferen Ausschlussverfahren schreit. Solidarität mit *Orientierung* auf eine *›verallgemeinerte Handlungsfähigkeit‹* hingegen ist Kritik, ist die Suche nach einer gemeinsamen Zukunft – eine Suche, in der die Widersprüche, die unterschiedlichen Subjektivitäten nicht negiert werden, sondern in der versucht wird, diese auszuhalten und/oder sogar produktiv zu nutzen. Solcherart von Solidarität sucht schließlich nach Formen des *Gegen-Verhaltens* (Foucault) in der gegenwärtigen *›liberalen Gouvernementalität‹* (vgl. auch Kastner 2008).

8.5.1. Solidarisches Handeln im sozialen Nahbereich

In den hier analysierten Interviews wurde deutlich, dass diese Frauen vor allem in ihrem sozialen Nahbereich in unterschiedlicher Weise vielfältige Formen von Solidarität leben.

Nina, die Krankenschwester und Mutter antwortet auf die Frage, was für sie Solidarität sei, dass Solidarität für sie bedeutet, „unaufgefordert auch mal zu helfen“ (NU-I-1: 737; vgl. Kap. 7.2.4). Nina be-

schäftigt sich nicht so sehr mit den Bedingungen in ihrer Erwerbstätigkeit. Die wesentlichen Widersprüche sieht sie in der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Reproduktionssphäre und in der staatlichen Familienpolitik. Hier wünscht sie sich mehr Wertschätzung und Unterstützung und in diesem Bereich verortet sie auch einen Teil ihres Verständnisses von solidarischem Handeln: während des Interviews klingelt das Telefon. Eine Bekannte, deren Kind in die gleiche Kindergartengruppe geht wie ihr Sohn, ruft an, um zu fragen, ob Nina ihr Kind ebenfalls vom Kindergarten abholen kann, da sie selbst im Krankenhaus liegt (vgl. NU-I-1: 745-774; Kap. 7.2.4). Sprich, da Nina selbst diese Widersprüche in ihrer eigenen Lebensführung sehr stark empfindet, kann sie diesbezüglich die Nöte Anderer gut nachempfinden. In ihrem Begründungsdiskurs ist diese Art von gegenseitiger Unterstützung selbstverständlich.

Die Erzieherin *Evi* hingegen hat dem Interview nur zugestimmt, um über die Bedingungen in ihrem Beruf sprechen zu können. Die sich dort offenbarenden Widersprüche beschäftigen sie sehr, vor allem die Beobachtung, dass diese Bedingungen ihren Kollegen/innen zum Teil auch gesundheitlich sehr „an die Substanz" gehen (vgl. NU-I-3: 428; Kap. 7.3.5). Sie berichtet, dass die Kollegen/innen stark aufeinander achten. Einige waren gewerkschaftlich aktiv während dem Erzieherinnenstreik 2009. Das sei nicht ihr Betätigungsfeld. Sie berichtet, dass sie ein schlechtes Gewissen hat, denn sie weiß, dass sie letztlich von den gewerkschaftlichen Kämpfen ihrer Kollegen/innen profitiert – nicht nur finanziell, sondern auch über den damit angestoßenen Diskurs bezüglich der Anerkennung des Erzieher/innen-Berufs. Dennoch sieht sie für sich selbst ihr solidarisches Betätigungsfeld eher in der direkten kollegialen Unterstützung und in ihrem ehrenamtlichen Engagement beim Roten Kreuz (vgl. NU-I-3: 701-725; Kap. 7.3.5).

Die Sozialpädagogin *Simone* antwortet auf die Frage nach ihrem solidarischen Handeln: „Also man sagt ja dann selber von sich gern, ha, ich bin voll der hilfsbereite Mensch…" (I-12: 751f.). Es schwingt hier ein Hauch von Selbstironie mit. Dann berichtet sie jedoch, dass sie einzelnen geflüchteten Frauen über ihre eigentliche Erwerbsarbeit hinaus geholfen hat. Sie hat sie ‚privat' während ihrer Schwangerschaft und auch danach unterstützt, hat für eines der Kinder die Patenschaft übernommen (vgl. Kap. 7.4.3). Aber in einem Verein o.ä. würde sie sich nicht engagieren (vgl. I-12: 1281-1284). Andererseits ist ihre Erzählung über ihre Erwerbstätigkeit in einer berufsvorbereitenden Bildungsmaßnahme für Jugendliche davon geprägt, dass sie sich strukturell mit den Jugendlichen solidarisiert und sich für sie einsetzt, auch wenn die offiziellen Rahmenbedingungen – gesetzt durch die Arbeitsagentur – dies eigentlich sogar torpedieren. Simone setzt sich letztlich für Menschen ein, die der *›verabredeten Normalität‹* nicht entsprechen (vgl. Kessl 2006, 71; Kap. 7.4.2).

Anne, Heilerziehungspflegerin und Mutter von zwei Kindern, kann mit dem Begriff ‚Solidarität' zunächst nichts anfangen. Sie kommt schließlich auf die Definition, dass Solidarität „sich binden" bedeutet, „für andere da zu sein" (I-35: 532-536; vgl. Kap. 7.5.3). Sie bleibt vage, kann sich diesem Themenfeld nicht richtig annähern. Erst über das Thema ‚Engagement' berichtet sie über ihre Unterstützung des Kindergartenvereins. Dennoch stellt sie für sich fest, dass sie sich eigentlich viel zu we-

nig engagiert. Das gesamte Interview spiegelt jedoch ihren Kampf, die beiden Lebensbereiche – Erwerbs- und Reproduktionsarbeit – zu vereinbaren, sich mit den jeweiligen Diskursen um die richtige Lebensführung als junge Frau mit Kindern auseinanderzusetzen und sich gegen die damit zusammenhängenden Anforderungen zu wehren. Sie ist ‚für andere da', insbesondere für ihre Kinder. Sie ist damit beschäftigt die Widersprüche aus diesen Lebensbereichen zu bewältigen und einen Weg zu finden, mit dem Druck umzugehen. Das geschieht, indem sie sich darauf besinnt „was wirklich wichtig ist" (I-35: 210; vgl. Kap. 7.5.4).

Die Ergotherapeutin Janina antwortet auf die Frage, was für sie Solidarität bedeutet:

> *„Ich finde Solidarität ist so ein ganz großes Wort (*Geste: Mit den Händen in der Luft*) mit so ganz vielen … ja Sachen besetzt ist irgendwie (…) und so, des ist mir eigentlich alles zu groß." (Janina, I-33: 546-550)*

Intuitiv verweist Janina auf die Vielschichtigkeit des Begriffs der Solidarität. Sie spürt, dass er als Projektionsfläche für unterschiedliche Denkweisen und Diskurse herhalten muss. Sie führt daher aus, was für sie konkret im Alltag Solidarität bedeutet:

> *„Also ich find zum Beispiel, dass unter meinen Kolleginnen eine große Solidarität herrscht … würde ich jetzt sagen. Ich könnte aber auch sagen … es herrscht ein großes Miteinander und ein großes … ähm, wie geht es Dir, aha, dir geht es nicht so gut, deswegen unterstützen wir dich jetzt, damit es uns allen besser geht. (…) Das ist ja Solidarität. {Solidarität} ist da so (*Geste: Beschreibt mit beiden Händen kreisförmige Bewegungen in der Luft*), ich find das ist so ein pompöses Wort (*Geste: mit beiden Händen in die Luft*) für solche Sachen … die für uns Selbstverständlichkeit sind, weil es in dem Team als Selbstverständlichkeit funktioniert." (Janina, I-33: 550-562)*

Die starke Kollegialität in ihrem Team ist für sie eine Form von Solidarität – dem könnte vermutlich auch die Erzieherin Evi zustimmen. Janina würde diese Form aber nicht als Solidarität bezeichnen, da es sich für sie um etwas *Selbstverständliches* handelt.

Regina Becker-Schmidt bemerkt in einem Vortrag auf einer Konferenz zum Projekt U35, dass die „private Lebenswelt ein Lernfeld für solidarisches Verhalten" ist, „das politisch von Belang ist" (Becker-Schmidt 2009, 3). Sie hat speziell die *affektive Arbeit* vor Augen, die in familiären Strukturen geleistet wird, um einen sozialen Nahraum zu schaffen, der die Lebensqualität der einzelnen Mitglieder verbessert und eine Gemeinschaft aufbaut (ebd.). Diese Form von affektiver Arbeit geschieht auch in der Erwerbssphäre: alle Frauen berichten von ihren Kollegen/innen, finden und/oder suchen im Kreis ihrer Kollegen/innen Anerkennung und Unterstützung und tauschen sich mit ihnen über ihre Arbeitssituation aus. Die Kollegialität, von der Janina berichtet, erleichtert es allen, dem zunehmenden Druck in ihrem Arbeitsfeld etwas entgegenzusetzen. Auch wenn damit subjektiv eine wichtige Bewältigungsform geschaffen wird, bleibt dieses Handeln zumeist in der *widersprüchlichen Grundkonstellation* des Gesundheitswesens gefangen. Dennoch finden in diesen sozialen Nahräumen *soziale Selbstverständigungsprozesse* statt (vgl. auch Kap. 4.2.4). Wenn Regina Becker-Schmidt davon spricht, dass

der soziale Nahraum ein Lernfeld für solidarisches Handeln sei, „das politisch von Belang“ sei (2009, 3), dann weil dieses konkrete solidarische Handeln am Anderen Grundlage und Voraussetzung ist für gemeinsames, kollektives widerständiges Handeln – ein solidarisches Handeln in Richtung einer *›verallgemeinerten Handlungsfähigkeit‹*.

Die Ergotherapeutin Janina wird gefragt, was sie bewegt. Sie antwortet:

> *„Mich bewegen Menschen, also eigentlich immer, egal sozusagen in welcher Form. (…) Mich interessiert das immer, wer ist da… Ich merke, … dass ich relativ schnell gegen Ungerechtigkeiten so, … also eine Wut einfach verspüre, aber oft eben dann eher so im Kleinen, also … mir fällt das schwer irgendwelchen großen Ideen* (Geste: Beschreibt mit der rechten Hand einen Bogen in der Luft) *… sozusagen zu folgen, das ist mir zu groß. Das ist mir zu weit weg von meinem Alltag.“ (Janina, I-33: 471-480)*

Janina beschreibt die Grundvoraussetzung für solidarisches Handeln im sozialen Nahraum: das grundsätzliche Interesse an den Menschen, die einen umgeben, gepaart mit einem Gespür für Ungerechtigkeiten. Sie wird nach Beispielen gefragt und berichtet aus ihrem Berufsalltag: wenn sie Menschen sieht, die aufgrund der ungerechten Strukturen im Gesundheitssystem nicht gut behandelt werden, kümmert sie sich in besonderer Weise um sie und versucht ihnen so zu helfen, dass sie „handlungsfähiger“ werden (I-33: Z. 499f.). In ihrem Freundeskreis hat sie eine alleinerziehende Freundin. Gegen die ‚große Ungerechtigkeit‘ der strukturellen Benachteiligung von Alleinerziehenden kann sie nichts tun. Aber sie kann ihre Freundin unterstützen, indem sie das Kind hin und wieder betreut (vgl. I-33: 504-513).

> *„Das ist meine Möglichkeit einzuwirken. … Oder jetzt … irgendwie, ich sehe eine Brachfläche, die nicht genutzt wird und da dann einfach irgendwie … mal ein bisschen was zu säen irgendwie. Das find ich auch toll … so diese kleinen Sachen einfach, die … verändert werden können.“ (Janina, I-33: 516-521)*

Janina empfindet die Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen Machtstrukturen, der *Bedingungen und Bedeutungen* (Holzkamp; Kap. 2.2), mit denen sie in ihrer Lebensführung konfrontiert ist. Sie greift in den Momenten ein, wenn Menschen in ihrer Umgebung mit diesen Ungerechtigkeiten konfrontiert und überfordert sind. Interessant ist, dass sie auch die Brachfläche in ihrem Viertel mit aufzählt: es stört sie, dass hier Erde brachliegt, letztlich ihrer Möglichkeiten beraubt ist. Indem sie etwas einsät, schafft sie einen ganz eigenen *Möglichkeitsraum*, etwas kann wachsen, farbige Blüten setzen der grauen Tristesse der Großstadt etwas entgegen. Ihr Handeln ist letztlich nach Michel de Certeau ein „’kreatives Vorgehen im Alltag‘“ (Maurer 2015, 32). Die herrschende Ordnung wird nicht verlassen, sie eröffnet jedoch mit ihren kleinen solidarischen Gesten und ihrem Willen zur Suche nach den Schlupflöchern im Alltag und/oder den Momenten, in denen Möglichkeiten *brach* liegen, „temporäre und räumlich begrenzte *Fluchtlinien*“ (ebd., Hervorhebung L.B.), mit denen sie ihrer Vorstellung vom *›eigentlichen Leben‹* (Holzkamp) näher kommt.

8.5.2. Solidarisches Handeln in der Erwerbssphäre – oder die Frage nach ›kollektiver Handlungsfähigkeit‹

Janina berichtet – anknüpfend an ihre Überlegungen zum Begriff ‚Solidarität' – dass sie im Leben Glück hatte und immer in gut zusammenarbeitenden Gruppen gelandet sei, in der Erwerbssphäre aber auch im Freundeskreis. Bezüglich ihres Berufsfeldes hätte sie sich auch eher für das Team entschieden als für die Institution. Ergotherapeuten/innen haben ihrer Ansicht nach als Nischen-Beschäftigtengruppe immer noch andere Freiräume, als die anderen Beschäftigtengruppen (vgl. Janina, I-33: 545-595).

> *„Also bei der alten … Arbeitsstelle … da haben wir wirklich mehr richtig so … Arbeitskämpfe gemacht … also auch als Gruppe. Aber wir haben zum Beispiel … wenn uns Stellen gekürzt … werden sollten, haben wir … eben überlegt was, was ist am teuersten, also was bringt das meiste Geld von den Behandlungen, die wir machen … und dann haben wir die als erstes gekürzt… und zwar bei den Patienten, wo wir wussten, dass die Angehörigen am nächsten Tag beim Direktor auf (…) der Treppe stehen sozusagen … und das hat mich natürlich auch geprägt." (Janina, I-33: 595-606)*

Als eine Stellenkürzung an Janinas alter Arbeitsstelle publik wird, hat sich das Team zusammengeschlossen und zu subversiven Methoden gegriffen, um die Stellenkürzung abzuwenden. Teure Behandlungen wurden ausgesetzt, „gekürzt", mit der Kalkulation, dass sich die Angehörigen darüber beschweren werden. Aber auch im Wissen, dass das Geld für diese Behandlungen nachher in den Abrechnungen der Leitung fehlt. Diese Methode haben sie so lange durchgeführt, bis der Leitung die finanziellen Einbußen auffielen. Das Glück war, dass nicht geprüft wurde, warum das Geld fehlt (ebd. Z. 606-619).

> *„Und es hat wirklich gewirkt. Die haben jetzt zwei feste zusätzliche Stellen dazu bekommen, … also unbefristete und haben jetzt, glaube ich, noch eine zusätzliche Stelle dazu bekommen… Also da hat der Arbeitskampf wirklich hundertprozentig funktioniert. (…) Ich hab viel gelernt." (Janina, I-33: 619-625)*

Diese Form von Arbeitskampf hätte gut gewirkt: die Stellen sind nicht gekürzt worden, es wurden sogar noch zusätzliche Stellen geschaffen. Janina ist stolz darauf, sie hat mit diesen Aktionen viele Erfahrungen sammeln können. Sie berichtet, dass die Mitarbeitervertretung auch sehr stark gewesen sei. Die Kollegen/innen in der MAV hätten zum Teil ihre grundlegenden Erfahrungen aus der Zeit der Hausbesetzungen mitgebracht (vgl. ebd. 625-635). Da seien eben „bestimmte Methoden bekannt" gewesen (Z. 635f.).

In dieser Episode kommen die drei Elemente zusammen, die bei Solidarität in Orientierung auf einer ›*verallgemeinerten Handlungsfähigkeit*‹ eine Rolle spielen: ein Prozess der Solidarisierung, gefolgt von kollektivem und widerständigem Handeln (vgl. Billmann and Held 2013, 21ff.). Holzkamp spricht davon, dass ein *kooperativer* Zusammenschluss auf interpersonaler Ebene notwendig ist:

„In dem Maße, wie in der ›Möglichkeitsbeziehung‹ menschliche Handlungen in der beschriebenen Weise der Akzent nicht auf der bloßen Realisierung von Handlungsmöglichkeiten, sondern deren *Änderung*, d.h. *Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse*, durch welche die Möglichkeiten bestimmt und begrenzt sind, liegt, ist die *kooperative Form der Handlungen für die Individuen zwingend*" (Holzkamp 1985, 331). Das individuelle Subjekt wird Element „*gesellschaftlicher Subjekte*, die eine kollektive Macht des bewussten ‚Machens' von Geschichte darstellt" (ebd.). Kollektives Handeln ist jedoch mehr als nur Kooperation (vgl. Billmann and Held 2013, 21). Rahel Sophia Süß formuliert hinsichtlich der Frage nach kollektiver Handlungsfähigkeit folgende These: „Jedes kritisch-subversive Eingreifen in die bestehenden Verhältnisse ist ein Experiment, weil es nach der Möglichkeit kollektiver Handlungsfähigkeit fragt, und auch kollektive Handlungsfähigkeit ist ein Experiment, weil sie nach der Möglichkeit anderer gesellschaftlicher Verhältnisse fragt." (Süß 2015, 24) Sie führt im Weiteren aus, dass kollektives Handeln keineswegs „per se progressiv" ist. Im Gegenteil: kollektives und damit verbunden kritisch-subversives Handeln bewegt sich immer in den herrschenden Machtstrukturen, bleibt im Spannungsfeld von Wirkungs- und Bedeutungslosigkeit einerseits und Schaffung und/oder Stabilisierung von Ausschlussmechanismen andererseits. Des Weiteren bestehe die Gefahr, dass Akteure/innen kollektiven, kritisch-subversiven Handelns von hegemonialen Diskursen und Machtverhältnisse vereinnahmt werden, ein nachhaltiger Transformationsprozess unterbunden und die Hoffnung auf das revolutionäre Neue in die Zukunft vertagt werden. Und nicht zuletzt gibt es zwischen Gruppen und Organisationen kollektiven Handelns ideologische Erstarrungen unterschiedlicher Art, die einer Überwindung der eigenen Partikularinteressen im Wege stehen (24f.).

Bei der Aktion der Kollegen/innen von Janina, die mittels subversiver Methoden, ihren eigenen kleinen Arbeitskampf durchgeführt haben, handelt es sich um eine kleine Revolte im Alltag. Deren Ziel lag nicht in der großen Transformation gesellschaftlicher Zusammenhänge, sondern in der Abwehr der konkreten Gefahr des Stellenabbaus. Trotzdem passierte hier im Kleinen schon mehr als in vielen anderen kollegialen Teams, die von Personalabbau oder Arbeitsverdichtung betroffen sind. Letztlich geschieht hier widerständiges und überschreitendes Handeln, das in der individuellen Lebenspraxis verortet ist. Von einem *subjektwissenschaftlichen Standpunkt* gesehen, lässt sich folgendes festhalten: „Indem das *menschliche Bewußtsein als ›Verhalten-Zu‹* immer *›erster Person‹* ist, erzwingt der *Gegenstand* hier seine *Behandlung vom Standpunkt der betroffenen Subjekte*" (Holzkamp 1985, 305). Die Annahme hier ist, dass diese kleinen Revolten im Alltag deshalb so wichtig sind, da sie den Beteiligten die Erfahrung mitgeben, dass ein *Gegen-Verhalten* (Foucault) möglich ist und sie können letztlich auch ein Ausgangspunkt darstellen, für größere Bewegungen.

8.5.3. Solidarität im Zusammenhang mit gewerkschaftlichem Handeln

Seit einigen Jahren haben sich die Arbeitskämpfe hierzulande stark verändert. Erstens hat sich der Schwerpunkt der Streikauseinandersetzungen weg vom Industrie- hin zum Dienstleistungssektor ver-

schoben. In der Gewerkschaftsforschung wird mittlerweile von der ‚*Tertiarisierung des Arbeitskampfes*' gesprochen. Zweitens ist die Zahl der Streikauseinandersetzungen angestiegen. Obwohl spektakuläre Arbeitskämpfe beispielsweise der Gewerkschaft Deutscher Lokführer GDL die Medienlandschaft in Atem gehalten haben, ist Deutschland dennoch wahrlich keine ‚Streikrepublik'. Im Jahresdurchschnitt zwischen 2005 und 2013 kommen auf 1.000 Beschäftigte in Deutschland 16 Streiktage. Im gleichen Zeitraum hat Frankreich 139 Streiktage, gefolgt von Dänemark mit 135 Tagen. Selbst Großbritannien, wo in der Regel wenige Arbeitskämpfe stattfinden, weist für diesen Zeitraum im Durchschnitt 23 Tage pro 1.000 Beschäftigte auf (vgl. Bewernitz and Dribbusch 2014, 393; WSI Pressedienst 04.03.2015). Heiner Dribbusch und Torsten Bewernitz beschreiben die Ursachen für die Zunahme der Streikauseinandersetzungen im öffentlichen Dienst: Liberalisierung und Privatisierung von öffentlichen Einrichtungen, die Budgetprobleme der öffentlichen Haushalte ausgelöst durch eine neoliberale Fiskalpolitik führten zu einer „bis dahin nicht gekannte Ausdifferenzierung der Tariflandschaft" (Bewernitz and Dribbusch 2014, 394). Es war ein längerer Prozess bis die Gewerkschaften mit diesen Rahmenbedingungen sich zu einer veränderten Praxis durchringen konnten. Letztlich war es der zunehmende Druck durch die Arbeitgeber – auch den öffentlichen – mit ihren Forderungen nach weiteren Einschnitten bei tariflichen Errungenschaften, zunehmende Tarifflucht und die Forderung nach Widerstand von aktiven Teilen der Gewerkschaft, die dazu führten, dass der Streik als Mittel des Arbeitskampfes wieder Teil gewerkschaftlicher Praxis wurde (394f.).

Der Kontakt zu *Bea* und *Annika*, den beiden Kita-Leiterinnen, entstand 2009 während einer Streikversammlung des ‚Kita-Streiks'. Sie wurden am Rand der Streikversammlung interviewt. Beide haben ihre roten Gewerkschafts-T-Shirts an, sind sehr euphorisch. Sie berichten, wie sie in ihren jeweiligen Einrichtungen das Thema ‚Streik' eingebracht haben (vgl. Billmann and Held 2013b, 196f.). Da bezüglich des Entgelts Friedenspflicht herrschte, führte ver.di den Arbeitskampf über einen Tarifvertrag zum Gesundheitsschutz (vgl. Kutlu 2014, 29). Über dieses Thema haben sich Annika und Bea mit ihren Kollegen/innen ausgetauscht. Die stark belastenden Arbeitsbedingungen waren der Funke, warum viele Erzieher/innen sich dem Streik angeschlossen haben. Beide berichten, dass erst durch die erfahrene ‚*Gemeinschaft*', die Dynamik des Streiks sich vollends entfalten konnte. Veranstaltungen wie die regelmäßig stattfindende Streikversammlung verstärken die Diskussionen, die *soziale Selbstverständigung* und erzeugen eine kollektive solidarische Praxis (vgl. Billmann and Held 2013b, 197). „Im öffentlichen Dienst wird mit diesen Versammlungen ein Ort der Kollektivität geschaffen, der ohne den Streik nicht existieren würde: (…) Beschäftigte, die einander im Arbeitsalltag nie begegnen würden, kommen bei der Streikversammlung zusammen, hören voneinander, lernen einander kennen." (Schmalstieg 2013, 22f.) Catharina Schmalstieg fasst zusammen, dass mit dieser Form von Beteiligungsmöglichkeit eine *kollektive Situation* hergestellt werden würde, „in der Solidarität entstehen kann" (23).

Das hier verwendete Interview mit Annika und Bea wurde ein Jahr nach diesem Streik geführt. Sie werden gefragt, wie sie das Ergebnis des Arbeitskampfes beurteilen würden. Bea antwortet, dass der

Streik sich für sie zumindest finanziell gelohnt hätte. Sie würde nun um die 800 Euro mehr an Gehalt bekommen. Die Arbeitsbedingungen hätten sich aber nicht verändert. Letztlich hat Bea für sich eine individuelle Lösung gesucht, indem sie in eine andere Kommune wechselt, die ihr eine verbesserte Infrastruktur bietet (vgl. Bea im NU-I-2: 651-674). Annika kann keine Verbesserungen für sich persönlich verbuchen, sie hat die Stelle gewechselt. Daher wäre ihr Gehalt sogar zurückgegangen. Die Arbeitsbedingungen und insbesondere der Gesundheitsschutz seien aber nach wie vor ein „Dauerthema". Sie beschäftigt die Frage, wie man die Mitarbeiter/innen hier weiter entlasten kann, dass sich die Situation nicht in Richtung „Burnout" weiter verschlechtere. Die Anforderungen sind immer noch hoch und werden größer (vgl. Annika in NU-I-2: 678-691). Bea ergänzt, dass aufgrund des hohen Arbeitsethos' von Erzieher/innen trotzdem versucht wird, alle Anforderungen zu bewältigen. Man möchte eine qualitativ hochwertige Kinderbetreuung bieten, auch wenn die Rahmenbedingungen nicht stimmen (vgl. Bea in NU-I-2: 701-707). Bea und Annika sind Frauen, die sich sehr stark mit ihrer Erwerbsarbeit identifizieren. Gerade weil die Widersprüche immer größer werden und sowohl die Qualität der Arbeit als auch die eigene Gesundheit gefährden, engagieren sie sich (vgl. auch Evi; Kap. 7.3.5). Sie werden gefragt, wie das Ergebnis des Streiks in ihren Einrichtungen aufgenommen wurde.

> *Bea: „Im Team gab's diese Fraktion und diese Fraktion. Ich habe viele, die lang schon da arbeiten. Und langjährige Mitarbeiter haben jetzt nicht unbedingt enorm davon profitiert. Ich hab' aber die alle, die neu eingestellt – nach dem TVÖD eingestellt – waren, die haben enorm profitiert. Die waren … sind alle ganz glücklich und … Ja und die anderen, die sagen so: Ja, warum hab' ich gestreikt?" (NU-I-2: 735-741)*

Das Ergebnis wurde unterschiedlich bewertet. Jüngere Beschäftigte, die bereits zu TVÖD-Bedingungen eingestellt wurden, haben stärker profitiert als diejenigen, die länger in diesem Beruf arbeiten. Diese Gruppe war sehr enttäuscht. Insgesamt wurde das Ergebnis in den jeweiligen Einrichtungen stark diskutiert und sehr unterschiedlich bewertet (vgl. NU-I-2: 799-808). Sie werden gefragt, ob ihre Kollegen/innen den Streik noch länger durchgeführt hätten:

> *Annika: „Also, teilweise glaub' ich schon, dass sie weiter gestreikt hätten. Wobei ich auch sagen muss, also ich jetzt für mich fand's auch schon mal ein stückweit ein Schritt, ein Erfolg einfach für die jüngere Generation. (…) Und … ich find … ja, da haben wir einfach mit gestreikt. Ja? Für mich ist aber das noch nicht das Ende … ja? Ich finde, das ist alles ein stückweit jetzt angeglichen worden, weil das war einfach ein riesiger Spagat." (NU-I-2: 813-820)*

Annika vermutet, dass der Streik hätte weitergeführt werden können. Sie fügt jedoch gleich hinzu, dass sie diesen Teilerfolg sehr wichtig findet – vor allem für die jüngeren Kollegen/innen. Der „Spagat", die massive Diskrepanz zwischen den Arbeitsanforderungen und dem Gehalt, was man dafür bekommt, sei etwas entspannt worden. Und – dieses Ergebnis ist nicht vom Himmel gefallen: „da haben wir einfach mitgestreikt" (Z. 817f.). Sie waren beteiligt und diese Erfahrung wiegt sehr viel.

Sie werden gefragt, wie sie zufrieden waren mit der Rolle der Gewerkschaften. Bea antwortet mit „Ohje." (NU-I-2: 832). Annika spricht das Thema „Bemessungszeitraum" an: hier geht es um die Be-

zahlung der Kita-Leitung, die sich anhand der durchschnittlichen Kinderanzahl in den ersten vier Monaten eines Kindergartenjahres berechnet. Sie kritisieren, dass diese Regelung dazu führt, dass man eigentlich als Kita-Leitung dazu angehalten wird, möglichst schnell seine Plätze voll zu bekommen. Das widerspricht den Eingewöhnungskonzepten und dem Bedürfnis, seine Kollegen/innen nicht zu sehr zu belasten (vgl. NU-I-2: 834-903). Ansonsten sind sie froh über die Zuwächse beim Entgelt – auch wenn sie sich wünschen würden, man hätte auch mehr erreicht hinsichtlich der Verbesserung der Arbeitsbedingungen, beispielsweise eine Freistellung für Kita-Leitungen bei einer bestimmten Anzahl von Kindern (vgl. ebd.: 907-916). Das sei – so Annika – aber „auch schwierig zu verhandeln" (ebd.: 916).

Solidarisches Handeln – so ein wichtiges Ergebnis des Forschungsprojekts U35 – entsteht durch *Praxis* (vgl. u.a. Billmann and Held 2013b, 207). Anhand einer Analyse der Streikstrategien des ver.di-Bezirks Stuttgart, zeigt Catharina Schmalstieg auf, wie durch unterschiedliche Praxen in diversen Bereichen des Dienstleistungsbereichs eine breite Beteiligung vor und während der Streikauseinandersetzungen erreicht werden konnte. Für den Arbeitsbereich der Erzieher/innen beispielsweise wurde mit dem Instrument des ‚Intervallstreiks' gearbeitet: in der einen Woche schlossen die Einrichtungen in der einen Kommune, in der nächsten Woche in einer anderen. Auf diese Weise erzielte man eine hohe öffentliche Aufmerksamkeit und entlastete sowohl Streikende als auch die betroffenen Familien (vgl. Schmalstieg 2013, 11).

Auch im Gesundheitswesen werden neue Wege gewerkschaftlicher Praxis beschritten. Eine politische Forderung der Gewerkschaft ver.di ist die Einführung einer gesetzlichen Personalbemessung, die dem massiven Personalabbau seit der Einführung der Finanzierung von Krankenhäusern über Fallpauschalen, dem DRG-System, Einhalt gebietet und damit nicht nur die Arbeitssituation von Pflegekräften sondern auch die Pflege selbst nachhaltig verbessert (vgl. Busch 2014; Wolf 2015, 23f.). Unter dem Motto „Mehr von uns ist besser für alle!" wurden an der Berliner Klinik Charité mit neuen Streikmethoden für mehr Personal gekämpft. Hierzu wurde „das Konzept des Betten- und Stationsschließungsstreiks entwickelt", das 2011 zum ersten Mal und im Sommer 2015 angewendet wurde (Wolf 2015, 23). Wenn Klinikstationen sich entschließen, einzelne Betten oder ganze Stationen ‚weg zu streiken', dann greift die Notdienstvereinbarung der Klinik, dass die betroffenen Betten oder Stationen innerhalb einer bestimmten Zeit freigeräumt werden müssen und auch nicht wieder neu belegt werden. Das erleichtert auch die Streikbereitschaft der Beschäftigten, da der Arbeitsethos, eine gute Pflege zu bieten, bei vielen Pflegekräften groß ist und beeinflusst, ob sie sich am Streik beteiligen oder nicht (26).

In verschiedenen Bereichen gewerkschaftlicher Praxis wurden in den vergangenen Jahren neue Handlungsansätze entwickelt, die unter dem ‚Containerbegriff' oder auch ‚Zauberwort' – je nach Sichtweise – *Organizing* zusammengefasst werden (vgl. Birke 2010, 7). Mit Organizing-Konzepten wird versucht, „den Alltagswiderstand in den Betrieben in eine systematische Form zu gießen" (ebd.). Individuell vorhandenes und artikuliertes Unbehagen an den massiven Widersprüchen soll erspürt, aufgegriffen und letztlich in kollektive Handlungsfähigkeit umgewandelt werden (ebd.). Neben verschiede-

nen Formen ‚aufsuchender Gewerkschaftsarbeit', spielen die Entwicklung verschiedener auf die jeweiligen Branchen zugeschnittener Streikformen aber vor allem der Ansatz, von Anfang an die Beschäftigten an allen Phasen des Arbeitskampfes zu beteiligen, eine Rolle .

Bea und Annika haben einen ambivalenten Blick auf den Erfolg des Streiks. Sie sehen den Anfang, der gemacht wurde, üben jedoch inhaltliche Kritik am Verhandlungsprozess der Gewerkschaft. Gewerkschaften können zwar kämpferisch-autonom auftreten, sind aber zugleich große bürokratische Apparate, mit ihrer eigenen Handlungslogik. Selbstermächtigungsprozesse lassen sich in solchen Streikauseinandersetzungen nie völlig vereinnahmen oder unter einen Nenner bringen. „Macht, Gegenmacht, Widerstand müssen durch das Nadelöhr der Subjektivität", schreibt Peter Birke (Birke 2010, 70). Sprich, möchte man, dass sich möglichst viele Beschäftigte an den Arbeitskämpfen beteiligen, braucht es den permanenten Dialog, das Gespräch. Bea und Annika kritisieren nicht von einem unbeteiligten Standpunkt aus – sie engagieren sich beide nach wie vor in einer Fachgruppe von ver.di und werden dort ihre Kompetenzen, Fachwissen und vor allem die Sorgen um die Widersprüche im Arbeitsalltag einbringen (vgl. NU-I-2: 1001ff.). Was beide jedoch durchweg positiv beurteilen, ist die gesellschaftliche Diskussion um den Erzieher/innen-Beruf, die durch den Streik entfacht wurde:

> *Annika: „Also, ich fand's von daher auch schon ganz toll, man war wirklich in aller Munde, ja? Jeder hat mal so seinen Fokus auf das Berufsfeld Erzieherin gerichtet, was ganz oft zu kurz kam. Ja? Erzieherin – damit haben sich eigentlich viele Menschen überhaupt nicht auseinandergesetzt – und plötzlich stehen genau die auf der Straße. Das fand ich toll. Das muss ich echt sagen. Weil auch so in meinem ganzen Freundes- Bekanntenkreis immer wieder natürlich die Frage kam: Warum streikt ihr? Es wurde viel mehr nachgefragt, was so genau dahinter steckt. Natürlich hat man von Elternseiten her – auch die haben nachgefragt – aber es gab natürlich auch die anderen, die das nicht gut fanden. Die hat man aber immer, ja? Aber trotzdem fand ich, durch die Streiksituationen kam man ganz viel so in die Gespräche, um was es überhaupt geht, auch so … Ja an der Türe im Kindergarten, war es dann auch, dass ich einfach vorne hin gestanden bin und gesagt habe damals noch: Hier, deswegen streiken wir. Wir haben Plakate damals ausgehängt. Weißt noch? Haben uns überlegt, wie können wir es transparent machen, um was es geht." (NU-I-2: 937-955)*

Annikas Begeisterung hinsichtlich des Streik*ergebnisses* hält sich eher in Grenzen. Sie ist jedoch sehr stolz auf den Prozess der Streikauseinandersetzung an sich, insbesondere unter dem Aspekt der alltäglichen Diskussionen und der Diskurse im öffentlichen Raum, die dieser Streik ausgelöst hat. Mit einem Mal treten Erzieher/innen aus dem Schatten ihrer alltäglichen Mühen in die Öffentlichkeit und erhalten Aufmerksamkeit. Sie machen mit ihrer Aktion vielen Menschen wieder ‚bewusst', was Kinderbetreuung bedeutet und dass sie dafür die notwendige Anerkennung brauchen. Die Streikauseinandersetzung hat den alltäglichen Rhythmus ihrer Lebensführung unterbrochen und damit einen Raum der *sozialen Selbstverständigung* geöffnet, in dem die *widersprüchlichen Grundkonstellationen* in den Kindertagesstätten thematisiert werden konnten. In der Gewerkschaftsforschung geht man davon aus,

dass ein Arbeitskampf vor allem durch ökonomischen Druck seine wirkende Kraft entfalten kann. Im Dienstleistungsbereich – insbesondere im öffentlichen Sektor – ist der ökonomische Effekt nicht ausschlaggebend. Wenn öffentliche Leistungen ausfallen, dann ist der *politische Druck* das entscheidende Mittel (vgl. Bewernitz and Dribbusch 2014, 398). Hier kam den Erzieher/innen sicherlich verschiedene hegemoniale Diskurse zur Hilfe: zum einen die stärkere gesellschaftliche Bedeutung von kindlichen Bildungsprozessen (vgl. Kutlu 2014, 28f.; Kap. 7.3.2; 8.1). Zum anderen ist die ‚öffentliche Hand' bereits in Kritik, zu nachlässig den Ausbau der Betreuungsplätze für Kinder angegangen zu sein (vgl. u.a. Kap. 7.2.4 und 8.2). Viele Menschen brauchen zuverlässig geöffnete Kindertagesstätten und wenn man selbst nicht darauf angewiesen ist, kennt man in der Regel Familien im nahen sozialen Umfeld, die darauf angewiesen sind. Das heißt, der *öffentliche Diskurs* spielt in diesem Arbeitskampf eine entscheidende Rolle.

> *Annika: „Und was ich toll fand, man war einfach eine geschlossene Einheit. Ganz viele Erzieherinnen sind gemeinsam zusammen auf der Straße gestanden. Und das hat mich auch immer weiter motiviert, noch weiter zu machen, wenn ich jedes Mal, wenn ich hierhergekommen bin, wurden es immer mehr und mehr, und das hat mir auch so ein bisschen dann so einen Auftrieb gegeben, dass es doch richtig ist, alles zu tun und auf die Straße zu gehen und zu zeigen, um was man kämpft." (NU-I-2: 955-963)*

Annika beendet diesen Bericht, indem sie ihr Hochgefühl wieder aufleben lässt, das sie erfahren hat, als sie mit ihren Kollegen/innen und vielen anderen Erzieher/innen gemeinsam gestreikt hat. Zu sehen, dass so viele Erzieher/innen ihr Unbehagen teilen und sich dagegen wehren wollen, hat ihr die Zuversicht gegeben, dass dieser Streik und Kampf das Richtige ist. In der Streikversammlung, in der Demonstration auf der Straße wird eine bestimmte ‚*universelle Dimension*' solidarischen Handelns angerufen. Der Kampf um Anerkennung ist das verbindende Element. Historisch in Verruf geraten, drängt sich die Frage nach einer ‚universellen Solidarität' gerade im Zuge der globalen Krise des Kapitalismus wieder auf (vgl. Meißner 2015, 56). Allianzen – so Hannah Meißner – „die darauf beruhen, dass Individuen in derselben Situation sind (…) und sich deshalb solidarisieren, erweisen sich als brüchig, da diese Gemeinsamkeit immer durch andere Machtverhältnisse durchzogen ist" (66). In dem hier dargestellten Arbeitskampf zerfällt die Einheit der Erzieher/innen im Anschluss wieder in verschiedene Gruppen, beispielsweise in diejenigen, die unterschiedlich vom Ergebnis des Arbeitskampfes profitieren. Dennoch haben sie es geschafft, zumindest eine Zeit lang die geteilten Widersprüche in ihrer Erwerbstätigkeit in das Zentrum ihres kollektiven Handelns zu stellen und politisch öffentlich zu machen.

8.6. Schluss und Ausblick

Es wurde herausgearbeitet, dass die *Lebensführung* der hier interviewten Frauen in unterschiedlicher Weise von der „Krise der sozialen Reproduktion“ (Winker) betroffen ist. Das betrifft zum einen die *Erwerbssphäre* in den unterschiedlichen sozialen Berufen, in denen die Frauen erwerbstätig sind. Diese unterliegen bestimmten *Prekarisierungsprozessen* als Folge einer umfassenden *Erosion der öffentlichen Dienstleistungen* (vgl. Candeias 2006).
Die „Krise der sozialen Reproduktion“ hat darüber hinaus Einfluss auf die *Reproduktionssphäre*: Das Zusammenspiel von prekären Beschäftigungsverhältnissen und einer ungenügend ausgestatteten sozialen Infrastruktur bedeutet für diejenigen der Frauen, die Erwerbstätigkeit mit Sorgearbeit in Familien vereinbaren müssen, dass jegliche Zeitkoordinierung zu einer individuellen Herausforderung wird – insbesondere, wenn die Erwerbstätigkeit im Schichtdienst stattfindet.
Hinsichtlich der *Bedeutungen und Diskurse* wurde in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass innerhalb der *›liberalen Gouvernementalität‹* das Subjekt aufgefordert ist, als *‚Unternehmer/in seiner/ihrer selbst‘* zu handeln (Foucault), sprich die ihm dargebotene Freiheit und seine jeweiligen Chancen bestmöglich zu nutzen (vgl. auch Kap. 4.1.4). Im Zusammenhang der hier analysierten *„Krise der sozialen Reproduktion“* (Winker) lässt sich dies folgendermaßen zuspitzen: „Die sich verschärfende Fragmentierung des Sozialen ist nicht einfach ein Zerfallen des Sozialen, sondern bildet ein spezifisches Muster sozialer Einbindung qua Individualität.“ (Meißner 2015, 62) Die damit verbundene Aufforderung, individuell seine Stärken einzusetzen, geht gleichzeitig „mit einem enormen Druck einher, sich normalisierter Konformität zu unterwerfen“ (ebd.). Um sich der „Idee eines ›normalen Lebens‹“ anzunähern, braucht es spezifische Selbsttechnologien (Ludwig 2011, 145), wie beispielsweise die *›Sorge um sich selbst‹* in Form von *‚Ich-Orientierung‘* (vgl. Kap. 8.3). In diesem sozialen Muster verwoben sind in der Regel sich widersprechende *Diskurse* mit spezifischen an Frauen gerichtete Anrufungen: Frauen sollen dem „institutionalisiertem Erwartungsmuster sozialer Reproduktion“ folgend (Honneth; Kap. 2.2), ihre Lebensführung autonom innerhalb der liberalen Gouvernementalität gestalten – erfolgreich erwerbstätig sein, sich mit Sport und unzähligen Angeboten der Konsumwelt fit und attraktiv halten (vgl. Kap. 6). Gleichzeitig ist diese Art von *Individualisierung „gebunden“* (Diezinger): wenn sie Sorgearbeit für Kinder leisten, sind sie mit der permanenten Anrufung konfrontiert, eine *›gute Mutter‹* zu sein. Wenn sie alleinstehend sind, wendet sich diese Art von Anrufung zu einem mehr oder weniger offen geäußerten Vorwurf, dass diese Frauen ihren ‚gesellschaftlichen‘ Pflichten nicht nachkommen (vgl. Kap. 8.2.).
Es stellt sich die Frage nach *der ›doppelten Möglichkeit‹ in der Lebensführung* unter den Bedingungen der „Krise der sozialen Reproduktion“ – sprich wie sich das Handeln der Frauen im Spannungsfeld der *›restriktiven* versus *verallgemeinerten Handlungsfähigkeit‹* (vgl. Kap. 2.2) bzw. ihre Orientierung zwischen *›reproduktiver* versus *überschreitender Orientierungstätigkeit‹* (vgl. Kap. 4.1.4) verortet. Es wurde deutlich, dass die interviewten Frauen sehr unterschiedlich mit den an sie gestellten Anforderungen umgehen. Evi, die Erzieherin, Janina, die Ergotherapeutin und auch Antonia, die Gewerkschaf-

terin versuchen, sich einen Ausgleich zu schaffen, indem sie strikt ihr Beruf- und Privatleben trennen und der ›*Sorge um sich selbst*‹ versuchen Zeitfenster einzuräumen (vgl. Kap. 8.3). Frauen mit Sorgeaufgaben in der Reproduktionssphäre, wie die beiden Krankenschwestern Nina und Betty, schaffen ihre Lebensführung kaum ohne Unterstützung, zumeist durch andere Frauen (vgl. Kap. 8.2). Hinzu kommen gesellschaftliche Diskurse und Bedeutungskonstellationen hinsichtlich der familiären Lebensführung, bestimmte ‚*Normalitätsvorstellungen*', mit denen sich die jungen Frauen auseinandersetzen. Wenn Claudia, Mutter und Sozialpädagogin, von diesen Anforderungen spricht, wird ihre Ambivalenz deutlich: einerseits machen ihr diese vielen Anforderungen, was es heutzutage bedeutet, innerhalb einer bestimmten Lebensspanne einen Beruf zu ergreifen, eine Familie zu gründen etc. große Sorgen. Andererseits sind diese Anforderungen mittlerweile ›*Handlungsprämissen*‹ (Holzkamp), die sie auch erfüllen will. Anne, Mutter und Heilerziehungspflegerin, benennt ebenfalls die verschiedenen Anforderungen – insbesondere, was es heißt, eine ›*gute Mutter*‹ zu sein. Dieses Bündel an Alltagsdiskursen stresst sie, aber im Laufe des Interviews kommt sie an einen Punkt, wo sie versucht sich davon zu emanzipieren, indem sie meint, man müsse sich darauf besinnen, ‚was wirklich wichtig ist' (vgl. Kap. 8.3).

Alle Frauen berichten mit *Unbehagen* über ihre Situation in der Berufssphäre und/oder über die Schwierigkeit, familiäre Aufgaben mit der Erwerbsarbeit zu vereinbaren. In diesem Sinne ist die Kritik da. Sie sehen und empfinden die *Widersprüche* und können sie benennen. Man kann sagen, dass die *Unruhe im Denken* vorhanden ist, die Unzufriedenheit und der Wunsch, dass sich Dinge ändern. Ihre *Orientierung* ist bereits im Aufbruch begriffen – an der Schwelle zur Überschreitung.

Ein Element zieht sich wie ein roter Faden durch alle Interviews: das *solidarische Handeln im Konkreten* – wie die Sorge um ein kollegiales Miteinander und die Sorge um Andere in Kontexten der Reproduktionssphäre. Dieses Handeln ist eine wesentliche Grundlage, auf der individualisiertes Handeln aufgebrochen wird. Alle Frauen berichten von gegenseitigem Beistand, solidarischem Handeln im sozialen Nahraum. Insbesondere bei der alleinerziehenden Krankenschwester Betty ist die Lebensführung ohne solidarische Unterstützung gar nicht zu schaffen. Janina hat selbst keine Kinder, unterstützt aber ihre alleinerziehende Freundin. Simone hat über ihre frühere berufliche Tätigkeit Kontakt zu geflüchteten Frauen aufgebaut, die sie über ihre eigentliche Arbeitszeit betreut und unterstützt. Nina hilft einer Bekannten aus dem Kindergarten, als sie im Krankenhaus liegt. Ihre Mutter ist in ihre Stadt gezogen, um ihrer Tochter im Alltag zu helfen. Und Evi, die Erzieherin, engagiert sich in ihrer Freizeit beim Roten Kreuz, leistet Erste Hilfe, wenn andere ihren Freizeitbeschäftigungen nachgehen. Es sind diese kleinen *Möglichkeitsräume*, die mit dieser Art von solidarischem Handeln geschaffen werden, die diese Gesellschaft vielmehr prägen, als es im Allgemeinen beachtet wird. Dennoch bleiben sie *in den widersprüchlichen Grundkonstellationen* stecken und schaffen es nicht sie zu überwinden.

Susanne Maurer stellt fest, dass die Herausforderung darin besteht, „die Konflikte, die – heute mehr denn je? – als individualisierte, privatisierte Probleme der Lebensführung erscheinen, ihre Qualität als gesellschaftliche Konflikte wiedergewinnen und damit auch kollektives Handeln herausfordern kön-

nen“ (Maurer 2015, 35). Das trifft auf diese Frauen zu: Die *widersprüchlichen Grundkonstellationen* im Gesundheitswesen, in den Kindertageseinrichtungen, in der Sozialen Arbeit und die Schwierigkeit alle Bereiche in der Lebensführung zu vereinbaren, erscheinen den hier Interviewten als *Grenzsituation* (Freire), als eine *geschlossene Situation*. Die Erzieherin Evi berichtet von Versuchen, Probleme anzusprechen und die Bedingungen in ihrer Einrichtung zu ändern. Vertreter/innen der jeweiligen bürokratischen Einrichtungen antworten, dass ‚auch ihnen die Hände gebunden seien‘ (vgl. NU-I-3: 851). Die Sozialpädagogin Simone kritisiert ihr Berufsfeld, das Agieren der Agentur für Arbeit, deren Rahmenbedingungen bedeuten, dass die Jugendlichen, die sie betreut, immer Hundert Prozent funktionieren müssen und in die Leistungsgesellschaft gepresst werden (vgl. I-12: 530-544; Kap. 7.4.2). Es gibt ein großes Unbehagen, aber es fehlt eine Vorstellung, wie es auch anders gehen könnte. Es existiert letztlich kein Bild oder zumindest eine andere Erzählung, was eine ›*eigentliche*‹ Lebensführung sein könnte in einer anders strukturierten Gesellschaft.

An manchen gesellschaftlichen Orten wird versucht, eine andere Erzählung zu entwickeln und zu erkämpfen. Bea und Annika, die beiden Kita-Leiterinnen, sind Teil eines Aufbaus einer neuen *gewerkschaftlichen Praxis*, der Suche nach einer *kollektiven Handlungsfähigkeit*. Die Gewerkschaften versuchen mit Streikauseinandersetzungen, den prekären Beschäftigungsverhältnissen im Dienstleistungsbereich ein Ende zu setzen. Arbeitskämpfe im Dienstleistungsbereich sind letztlich ‚Ergebnis‘ der „Krise der sozialen Reproduktion“. Oder anders formuliert: die „Krise der sozialen Reproduktion“ provoziert Streikauseinandersetzungen. Diejenigen, die sich mit gewerkschaftlicher Praxis auseinandersetzen, fordern, dass Gewerkschaften sich „wieder stärker als soziale Bewegungen verstehen“ sollten (Arbeitsgruppe Strategic Unionism 2006, 21f.). Dahinter steht die Überlegung, dass gerade die Prekarisierungsprozesse im sozialen Dienstleistungsbereich auf derartig tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen beruhen, dass dies nicht allein durch Tarifforderungen zu bekämpfen ist. Daher fordert Peter Birke, dass es zudem Verbündete im gesellschaftlichen Umfeld braucht, den Kontakt zu existierenden sozialen Bewegungen, denn eine „Qualität sozialer Bewegungen“ sei ja, dass sie es schaffen, „Räume für Kommunikation zu öffnen“ (Birke 2010, 188). Dahinter steckt auch die Hoffnung auf breite Bündnisse, letztlich das Sehnen nach einer gesellschaftlichen (Gegen-)Macht, mit der sich fundamental etwas ändern lässt.

Gewerkschaften bieten jedenfalls in der Regel einen – wenn auch widersprüchlichen – organisatorischen Rahmen, in dem kollektive Handlungsfähigkeit und widerständiges Handeln in der Erwerbssphäre aufgebaut werden kann. Diese Form von Handlungsfähigkeit ist für die Reproduktionssphäre sehr viel schwieriger herzustellen. „Das Private ist (noch immer nicht) politisch“, titelt die Sozialwissenschaftlerin Gisela Notz in einem Aufsatz (Notz 2013, 105). Die Reproduktionssphäre wird individuell organisiert und gestaltet. Die anfallende Sorgearbeit erledigen weit überproportional vor allem Frauen (vgl. Winker 2011, 333; Kap. 5.2.1). Es gab in der Geschichte der internationalen Frauenbewegung immer wieder Konzepte, mit denen versucht wurde, die Reproduktionsarbeit gesellschaftlich

aufzuwerten oder Frauen mehr Autonomie zu verschaffen mit der Idee, Teile der Hausarbeit zu vergesellschaften (vgl. Federici 2012, 35ff.)[68].

Aktuell werden Forderungen aus Teilen der Gewerkschaften formuliert nach einer *radikalen Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit* (vgl. u.a. Stamm and Detje 2014). Mit diesen „*Kämpfen um Zeit*" sollen zum einen mehr existenzsichernde Arbeitsplätze erschaffen und zum anderen mehr Zeiträume errungen werden für Reproduktionsarbeit, für sich selbst und für gesellschaftliches/politisches Engagement. Mit dieser allgemeinen Forderung ist letztlich auch die Hoffnung verbunden, dass wenn alle mehr Zeit haben, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Reproduktionssphäre ebenfalls eine neue Rahmung erhält und sich gegebenenfalls neu justieren kann (ebd.).

Gabriele Winker hat mit dem Konzept der „*Care Revolution*" eine *Transformationsstrategie* entwickelt, „die konsequent von menschlichen Bedürfnissen ausgeht und insbesondere die gegenwärtig meist unsichtbare Sorgearbeit ins Zentrum einer gesellschaftlichen Alternative stellt" (Winker 2015, 139). Ziel ist der Aufbau einer umfassend solidarischen Gesellschaft (ebd.). Diese grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen können nicht über parlamentarische Mehrheiten erreicht werden. Es werden die sozialen Bewegungen, die Gewerkschaften und die vielen politischen Initiativen von Care-Aktivisten/innen gebraucht. Erste Vernetzungen finden mittels Konferenzen und gemeinsamer Aktionen beispielsweise im Zuge der Blockupy-Proteste statt (152ff.). Zumindest werden hier *Räume der sozialen Selbstverständigung* geschaffen, in denen die *Grenzsituation* (Freire) thematisiert und gemeinsam überlegt wird, wie sie sich überwinden lässt.

Bezüglich der Frage nach der *›doppelten Möglichkeit‹* in der Lebensführung hätte man vielleicht im Interview mit diesen Frauen, nachdem man sie gefragt hat, „was sie bewegt", sie fragen sollen: „was ist dein Streik?". Diese Frage haben spanische Feministinnen des Kollektivs *Precarias a la deriva* während eines Generalstreiks Frauen gestellt. Sie sind umhergezogen und haben die Streikposten aufgesucht und Frauen nach ihrem Leben und ihrer Arbeit befragt (vgl. Mennel and Nowotny 2011, 16). Diese Frage beinhaltet drei Bewegungen: einmal die Frage, wie die „Ordnung, in die ich eingeschrieben bin (…), durch eine Geste der Unterbrechung, des Sich-Entziehens destabilisiert" werden kann (Precarias a la deriva 2011, 39). Zweitens wird mit dieser Frage dazu eingeladen, vom eigenen Alltag, von der eigenen Lebensführung auszugehen und letztlich die „alte feministische Praxis" wieder aufleben zu lassen, den Alltag und die „*Existenz zu politisieren"* (ebd.). Und schließlich fordert die Frage dazu auf, „aus sich herauszugehen" und die Distanzen eines vielfach individualisierten sozialen Raumes zu überwinden (39f.).

Die Antworten der Frauen auf die Frage: „was ist dein Streik?" wären zweifellos widersprüchlich ausgefallen. *Wiederständiges Handeln* ist letztlich immer „restriktive und verallgemeinerte Handlungsfä-

[68] Zu erwähnen ist hier die internationale „Lohn-für-Hausarbeit-Kampagne", die in den 1970er Jahren gegründet wurde (Federici 2012, 37f.). Oder das Konzept der „Einküchenhäuser" Ende des 19. Jahrhunderts/Anfang des 20. Jahrhunderts, das den Bau von Häusern vorsah, die eine zentrale Küche beherbergten, von der aus alle Wohnungen versorgt wurden (vgl. Sethmann 2008). Es wäre eine eigene Arbeit wert, diese Versuche zu sammeln und zu analysieren woran sie gescheitert sind.

higkeit zugleich“ (Maurer 2015, 31). Sprich – ein solches Handeln ist allezeit in den jeweiligen Machtverhältnissen verortet, an denen sich das Individuum *orientiert* und sich aus den jeweiligen Diskurslinien seinen Alltagsverstand (Gramsci) zusammenpuzzelt. Aber vielleicht wäre in der gemeinsamen Selbstverständigung ein Moment der Erkenntnis, eine Idee, eine Frage aufgetaucht, mit der sich weiterarbeiten ließe. „(E)s kommt darauf an, die gegebenen Grenzen zu erkennen und mit der Möglichkeit ihrer Überschreitung zu experimentieren, sich ihrer bedienen zu wollen.“ (Hodec and Süß 2015, 114) ›*Verallgemeinerte Handlungsfähigkeit*‹ in diesem Sinne wäre die stets aufs Neue *zu erfindende Fluchtlinie*, die aus den Falten der alltäglichen Lebensführung hinausführt – auf der Suche nach dem *gemeinsamen ›eigentlichen Leben‹*.

9. Literatur

Agnoli, Johannes. 1996. *Subversive Theorie. "Die Sache selbst" und ihre Geschichte. Eine Berliner Vorlesung.* Edited by Christoph Hühne. Freiburg: ça ira - Verlag.

Allespach, Martin. 2013. "Krise und gewerkschaftliches Handeln. Ein Interview mit M. Allespach." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 299-317.

Allespach, Martin, Alex Demirović, and Lothar Wentzel. 2011. Freiheit weiter denken. Wofür stehen die Gewerkschaften? *Blätter für deutsche und internationale Politik* 10/2011: 79-105.

Allmendinger, Jutta. 2009. *Brigitte-Studie im Krisenjahr. Frauen auf dem Sprung. Das Update.* Edited by Redaktion BRIGITTE September 2009. Hamburg: Gruner+Jahr AG & Co KG.

Arbeitsgruppe Strategic Unionism. 2006. "Revitalisierung von Gewerkschaften: Aus der Krise zur Erneuerung? 16 Thesen der Arbeitsgruppe Strategic Unionism." FSU Jena.

Baas, Stephan, Marina Schmitt, and Hans-Werner Wahl. 2008. *Singles im mittleren und höheren Erwachsenenalter. Sozialwissenschaftliche und psychologische Befunde*. Stuttgart: Kohlhammer GmbH.

Barfuss, Thomas. 2007. "Zur Einführung. Versuch, auf dem Grunde des Brunnens zu schreien. Gramscis amerikanische Studien." In *Antonio Gramsci. Amerika und Europa. Gramsci-Reader*, eds. Institut für kritische Theorie and Thomas Barfuss. Hamburg: Argument Verlag. 7-25.

Bauer, Ullrich. 2007. Gesundheit im ökonomisch-ethischen Spannungsfeld. *Jahrbuch für Kritische Medizin* Band 44: Geld als Steuerungsmedium im Gesundheitswesen: 98-119.

Baumgarten, Helga. 2011. "Ändert das System, es funktioniert nicht mehr...". *INAMO Spezial: Game Over* Jahrgang 17 (Frühjahr 2011): 4-6.

Baur, Reiner. 2008. *Das permanent überforderte Subjekt. Sozialpädagogik und die Zumutungen der Moderne*. Tübingen: Diplomarbeit.

Beck, Ulrich, and Elisabeth Beck-Gernsheim. 1990. *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Becker, Karina, Lars Gertenbach, Henning Laux, and Tilman Reitz. 2010. "Einleitung: Grenzverschiebungen des Kapitalismus." In *Grenzverschiebungen des Kapitalismus. Umkämpfte Räume und Orte des Widerstands*, eds. Karina Becker, Lars Gertenbach, Henning Laux and Tilman Reitz. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 9-32.

Becker-Schmidt, Regina. 2003. "Umbrüche in Arbeitsbiografien von Frauen: Regionale Konstellationen und globale Entwicklungen." In *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II.*, eds. Gudrun-Axeli Knapp and Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot. 101 – 132.

———. 2007. "Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung." In *Arbeit und Gesellschaft im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog*, eds. Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobson and Susanne Völker. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 250 – 268.

———. 2009. "Zwang und Motiv - Konkurrenz und Solidarität: Reaktionen auf zwiespältige Arbeitsverhältnisse im Lebenszusammenhang von Frauen." In *Beitrag zur Konferenz "Lebensführung und solidarisches Handeln in der Krise - U35" am 10.10.2009 in Tübingen. Unveröffentlichtes Redemanuskript.*

———. 2010. "Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben." In *Handbuch Frauen- und Geschlechterordnung. Theorien, Methoden, Empirie*, eds. Ruth Becker and Beate Kortendiek. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 3. erw. Auflage. 65-74.

Becker-Schmidt, Regina, and Gudrun-Axeli Knapp. 2007. *Feministische Theorien. Zur Einführung.* Hamburg: Junius Verlag.

Benhabib, Seyla. 1989. "Der verallgemeinerte und der konkrete Andere. Ansätze zu einer feministischen Moraltheorie." In *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, eds. Elisabeth List and Herlinde Studer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag. 454 – 510.

Berndt, Christina. 2014. "Forever Young. Wer früh Eizellen einfriert, kann später leichter schwanger werden." In *Süddeutsche Zeitung / 16.10.2014*. München: Süddeutscher Verlag.

Bettinger, Frank. 2007. "Diskurse - Konstitutionsbedingungen des Sozialen." In *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme.*, eds. Roland Anhorn, Frank Bettinger and Johannes Stehr. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 75-90.

Bewernitz, Torsten, and Heiner Dribbusch. 2014. "Kein Tag ohne Streik": Arbeitskampfentwicklung im Dienstleistungssektor. *WSI Mitteilungen: Monatszeitschrift des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts in der Hans-Böckler-Stiftung* 5/2014: 393-401.

Bibouche, Seddik, and Josef Held. 2002. *IG-Metall-Jugendstudie. Lebenseinstellungen junger Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Neue Orientierungen und Engagementformen*. Marburg: Schüren Presseverlag.

Bierhoff, Hans-Werner, and Beate Küpper. 1999. "Das 'Wie' und 'Warum' von Solidarität: Bedingungen und Ursachen zum Engagement für andere." In *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erwägungskultur. EuS 10 (1999) Heft 2*. 181-196.

Billmann, Lucie. 2011. "„Raubkatze gegen Reh" – Frauen-Diskurse. Überlegungen zu aktuellen Diskursen – von und über Frauen." Presented at the FH Düsseldorf im Rahmen der Ringvorlesung „Gender Studies für die Soziale Arbeit – ein Streifzug durch verschiedene Wissenschaftsdisziplinen" im Wintersemester 2011/2012.

———. 2015. "Bedeutung und Diskurs." In *Handbuch Subjektwissenschaft. Ein emanzipatorischer Ansatz in Forschung und Praxis*, eds. Martin Allespach and Josef Held. Frankfurt am Main: Bund-Verlag. 59-85.

———. 2015b. "Lebensführung im Spannungsfeld Gesellschaft-Subjekt: Das Lebensführungskonzept der Tübinger Forschungsgruppe." In *Handbuch Subjektwissenschaft. Ein emanzipatorischer Ansatz in Forschung und Praxis*, eds. Martin Allespach and Josef Held. Frankfurt am Main: Bund-Verlag. 124-135.

Billmann, Lucie, and Josef Held. 2011. Courage durch Solidarität? Macht und Ohnmacht der Arbeitnehmer/innen. *Der Bürger im Staat - Landeszentrale für politische Bildung* (3/2011): 138-145.

———. 2013. "Einführung. Solidarität, kollektives Handeln und Widerstand." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, ed. Dies. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 13-29.

———. 2013b. "Die Bedeutung von Solidarität für junge Beschäftigte im Dienstleistungsbereich." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, ed. Dies. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 179-209.

Birke, Peter. 2010. *Die große Wut und die kleinen Schritte. Gewerkschaftliches Organizing zwischen Protest und Projekt*. Berlin/Hamburg: Assoziation A.

Bloch, Ernst. 1985. *Das Prinzip Hoffnung. Kapitel 1 - 32*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

BMFSFJ. 2011. *Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Erster Gleichstellungsbericht.* http://www.bmfsfj.de (13.11.2011).

———. 2013. Vierter Zwischenbericht zur Evaluation des Kinderförderungsgesetzes. Bericht der Bundesregierung 2013 nach § 24a Abs. 5 SGB VIII über den Stand des Ausbaus für ein bedarfsgerechtes Angebot an Kindertagesbetreuung für Kinder unter drei Jahren für das Berichtsjahr 2012. *http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Kif_C3_B6G-Vierter-Zwischenbericht-zur-Evaluation-des-Kinderf_C3_B6rderungsgesetzes,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf (28.02.2014)*.

Böcklerimpuls. 10/2011. "Der lange Schatten der Versorgerehe." In, ed. Hans-Böckler-Stiftung: http://www.boeckler.de/36077_36081.htm (9.11.2011).

———. 19/2008. "Viele Mütter arbeiten kürzer, als sie möchten." In, ed. Hans-Böckler-Stiftung: http://www.boeckler.de/pdf/impuls_2008_19_gesamt.pdf (19.03.09).

Bolte, Karl Martin. 2000. "Vorwort." In *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung.* , eds. Werner Kudera and G. Günter Voß. Opladen: Leske + Budrich. 5-10.

Borchardt, Alexandra. 2014. "Im Tal der auf Eis gelegten Gefühle. Apple und Facebook wollen sich in die Lebensplanung ihrer Mitarbeiterinnen einmischen. Die Folgen sind riskant." In *Süddeutsche Zeitung / 16.10.2014*. München: Süddeutscher Verlag.

Bosch, Gerhard. 2012. *IAQ-Standpunkt. Aktuelle Stellungnahmen aus dem Instiut Arbeit und Qualifikation: Prekäre Beschäftigung und Neuordnung am Arbeitsmarkt. Expertise im Auftrag der Industriegewerkschaft Metall*. Edited by Institut Arbeit und Qualifikation. Duisburg: http://www.iaq.uni-due.de/iaq-standpunkte/2012/sp2012-02.pdf (gesehen am 27.01.2014).

Bourdieu, Pierre. 1997. "Verstehen." In *Das Elend der Welt*, eds. Pierre Bourdieu, Gabrielle Balazs, Stéphane Beaud and u.a. Konstanz: UVK. 779-802.

Brenssell, Ariane. 2013. Burnout: Ausblendungen, Herrschaftsdimensionen und emanzipatorische Perspektiven für die Soziale Arbeit. *Widersprüche 128: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* 33. Jahrgang, Juni 2013 (Soziale Arbeit als Lohnarbeit): 111-128.

Bröckling, Ulrich. 2000. "Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement." In *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, eds. Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann and Thomas Lemke. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag. 131-167.

———. 2007. *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Brockmeier, Jens. 2008. *Subjektivität und Bedeutung* Journal für Psychologie, Jg. 16, Ausgabe 2: http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php?id=120&type=123 (07.01.2009).

Bundesagentur für Arbeit. 2013. Arbeitsmarktberichterstattung: Der Arbeitsmarkt in Deutschland, Zeitarbeit in Deutschland – aktuelle Entwicklungen. *http://statistik.arbeitsagentur.de/cae/servlet/contentblob/244170/publicationFile/119019/Arbeitsmarkt-Deutschland-Zeitarbeit-Aktuelle-Entwicklung-1HJ2010.pdf (06.05.13)*.

Bundeszentrale für politische Bildung. 2008. Die soziale Situation in Deutschland. Lebensformen und Haushalte - Inhalt. *http://www.bpb.de/files/U1LDOB.pdf (2.3.2012)*.

Bündnis für die Einstellung der §129(a)-Verfahren. 2011. *Das zarte Pflänzchen der Solidarität gegossen. Zu den Verfahren und dem Prozess wegen Mitgliedschaft in der militanten gruppe (mg)*. Münster: edition assemblage.

Busch, Günter. 2014. "Gesetzliche Personalbemessung in Krankenhäusern?" In *Kämpfe um Zeit. Bausteine für eine neue (arbeits-)zeitpolitische Offensive*, eds. Richard Detje, Sybille Stamm and Florian Wilde. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung. 74-83.

Butler, Judith. 2001. *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*. http://eipcp.net/transversal/0806/butler/de/print (21.10.08).

Butterwegge, Christoph. 2012. *Krise und Zukunft des Sozialstaats*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Camus, Albert. 2006. *Der Mensch in der Revolte. Essays*. Reinbek bei Hamburg.

Candeias, Mario. 2006. Handlungsfähigkeit durch Widerspruchsorientierung. Kritik der Analysen von und Politiken gegen Prekarisierung. *Zeitschrift für marxistische Erneuerung, Heft Nr. 68* http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/article/721.handlungsfaehigkeit-durch-widerspruchsorientierung.html (gesehen am 27.01.2014).

———. 2007b. "High-Tech, Hartz und Hegemonie." In *Subjekte im Neoliberalismus*, ed. Christina Kaindl. Marburg: BdWi. 49-57.

———. 2009. *Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise*. 2. verbesserte Auflage ed. Hamburg: Argument Verlag.

———. 2011. "Interregnum – Molekulare Verdichtung und organische Krise." In *Vielfachkrise. Im finanzdominierten Kapitalismus*, eds. Alex Demirović, Julia Dück, Florian Becker and Pauline Bader. Hamburg: VSA Verlag. 45-61.

Castel, Robert. 2009. "Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit." In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, eds. Robert Castel and Klaus Dörre. Frankfurt am Main: Campus Verlag. 21-34.

Castel, Robert, and Klaus Dörre. 2009. "Einleitung." In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, ed. Dies. Frankfurt/Main / New York: Campus Verlag. 11-18.

Chassé, Karl August. 2013. Deregulierte Soziale Arbeit? *Widersprüche 128: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* 33. Jahrgang, Juni 2013 (Soziale Arbeit als Lohnarbeit): 11-32.

Connell, Raewyn. 2009. "The neoliberal parent. Mothers and fathers in the new market society." In *Mütter - Väter: Diskurse - Medien - Praxen.*, eds. Paula-Irene Villa and Barbara Thiessen. Münster: Westfälisches Dampfboot. 26-40.

Correll, Lena. 2009. ""Es ruft nichts nach mir". Frauen ohne Kinder und der gesellschaftspolitische Ruf nach Elternschaft." In *Mütter - Väter: Diskurse, Medien, Praxen.*, eds. Paula Villa and Barbara Thiessen. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. 259-274.

———. 2011. Das Gespenst des deutschen Geburtenrückgangs. Eine kritische Analyse wissenschaftlicher Diskurse zum Bevölkerungswandel. *femina politica 1/2011* http://budrich-journals.de/index.php/feminapolitica/article/viewFile/5082/4238 (11.12.2015): 101-110.

Cousins, Sophie. 2014. "Frauen im Kampf gegen den "Islamischen Staat"." In *DW / 07.10.2014*: http://www.dw.de/frauen-im-kampf-gegen-den-islamischen-staat/a-17973704 (07.10.2014).

Dahme, Heinz-Jürgen, and Norbert Wohlfahrt. 2013. Europäische Staatsschuldenkrise und soziale Dienste: zur Durchsetzung neuer Rentabilitäts- und Akkumulationsbedingungen im Sozialsektor. *Widersprüche 128: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* 33. Jahrgang, Juni 2013 (Soziale Arbeit als Lohnarbeit): 33-58.

Deleuze, Gilles, and Félix Guattari. 2005. *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve Verlag.

Demirović, Alex. 2008. "Das Wahr-Sagen des Marxismus: Foucault und Marx." In *PROKLA Heft 151: Gesellschaftstheorie nach Marx und Foucault*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 179-201.

Demirović, Alex, and Thomas Sablowski. 2012. "Finanzdominierte Akkumulation und die Krise in Europa." In *PROKLA Heft 166: Deutschland – Krisengewinner?* Münster: Westfälisches Dampfboot. 77-106.

Detje, Richard, Wolfgang Menz, Sarah Nies, and Dieter Sauer. 2011. *Krise ohne Konflikt? Interessen- und Handlungsorientierungen im Betrieb - die Sicht von Betroffenen*. Hamburg: VSA Verlag.

Detje, Richard, Wolfgang Menz, Sarah Nies, Dieter Sauer, and Joachim Bischoff. 2013. *Krisenerfahrungen und politische Orientierungen. Der Blick von unten auf Betrieb, Gewerkschaft und Staat*. Hamburg: VSA Verlag.

DGB. 2009. Frei nur dem Namen nach. *http://www.dgb.de/uber-uns/bewegte-zeiten/60-jahre-dgb/1949-1958/frei-nur-dem-namen-nach (gesehen am 18.6.2013)*.

Dörre, Klaus. 2007. "Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften." In *Arbeit und Gesellschaft im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog*, eds. Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobson and Susanne Völker. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 285 – 301.

——. 2009. "Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus." In *Soziologie – Kapitalismus – Kritik*, eds. Klaus Dörre, Stephan Lessenich and Hartmut Rosa. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 21-86.

——. 2009. "Prekarität im Finanzmarkt-Kapitalismus." In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, eds. Robert Castel and Klaus Dörre. Frankfurt am Main: Campus Verlag. 35-64.

Dörre, Klaus, Michael Behr, Dennis Eversberg, and Karen Schierhorn. 2012. "Krise als Dauerzustand? Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein von Beschäftigten und Arbeitslosen." In *Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein von Lohnabhängigen. Ergebnisse empirischer Belegschaftsbefragungen in Ost- und Westdeutschland*, eds. Klaus Dörre, Anja Hänel and Ingo Matuschek. Jena: Working Paper der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften. 56-75.

Dörre, Klaus, Anja Hänel, Hajo Holst, and Ingo Matuschek. 2011. Guter Betrieb, schlechte Gesellschaft? Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein im Prozess kapitalistischer Landnahme.

http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Veranstaltungen/2011/GuterBetrieb_Dörre.pdf (25.09.2012): 21-50.

——. 2012. "Guter Betrieb in schlechter Gesellschaft? Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein von Lohnabhängigen." In *Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein von Lohnabhängigen. Ergebnisse empirischer Belegschaftsbefragungen in Ost- und Westdeutschland*, eds. Klaus Dörre, Anja Hänel and Ingo Matuschek. Jena: Working Paper der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften. 76-99.

Eichinger, Ulrike. 2009. *Zwischen Anpassung und Ausstieg. Perspektiven von Beschäftigten im Kontext der Neuordnung Sozialer Arbeit*. Edited by Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag.

——. 2012. "Praxisforschung in der Sozialen Arbeit - Transferwissen und Wissenstransfer am Beispiel der Interessensvertretung in »eigener Sache«." In *Soziale Arbeit*, eds. Dies. and Klaus Weber. Hamburg: Argument Verlag. 281-299.

Federici, Silvia. 2012. "Die Reproduktion der Arbeitskraft im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution." In *Aufstand aus der Küche - Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution*, ed. Kitchen Politics - Queerfeministische Interventionen. Münster: edition assemblage. 21-86.

Flick, Uwe. 2008. *Triangulation. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Forschungsgruppe Lebensführung. 2004. "Zum Verhältnis von Selbsterkenntnis, Weltwissen und Handlungsfähigkeit in der Subjektwissenschaft." In *Forum Kritische Psychologie 47*. Hamburg: Argument Verlag. 4 - 38.

Foucault, Michel. 1981. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.

——. 1983. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.

——. 1992. *Was ist Kritik?* Berlin: Merve Verlag.

——. 1994. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

——. 2003 [1976]. "Der Diskurs darf nicht gehalten werden für…." In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. III 1976 - 1979*, eds. Daniel Defert and François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 164-165.

——. 2003 [1977]. "Macht und Wissen. Gespräch mit S. Hasumi." In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. III 1976 - 1979*, eds. Daniel Defert and François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 515-534.

——. 2003 [1978]. "Methodologie zur Erkenntnis der Welt: Wie man sich vom Marxismus befreien kann." In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. III 1976 - 1979*, eds. Daniel Defert and François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 748-775.

——. 2004. *Hermeneutik des Subjekts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

——. 2005 [1980]. "Gespräch mit Ducio Trombadori." In *Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits. Band IV. 1980-1988*, eds. Daniel Defert and François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 51-119.

——. 2005 [1981]. "Sexualität und Einsamkeit." In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. IV 1980 - 1988*, eds. Daniel Defert and François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 207-219.

——. 2005 [1982]. "Subjekt und Macht." In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. IV 1980 - 1988*, eds. Daniel Defert and François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 269-302.

——. 2005 [1984]. "Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit. Gespräch mit Helmut Becker, Raúl Fornet-Betancout, Alfred Gomez-Müller vom 20.1.1984." In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. IV 1980 - 1988*, eds. Daniel Defert and François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 875 - 902.

——. 2005 [1984]. "Technologien des Selbst." In *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. IV 1980 - 1988*, eds. Daniel Defert and François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. 966-999.

——. 2006a. *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I.* Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.

——. 2006b. *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.
——. 2007. *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. Main: Fischer Verlag.
Fraser, Nancy. 2009. Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. *Blätter für deutsche und internationale Politik 8/2009*: 43 - 57.
Freire, Paulo. 1998. *Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
Fuchs, M., S. Lamnek, and R. Wiederer. 2003. *Querschläger. Jugendliche zwischen rechter Ideologie und Gewalt*. Opladen: Leske und Budrich.
Fuchs, Tanja, and Falko Trischler. 2008. Arbeitsqualität aus Sicht von Erzieherinnen und Erziehern. Ergebnisse aus der Erhebung zum DGB-Index Gute Arbeit. *http://presse.verdi.de/++skin++print/aktuelle-themen/archiv-themen/gute_arbeit/data/arbeitspapier_erzieherinnen_24112008.pdf (28.10.2013)*.
Fuchs-Rechlin, Kirsten. 2010. *Die berufliche, familiäre und ökonomische Situation von Erzieherinnen und Kinderpflegerinnen. Sonderauswertung des Mikrozensus. Im Auftrag der Max-Traeger-Stiftung der GEW*. Frankfurt a. M.: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft.
Galuske, Michael, and Tim Rietzke. 2008. "Aktivierung und Ausgrenzung - Aktivierender Sozialstaat, Hartz-Reformen und die Folgen für Soziale Arbeit und Jugendberufshilfe." In *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage*, eds. Roland Anhorn, Frank Bettinger and Johannes Stehr. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 399-416.
GEA. 26.06.2013. Flexible Lösungen für Anspruch auf Kita-Platz. *Reutlinger General-Anzeiger* http://www.gea.de/nachrichten/politik/flexible+loesungen+fuer+anspruch+auf+kita+platz.3234710.htm (28.02.2014).
Gestigkeit, Werner. 1979. Skizze zum »Selbstverständlichen und seiner Verfremdung« als ein Grundproblem historisch-politischer Bedeutung. *Das Argument 113* (Spontaneität und Ideologie): 50-63.
Gramsci, Antonio. 2004. *Antonio Gramsci: Erziehung und Bildung. Gramsci-Reader*. Edited by Institut für kritische Theorie and Andreas Merkens. Hamburg: Argument Verlag.
———. 2004. "Erziehung und Bildung." In *Antonio Gramsci: Erziehung und Bildung*, ed. Andreas Merkens. Hamburg: Argument Verlag.
Griesser, Markus, and Gundula Ludwig. 2008. "»Endlose Transaktionen« Eine hegemonietheoretische Aneignung Foucaults und deren Nutzen für die feministische Staatstheorie." In *PROKLA Heft 151: Gesellschaftstheorie nach Marx und Foucault*. Münster: Westfälisches Dampfboot. 271-288.
Hall, Stuart. 2004. "Wer braucht 'Identität'?" In *Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4.*, ed. ders. Hamburg: Argument Verlag. 167 - 187.
Hardt, Michael, and Antonio Negri. 2004. *Multitude. Krieg und Demokratie im Empire*. Frankfurt a. Main/New York: Campus Verlag.
Hark, Sabine. 2006. "Feministische Theorie - Diskurs - Dekonstruktion. Produktive Verknüpfungen." In *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*, eds. Reiner Keller, Andreas Hierseland, Werner Schneider and Willy Viehöver. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 357-375.
Hark, Sabine, and Paula-Irene Villa. 2010. "Ambivalenzen der Sichtbarkeit - Einleitung zur deutschen Ausgabe." In *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*, ed. Angela McRobbie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 7-16.
Haubl, Rolf. 2012. "Selbst(für)sorge. Psychische Gesundheit am Arbeitsplatz." In *Dokumentation der Tagung "Wer sorgt für wen?" Selbstsorge als Thema in der (un)bezahlten Arbeit*, eds. Mechthild M. Jansen, Margrit Brückner, Margit Göttert and Marianne Schmidbauer. Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung (HLZ). 29-44.
Haug, Frigga. 2001. "Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse." In *Das Argument 243/2001*. Hamburg: Argument Verlag. 761-787.
——. 2007. "Mit Gramsci Geschlechterverhältnisse begreifen." In *Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis*, eds. Andreas Merkens and Victor Rego Diaz. Hamburg: Argument Verlag. 33-53.

——. 2008. "Attacken auf einen abwesenden Feminismus. Ein Lehrstück in Dialektik." In *Das Argument 247/2008*. Hamburg: Argument Verlag. 9 - 20.
——. 2008. *Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke*. Hamburg: Argument Verlag.
——. 2011. Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. *Das Argument* 292 (53. Jahrgang Heft 3/2011): 345 - 364.
——. 2013. Die Vier-in-einem-Perspektive. Aufgezeichneter Vortrag am 7.5.2013 an der Universität Tübingen.
Haug, Wolfgang Fritz. 1979. "Kritische Psychologie und Theorie des Ideologischen." In *Ideologie / Warenästhetik / Massenkultur. Entwürfe zu einer theoretischen Synthese. Argument-Studienheft SH 33*, ed. Wolfgang Fritz Haug. Berlin: Argument Verlag. 2-8.
——. 1983. "Hält das ideologische Subjekt Einzug in die Kritische Psychologie?" In *Kontroversen über Ideologie und Erziehung*, ed. Forum Kritische Psychologie 11; Argument Sonderband AS 93. Berlin: Argument Verlag. 24-55.
Hauser, Kornelia. 2010. "Quellen von Solidarität." Presented at the Momentum10. 21. – 24. Oktober 2010 in Hallstatt: http://momentum-kongress.org/cms/uploads/documents/Beitrag_Hauser8_3_2011_4501.pdf (16.04.2013).
Heitmeyer, Wilhelm. 2010. "Disparate Entwicklungen in Krisenzeiten, Entsolidarisierung und Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit." In *Deutsche Zustände. Folge 9*, ed. Ders. Berlin: Suhrkamp Verlag. 13-33.
Held, Josef. 1987. *Subjektbezogene Forschungsverfahren für die Berufspraxis. 2. überarbeitete und erweiterte Neuauflage*. Marburg: Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft GmbH.
——. 1994. *Praxisorientierte Jugendforschung. Theoretische Grundlagen - Methodische Ansätze - Exemplarische Projekte*. Hamburg: Argument Verlag.
——. 2001. "Einzelfallmethode." In *Psychologie. Ein Grundkurs*, eds. Heiner Keupp and Klaus Weber. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag. 256 - 266.
——. 2001. "Einzelfallmethode." In *Psychologie. Ein Grundkurs.*, eds. Heiner Keupp and Klaus Weber. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. 256-266.
——. 2010. "Jugendforschung aus Subjektperspektive." In *Transdisziplinäre Jugendforschung*, eds. Christine Riegel, Albert Scherr and Barbara Stauber. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 139-159.
Held, Josef, Seddik Bibouche, Lucie Billmann, Melanie Holbein, Martina Kempf, and Tobias Kröll. 2011. *Was bewegt junge Menschen? Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Held, Josef, and Lucie Billmann. 2014. "Solidarisches Handeln entsteht in der Praxis. Zur Identifizierung mit Arbeit und Selbstverwirklichung im Beruf." In *Erneuerung durch Streik - die eigene Stärke nutzen. Beiträge aus Wissenschaft und Praxis. Materialien der Rosa-Luxemburg-Stiftung*, eds. Fanny Zeise and Rabea Hoffmann. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung. 32-38.
Helfferich, Cornelia. 2005. *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 2. Auflage*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Heydorn, Heinz-Joachim. 1980. *Ungleichheit für alle. Zur Neufassung des Bildungsbegriffs. Bildungstheoretische Schriften Band 3*. Frankfurt am Main: Syndikat.
Hodec, Markus E., and Rahel Sophia Süß. 2015. "Fragment II: Von Kamelen, Löwen und Kindern." In *Kollektive Handlungsfähigkeit. Gramsci - Holzkamp - Laclau/Mouffe*, ed. Rahel Sophia Süß. Wien - Berlin: Verlag Turia + Kant. 111-114.
Holst, Hajo, and Ingo Matuschek. 2012. "Sicheres Geleit in Krisenzeiten? Leiharbeit, Krise und Interessenvertretung." In *Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein von Lohnabhängigen. Ergebnisse empirischer Belegschaftsbefragungen in Ost- und Westdeutschland*, eds. Klaus Dörre, Anja Hänel and Ingo Matuschek. Jena: Working Paper der DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften. 35-55.
Holzkamp, Klaus. 1973. *Sinnliche Erkenntnis – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Wahrnehmung*. Frankfurt a. Main: Athenäum Verlag.

——. 1983. Nur wer Angst hat, kann vernünftig sein. Gefühl und Rationalität in der Friedensbewegung. *Psychologie Heute* (Heft 10): 57-62.
——. 1984. "Gesellschaftliche Widersprüche und individuelle Handlungsfähigkeit." In *Objektive und subjektive Widersprüche in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik*, eds. Karl-Heinz Braun and Gert Gekeler. Marburg: Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft. 89-115.
——. 1984b. Das PSYCHOLOGIE HEUTE-Gespräch mit Klaus Holzkamp: "Die Menschen sitzen nicht im Kapitalismus wie in einem Käfig". *Psychologie Heute* http://www.kritische-psychologie.de/texte/kh1984a.html (24.03.2011): 1-11.
——. 1985. *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt a. Main; New York: Campus Verlag.
——. 1985b. Grundkonzepte der Kritischen Psychologie. *http://www.kritische-psychologie.de/texte/kh1985a.pdf (25.03.2013)*: 1-7.
——. 1986. "Handeln." In *Psychologie. Theorien - Methoden - Arbeitsfelder. Ein Grundkurs*, eds. Günter Rexilius and Siegfried Grubitzsch. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt. 382-402.
——. 1990. Worauf bezieht sich das Begriffspaar »restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit«? Zu Maretzkys vorstehenden »Anmerkungen«. *Forum Kritische Psychologie* 26: 35-45.
——. 1993. *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
——. 1995. "Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept." In *Das Argument 212/1995*. Hamburg: Argument Verlag. 817 - 846.
——. 1996. "Manuskripte zum Arbeitsprojekt ‚Lebensführung'. Psychologie: Selbstverständigung über Handlungsbegründungen alltäglicher Lebensführung." In *Forum Kritische Psychologie 36*. Hamburg: Argument Verlag. 7 - 112.
Holzkamp-Osterkamp, Ute. 1983. "Ideologismus als Konsequenz des Ökonomismus. Zur Kritik am Projekt Ideologietheorie (PIT)." In *Kontroversen über Ideologie und Erziehung*, ed. Forum Kritische Psychologie 11; Argument Sonderband AS 93. Berlin: Argument Verlag. 7-23.
Honneth, Axel. 2002. "Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung." In *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*, ed. Ders. Frankfurt am Main; New York: Campus Verlag. 141 - 158.
Hornberg, Angela. 2014. "Frauen in Führungspositionen. Es muss ein Rock durch Deutschland gehen." In *Süddeutsche Zeitung / 13. Oktober 2014*: http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/frauen-in-fuehrungspositionen-liebe-frau-merkel-erinnern-sie-sich-an-herrn-schroeder-1.2170058 (15.10.2014).
Hörz, Peter F. N., and Marcus Richter. 2010. "Verfleißigung Ost? Ostdeutsche Arbeitnehmer als Avantgarde der totalverzweckten Gesellschaft." In *Zwischen Prekarisierung und Protest. Die Lebenslagen und Generationsbilder von Jugendlichen in Ost und West*, eds. Michael Busch, Jan Jeskow and Rüdiger Stutz. Bielefeld: transcript Verlag. 351-370.
Hürtgen, Stefanie. 2013. "Mensch sein auf der Arbeit? Kollegialität als Balance von allgemein-menschlichen und leistungsbezogenen Aspekten von Arbeit." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 237-261.
Institut für Gesellschaftsanalyse. 2011. Eine offene historische Situation. Konfliktlinien - Szenarien - Eingriffsmöglichkeiten. *Standpunkte 38/2011* http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Standpunkte_38-2011_web.pdf (27.3.2013).
Isfort, Michael, Frank Weidner, Andrea Neuhaus, Roland Brühe, Sebastian Kraus, Veit Köster, and Danny Gehlen. 2011. Zur Situation des Pflegepersonals in deutschen Krankenhäusern – Ergebnisse des Pflege-Thermometers 2009. *Pflege&Gesellschaft* 16. Jg. 2011 Heft: 5-19.
Jäger, Michael, and Thomas Seibert. 2012. *alle zusammen. jede für sich. die demokratie der plätze. eine flugschrift*. Hamburg: VSA Verlag.
Jäger, Siegfried. 1996. "Die Wirklichkeit ist diskursiv." Presented at the DISS-Sommer-Workshop 1996 vom 13.-15. Juni in Lünen, http://www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Artikel/Wirklichkeit.htm (15.11.2014).
——. 2009. *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Münster: UNRAST-Verlag. Original edition, 1999.
Jurczyk, Karin. 2000. "Zwischen Selbstbestimmung und Bedrängnis. Zeit im Alltag von Frauen." In *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher*

Lebensführung, eds. Werner Kudera and G. Günter Voß. Opladen: Leske + Budrich. 219 – 246.

——. 2008. "Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb: Widersprüchliche Modernisierungen." In *Geschlechterdifferenzen - Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen.*, ed. Sylvia Marlene Wilz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 63 - 104.

Jurczyk, Karin, and Josefine Klinkhardt. 2014. Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte. Zusammenfassung. http://www.erziehungsberatung-hamburg.de/resources/Zusammenfassung_Vater+Mutter+Kind.pdf (20.08.2015).

Jurczyk, Karin, Andreas Lange, and Peggy Szymenderski. 2005. "Zwiespältige Entgrenzungen: Chancen und Risiken neuer Konstellationen zwischen Familien- und Erwerbstätigkeit." In *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?*, eds. Anina Mischau and Mechtild Oechsle. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 13 – 33.

Jurczyk, Karin, Andreas Lange, and Barbara Thiessen. 2014. "Doing Family als neue Perspektive auf Familie - Einleitung." In *Doing Family - Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*, ed. Dies. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. 7-48.

Jurczyk, Karin, and Mechthild Oechsle. 2008. "Privatheit: Interdisziplinarität und Grenzverschiebungen. Eine Einführung." In *Das Private neu denken. Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen*, ed. Dies. Münster: Westfälisches Dampfboot. 8 – 47.

Jurczyk, Karin, and Maria S. Rerrich. 1993b. "Lebensführung, soziale Einbindung und die Strukturkategorie ›Geschlecht‹." In *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*, ed. Dies. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag. 262 - 278.

——. 1993c. "Lebensführung weiblich - Lebensführung männlich. Macht diese Unterscheidung heute noch Sinn?" In *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*, ed. Dies. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag. 279 - 309.

Jurczyk, Karin, Michaela Schier, Peggy Szymenderski, Andreas Lange, and G. Günter Voß. 2009. *Entgrenzte Arbeit - entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Berlin: edition sigma.

Jurczyk, Karin, and Peggy Szymenderski. 2012. "Belastungen durch Entgrenzung – – Warum Care in Familien zur knappen Ressource wird." In *Erschöpfte Familien*, ed. Ronald Lutz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 89-106.

Jürgens, Kerstin. 2005. "Kein Ende von Arbeitszeit und Familie." In *Arbeitszeit - Familienzeit - Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?*, eds. Anina Mischau and Mechthild Oechsle. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 34-53.

Kaindl, Christina. 2008. Kritische Psychologie im Neoliberalismus. *Journal für Psychologie* Jg. 16, Ausgabe 2; http://www.journal-fuer-psychologie.de/jfp-2-2008-5.html (12.11.2009).

——, ed. 2007. *Subjekte im Neoliberalismus*. Marburg: BdWi.

Kant, Immanuel. 1786. "Was heißt: sich im Denken orientieren?" In *Berlinische Monatsschrift, Oktober 1786, S. 304-330*: http://www.anthrowiki.info/ am 15.09.09. 1-8.

Kaphegyi, Tobias. 2013. "Bildung in der Krise - Krise der Solidarität? Skizze des angespannten Verhältnisses zwischen Solidarität und Bildung." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: Springer VS. 99-124.

Karakayali, Serhat. 2013. Kosmopolitische Solidarität. *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* (13-14/2013): 21-26.

Kastner, Jens. 2008. "(Was heißt) Gegen-Verhalten im Neoliberalismus?" In *Widerstand denken. Michel Foucault und die Grenzen der Macht*, eds. Daniel Hechler and Axel Philipps. Bielefeld: transcript Verlag. 39 - 56.

Kaufmann, Jean-Claude. 2006. *Singlefrau und Märchenprinz. Warum viele Frauen lieber allein leben*. München: Wilhelm Goldmann Verlag.

Keddi, Barbara. 2010. "Junge Frauen: Vom doppelten Lebensentwurf zum biografischen Projekt." In *Handbuch Frauen- und Geschlechterordnung. Theorien, Methoden, Empirie*, eds. Ruth Becker and Beate Kortendiek. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 3. erw. Auflage. 436 - 441.

Kessl, Fabian. 2005. *Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Gouvernementalität Sozialer Arbeit*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

——. 2006. "Soziale Arbeit als Regierung - eine machtanalytische Perspektive." In *Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft. Wissen - Macht - Transformation*, eds. Susanne Maurer and Susanne Maria Weber. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 63 - 76.

Keupp, Heiner. 2003. "Zukünfte des Individuums: Fitness für den Markt oder Selbstsorge in der Zivilgesellschaft." In *Der flexibilisierte Mensch. Subjektivität und Solidarität im Wandel*, eds. A. Birbaumer and G. Steinhardt. Heidelberg, Kröning: Asanger. 297-317.

Klaus, Elisabeth, and Kassel Susanne. 2008. "Frauenrechte als Kriegslegitimation in den Medien." In *Medien - Politik - Geschlecht. Feministische Befunde zur politischen Kommunikationsforschung*: VS Verlag. 266-280.

Klein, Uta. 2013. *Geschlechterverhältnisse, Geschlechterpolitik und Gleichstellungspolitik in der Europäischen Union. Akteure – Themen – Ergebnisse. 2., aktualisierte Auflage*. Wiesbaden: Springer VS.

Klinger, Cornelia. 2003. "Ungleichheit in den Vehältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht." In *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, eds. Gudrun-Axeli Knapp and Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot. 14-48.

Knapp, Gudrun-Axeli. 2007. "Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht." In *Feministische Theorien. Zur Einführung*, eds. Regina Becker-Schmidt and Gudrun-Axeli Knapp. Hamburg: Junius Verlag. 4. vollständ. überarb. Auflage. 65-104.

Knobloch, Ulrike. 2013. Sorgekrise – ein Handbuch-Artikel. *Newsletter Studienbereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit, Nr. 12*. (http://lettres.unifr.ch/fileadmin/Documentation/Departements/Sciences_sociales/Soziologie_Sozialpolitik_und_Sozialarbeit/Newsletter/März_2013/12_Knobloch.pdf): 41–50.

Kotti und Co. 2012. Merhaba, Salam und schönen guten Tag. *http://kottiundco.net/2012/08/03/merhaba-salam-und-schonen-guten-tag/ (23.5.2013)*.

Kreckel, Reinhard. 1992. *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Krettenauer, Tobias. 1999. Über das 'Wie‘ und 'Warum‘ von Solidarität, einen Bezugsrahmen und seine Grenzen. *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erwägungskultur. EuS 10 (1999) Heft 2*: 214-216.

Kröll, Tobias. 2010. TINA-Prinzip und TINA-Positivismus. Überarbeitetes Arbeitspapier der Sommertagung 2010 der Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik. *http://www2.alternative-wirtschaftspolitik.de/uploads/m5510.pdf (10.04.2013)*.

——. 2013. "Arbeitnehmer/innensolidarität im neoliberalen Strukturwandel." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 79-97.

Krüger, Helga. 1995. "Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen." In *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften.*, eds. Regina Becker-Schmidt and Gudrun-Axeli Knapp. New York: Campus Verlag. 195-219.

——. 2008. "Die soziale Integration des Privaten." In *Das Private neu denken. Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen*, eds. Karin Jurczyk and Mechthild Oechsle. Münster: Westfälisches Dampfboot. 264 – 279.

——. 2010. "Lebenslauf: Dynamiken zwischen Biografie und Geschlechterverhältnis." In *Handbuch Frauen- und Geschlechterordnung. Theorien, Methoden, Empirie*, eds. Ruth Becker and Beate Kortendiek. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 3. erw. Auflage. 219-227.

Kudera, Werner, and G. Günter Voß. 2000. "Alltägliche Lebensführung: Bilanz und Ausblick." In *Lebensführung und Gesellschaft*, eds. Werner Kudera and G. Günter Voß. Opladen: Leske+Budrich. 11-29.

Kutlu, Yalcin. 2014. "Der Erzieherinnenstreik - ein Kampf um Anerkennung." In *Erneuerung durch Streik - die eigene Stärke nutzen. Beiträge aus Wissenschaft und Praxis. Materialien der Rosa-Luxemburg-Stiftung*, eds. Fanny Zeise and Rabea Hoffmann. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung. 28-31.

Lemke, Thomas, Susanne Krasmann, and Ulrich Bröckling. 2000. "Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung." In *Gouvernementalität der*

Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, ed. Dies. Frankfurt a. Main.: Suhrkamp Verlag. 7-40.

Liebisch, Peggi. 2012. "Das eigene Leben leben: Alleinerziehende und die tägliche Klischeeüberwindung." In *Erschöpfte Familien*, ed. Ronald Lutz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 143-154.

Lothaller, Harald. 2008. Die ‚rush hour' des Lebens und die Bedeutung der Familienarbeit und ihrer Aufteilung. *Journal für Generationengerechtigkeit. Thema: Junge Generation unter Druck? Dokumentation des Symposiums "Flexibilisierung der Rushhour des Lebens - Diversität der Lebensläufe im internationalen Vergleich" in Berlin vom 4.-6.7.2008* (8. Jahrgang; Ausgabe 3/2008): 4-7.

Ludwig, Gundula. 2006. Zwischen "Unternehmerin ihrer selbst" und fürsorgender Weiblichkeit. Regierungstechniken und weibliche Subjektkonstruktionen im Neoliberalismus. *beiträge. zur feministischen theorie und praxis: "Frauen, denkt ökonomisch!?"* 29. Jahrgang (2006) Heft 68: 49-59.

──. 2011. *Geschlecht regieren. Zum Verhältnis von Staat, Subjekt und heteronormativer Hegemonie*. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Lutz, Ronald. 2012. "Soziale Erschöpfung - Erschöpfte Familien." In *Erschöpfte Familien*, ed. Ders. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 11-67.

Manske, Alexandra. 2012. Leiharbeit aus gendersensibler Perspektive. Zur geschlechtsspezifischen Strukturierung von Zeitarbeit und geringfügiger Beschäftigung. *Studie im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung*.

Manske, Alexandra, and Katharina Pühl. 2010. "Zur Einführung." In *Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen*, eds. Alexandra Manske and Katharina Pühl. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. 7-23.

Maretzky, Klaus. 1990. Verallgemeinerte und restriktive Handlungsfähigkeit. Anmerkungen zu Klaus Holzkamps »Grundlegung der Psychologie«. *Forum Kritische Psychologie 26*: 20-34.

Markard, Morus. 1984. *Einstellung - Kritik eines sozialpsychologischen Grundkonzepts*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

──. 2009. *Einführung in die Kritische Psychologie*. Hamburg: Argument Verlag.

──. 2015. "Der subjektwissenschaftliche Ansatz in der Kritischen Psychologie." In *Handbuch Subjektwissenschaft. Ein emanzipatorischer Ansatz in Forschung und Praxis*, eds. Martin Allespach and Josef Held. Frankfurt am Main: Bund-Verlag. 42-58.

Marquard, Sabine. 2014. "Karriereberater: Frauen vor. „Fordere immer mehr, als du möchtest"." In *Stuttgarter Nachrichten / 02.10.2014*. Stuttgart: http://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.karriereberater-frauen...est.cdf1d40f-94b4-4dd2-8b8d-fb12c6eeaf70.presentation.print.v2.html (4.10.2014).

Marvakis, Athanasios. 1996. *Orientierung und Gesellschaft. Gesellschaftstheoretische und individualwissenschaftliche Grundlagen politischer Orientierungen Jugendlicher in Strukturen sozialer Ungleichheit*. Frankf./M. u.a: Peter Lang.

──. 2013. "Zur Dialektik des neuen Faschismus (nicht nur) in Griechenland – oder: "Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, besonders wenn er keines hat"." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 281-296.

Marx, Karl. 1971 [1859]. *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*. Berlin: Dietz Verlag.

Matt, Eduard. 2005. "Ausbildung und Berufsqualifikation." In *Sozialer Ausschuss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit*, eds. Roland Anhorn and Frank Bettinger. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 351 - 366.

Maurer, Susanne. 1996. *Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitik im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie*. Tübingen: edition diskord.

──. 2006. "Gouvernementalität ‚von unten her' denken. Soziale Arbeit und soziale Bewegungen als (kollektive) Akteure ‚beweglicher Ordnungen'." In *Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft. Wissen - Macht - Transformation*, eds. Susanne Weber and Susanne Maurer. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 233 - 252.

──. 2015. "Von der Widerspenstigkeit im alltäglichen Leben zur widerständigen Aktion im öffentlichen Raum? Zum kritisch-utopischen Potential einer Alltags- und

Lebensweltorientierung." In *Biografie und Lebenswelt. Perspektiven einer Kritischen Sozialen Arbeit*, eds. Margret Dörr, Cornelia Füssenhäuser and Heidrun Schulze. Wiesbaden: Springer VS. 25-38.

McRobbie, Angela. 2010. *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Meißner, Hanna. 2010. *Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx*. Bielefeld: transcript Verlag.

——. 2015. Eine Renaissance der Kapitalismuskritik? Feministische Suchbewegungen zur Erneuerung radikaler Emanzipationsvisionen. *Feministische Studien 1/15* Lucius & Lucius, Stuttgart: 55-69.

Mennel, Birgit, and Stefan Nowotny. 2011. "Die militante Ethik der Precarias a la deriva. Eine Einleitung." In *Precarias a la deriva. ›Was ist dein Streik?‹ - Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität*, eds. Boris Buden, Jens Kastner, Isabell Lorey, Birgit Mennel, Stefan Nowotny, Gerald Raunig, Hito Steyerl, Ingo Vavra and Tom Waibel. Wien - Berlin: Verlag Turia + Kant. 7-32.

Menz, Wolfgang, Richard Detje, Nies Sarah, and Dieter Sauer. 2013. "Solidarität in der gesellschaftlichen Krise." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 31-51.

Merkens, Andreas. 2004. "Einleitung." In *Antonio Gramsci: Erziehung und Bildung. Gramsci-Reader*, eds. Institut für kritische Theorie and Andreas Merkens. Hamburg: Argument Verlag. 6-14.

Merten, Roland. 2005. "Rechtsextremismus/Rechtsdarikalismus." In *Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik*, eds. Hans-Uwe Otto and Hans Thiersch. München: Ernst Reinhardt Verlag. 1469-1473.

N.N. 2013. Soldatenmord schockiert Großbritannien. *Süddeutsche Zeitung / 23.5.2013* http://www.sueddeutsche.de/politik/islamistische-bluttat-in-london-soldatenmord-schockiert-grossbritannien-1.1678736 (23.5.2013).

N.N. FOCUS Online. 2014. "Alarmierende Statistik: Jeder sechste Deutsche ist von Armut bedroht." In *FOCUS Online vom 28.10.2014 / http://www.focus.de/finanzen/news/alarmierende-statistik-jeder-sechste-in-deutschland-von-armut-bedroht_id_4231955.html?drucken=1 (1.11.2014)*.

N.N. Spiegel. 2014. "Kinder und Karriere: Facebook und Apple zahlen Frauen das Einfrieren ihrer Eizellen." In *Spiegel Online / 15. Oktober 2014*: http://www.spiegel.de/karriere/berufsleben/apple-facebook-it-firmen-zahlen-frauen-das-einfrieren-ihrer-eizellen-a-997264.html (15.10.2014).

N.N. Stern. 2014. "Wirbel um Anzeigenmotiv: H&M wirbt angeblich mit Outfit von kurdischen Kämpferinnen." In *Stern.de / 07.10.2014*: http://www.stern.de/panorama/angebliches-hm-anzeigenmotiv-aehnelt-aufmachung-kurdischer-kaempferinnen-2143462.html (07.10.2014).

N.N. SZ. 2014. Irakische Armee befreit belagertes Amerli. *Süddeutsche Zeitung / 31.08.2014* (http://www.sueddeutsche.de/politik/niederlage-fuer-islamischen-staat-irakische-armee-befreit-belagertes-amerli-1.2110106 (29.09.2014)).

N.N. SZ Magazin. 2011. "Das gute Leben." In *Süddeutsche Zeitung Magazin / Nr. 41 / 14. Oktober 2011*. München: Süddeutscher Verlag.

N.N. taz. 2014. "Lebensverhältnisse in Deutschland. Jeder Sechste lebt in Armut." In *taz vom 28.10.2014 / http://www.taz.de/!148482/ (1.11.2014)*.

Nemitz, Rolf. 1981. "Antwort auf Osterkamps Kritik am Projekt Ideologie-Theorie." In *Handlungstheorie, Anthropologie, Theorie-Praxis, Faschismus. Forum Kritische Psychologie 9, Argument-Sonderband AS 72*. Berlin: Argument Verlag. 144-153.

Nickel, Hildegard Maria. 2007. "Tertialisierung, (Markt-) Individualisierung, soziale Polarisierung." In *Arbeit und Gesellschaft im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog*, eds. Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobson and Susanne Völker. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 27 – 44.

Notz, Gisela. 2013. Gesellschaftliches Potenzial der Haus- und Betreuungsarbeit. Umverteilung statt Abwälzung auf Freiwillige und Dienstbotinnen. *Widerspruch 62. Beiträge zu sozialistischer Politik.* (Care, Krise und Geschlecht.): 105-119.

Nowak, Iris. 2011. Fürsorgliche Praxis als prekäre Lohnarbeit. *Das Argument* 292 (53. Jahrgang Heft 3/2011): 381-391.

Öchsner, Thomas. 2014. "Karriere zuerst, Kinder später. Facebook und Apple zahlen Mitarbeiterinnen bis zu 20.000 Dollar, wenn sie Eizellen einfrieren lassen und sich den Wunsch nach Familie später erfüllen wollen. In Deutschland stößt das auf wenig Zustimmung." In *Süddeutsche Zeitung / 16.10.2014*. München: Süddeutscher Verlag.

Oelkers, Nina. 2012. "Erschöpfte Eltern? Familie als Leistungsträger personenbezogener Wohlfahrtsproduktion." In *Erschöpfte Familien*, ed. Ronald Lutz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 155-170.

Oestreich, Heide. 31.07.2009. Kinderlose Männer: "Männer rutschen aus dem Blick" Interview mit Ralf Ruhl. *taz. die tageszeitung* http://www.taz.de/!38403/ (2.3.12).

Osterkamp, Ute. 2001. Lebensführung als Problematik der Subjektwissenschaft. *Forum Kritische Psychologie* (43): 4-36.

——. 2003. "Kritische Psychologie als Wissenschaft der Ent-Unterwerfung." In *Journal für Psychologie 11 (2)*. Hamburg: Argument Verlag. 176 - 193.

Plonz, Sabine. 2011. Mehrwert und menschliches Maß. Zur ethischen Bedeutung der feministisch-ökonomischen Care-Debatte. *Das Argument* 292 (53. Jahrgang Heft 3/2011): 365-380.

Pongratz, Hans J., and G. Günter Voß. 1998. "Der Arbeitskraftunternehmer. Zur Entgrenzung der Ware Arbeitskraft." Presented at the Sitzung der Sektion Industrie- und Betriebssoziologie, Kongress für Soziologie, Freiburg.

——. 2003. *Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*. Berlin: Sigma.

Precarias a la deriva. 2011. "Fragen, Illusionen, Schwärme, Meuten und Wüsten. Zur Untersuchung und Militanz der Precarias a la deriva." In *Precarias a la deriva. ›Was ist dein Streik?‹ - Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität*, eds. Boris Buden, Jens Kastner, Isabell Lorey, Birgit Mennel, Stefan Nowotny, Gerald Raunig, Hito Steyerl, Ingo Vavra and Tom Waibel. Wien - Berlin: Verlag Turia + Kant. 35-55.

Rau, Alexandra. 2012. "Von der Müdigkeit, für sich selbst sorgen zu müssen. Selbstsorge und Geschlecht im Neoliberalismus." In *Dokumentation der Tagung "Wer sorgt für wen?" Selbstsorge als Thema in der (un)bezahlten Arbeit*, eds. Mechthild M. Jansen, Margrit Brückner, Margit Göttert and Marianne Schmidbauer. Wiesbaden: Hessische Landeszentrale für politische Bildung (HLZ). 45-61.

Rehmann, Jan. 2004. "Ideologietheorie." In *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus, HKWM 6/I*, ed. Institut für kritische Theorie: www.inkrit.org/hkwm/documents/Ideologietheorie-HKWM06I.pdf (20.06.2012). 717-760.

——. 2007. "Herrschaft und Subjektion im Neoliberalismus. Die uneingelösten Versprechen des späten Foucault und der Gouvernementalitäts-Studien." In *Subjekte im Neoliberalismus*, ed. Christina Kaindl. Marburg: BdWi-Verlag. 75-92.

Reimann, Anna. 2014. "Werbung für die Streitkräfte: Bundeswehr blamiert sich mit Frauen-Kampagne." In *Spiegel Online / 02.10.2014*: http://www.spiegel.de/politik/deutschland/bundeswehr-werbekampagne-fuer-frauen-blamiert-von-der-leyen-a-994997-druck.html (4.10.2014).

Reiner, Sabine. 2009. Wem nutzen die Konjunkturpakete? Auswirkungen der Krise und der politischen Reaktionen auf Frauen und Männer. *WISO Diskurs: Tagungsdokumentation der Friedrich-Ebert-Stiftung. Antworten aus der feministischen Ökonomie auf die globale Wirtschafts- und Finanzkrise.* Oktober 2009: 5-14.

Rerrich, Maria S. 2000. "Zusammenfügen, was auseinanderstrebt: zur familialen Lebensführung von Berufstätigen." In *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*, eds. Werner Kudera and G. Günter Voß. Opladen: Leske + Budrich. 247 – 266.

Rexilius, Günter. 2008. Wie Klaus Holzkamp posthum auf den Kopf gestellt wurde. *Journal für Psychologie, Jg. 16 (2008), Ausgabe 2:* (http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/177/235 (16.01.2013)): 1-27.

Roos, Jeannette, Andrea Grau, Margareta Heck, and Hermann Schöler. 2007. Professionalisierung von Erzieherinnen und Erziehern bei der Implementierung von Bildungsplänen am Beispiel von QUASI Heidelberg. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, Heft 4*: 455-468.

Rosa, Hartmut. 2009. "Kapitalismus als Dynamisierungsspirale - Soziologie als Gesellschaftskritik." In *Soziologie - Kapitalismus - Kritik. Eine Debatte*, eds. Klaus Dörre, Stephan Lessenich and Hartmut Rosa. Frankfurt / Main: Suhrkamp. 87-126.

Rose, Barbara, and Jan Wulf-Schnabel. 2013. Von der Schwierigkeit, die Lohnarbeitsverhältnisse zum Thema zu machen. *Widersprüche 128: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich.* 33. Jahrgang, Juni 2013 (Soziale Arbeit als Lohnarbeit): 87-109.

Roth, Ines. 2011. *Die Arbeitsbedingungen in Krankenhäusern aus Sicht der Beschäftigten. Ein Branchenbericht auf Basis des DGB-Index Gute Arbeit.* Berlin: Ver.di – Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft Bereich Innovation und Gute Arbeit.

Rudow, Bernd. 2004. Belastungen und der Arbeits- und Gesundheitsschutz bei Erzieherinnen. Kurzfassung des Projektberichts. http://www.gew-hb.de/Binaries/Binary689/Arbeitsschutz_ErzieherInnen_Kurzfassung.pdf (28.10.2013).

Sarasin, Philipp. 2005. *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.

Scheele, Alexandra. 2009a. Hat die Wirtschaftskrise ein Geschlecht? *Blätter für deutsche und internationale Politik* (2009−03−10): 1-4.

──. 2009b. Ist die Krise männlich? *http://www.dgb-frauen.de/aktuell/politik/frauen-und-die-krise (23.2.2011)*.

Scherr, Albert. 2013. "Solidarität im postmodernen Kapitalismus." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 263-269.

Schmalstieg, Catharina. 2013. *Partizipative Arbeitskämpfe, neue Streikformen, höhere Streikfähigkeit?* Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung.

Schölgens, Gesa. 2014. "ZEHN KARRIERE-TIPPS. Frauen dürfen im Job nicht zu nett sein." In *Frankfurter Rundschau / 17.10.2014*. Frankfurt: http://www.fr-online.de/karriere/ratgeber-frauen-beruf-wehrle-karriere-tipps-erfolg-geschlechter,1473056,28763052,view,printVersion.html (27.10.2014).

Seeling, Luisa. 2014. "Die Quote ist sicher. Angesichts der schwächelnden Konjunktur lehnen es einige Unionsabgeordnete ab, eine feste Anzahl von Führungsposten für Frauen zu reservieren. Doch Kanzlerin Merkel besteht auf dem geplanten Gesetz. Wann es kommen wird, ist allerdings immer noch nicht bekannt." In *Süddeutsche Zeitung / 16.10.2014*. München: Süddeutscher Verlag.

Seithe, Mechthild. 2012. *Schwarzbuch Soziale Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Senghaas-Knobloch, Eva. 2013. Fürsorgliche Praxis als weltweite politische Herausforderung - Perspektiven für eine nachhaltige Organisation gesellschaftlicher Arbeit. *feministische studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* Heft 2, 2013 (Sorgeverhältnisse): 208-224.

Seyss-Inquart, Julia. 2011. ""Wenn ich groß bin, werde ich Humankapital" - Anmerkungen über die institutionelle Fremdbetreuung von Kindern." In *Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechtertheorien und Theorien des Humankapitals*, eds. Rita Casale and Edgar Forster. Opladen u.a.: Budrich. 131-142.

Stamm, Sybille. 2013. "Solidarität und widerständiges Handeln." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: Springer VS. 319-326.

Stamm, Sybille, and Richard Detje. 2014. "›Kämpfe um Zeit‹: Zur Strategieberatung der Rosa-Luxemburg-Stiftung/Wissenstransfer." In *Kämpfe um Zeit. Bausteine für eine neue (arbeits-)zeitpolitische Offensive*, eds. Richard Detje, Sybille Stamm and Florian Wilde. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung. 12-17.

Statistisches Bundesamt. 2009. Mikrozensus 2008. Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland. *http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pk/2009/Kinderlosigkeit/begleitheft__Kinderlosigkeit,property=file.pdf (2.3.12)*.

Staub-Bernasconi, Silvia. 2007. "Soziale Arbeit: Dienstleistung oder Menschenrechtsprofession? Zum Selbstverständnis Sozialer Arbeit in Deutschland mit einem Seitenblick auf die internationale Diskussionslandschaft." In *Ethik Sozialer Arbeit – Ein Handbuch: Einführung in die Ethik der*

Sozialen Arbeit, eds. Andreas Lob-Hüdepohl and Walter Lesch. Paderborn: UTB/Schöningh. 20-54.

Stauber, Barbara. 2013. "Jugendkulturell geprägter Protest: Eine Reflexion zum Zusammenhang von Solidarität und anderen Strategien gegen die Entfremdung. Oder: Solidarität ist auch da drin, wo sie nicht draufsteht." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis.*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 271-279.

Stokowski, Margarete. 2014. "Friert mich einfach ein. Aus Panik wird Profit geschlagen. Die westliche Männlichkeit greift zu den Waffen. Die Autorin möchte bitte zur Tiefkühlkost gelegt werden." In *taz.de / 23.10.2014 / http://www.taz.de/Kolumne-Luft-und-Liebe/!148204/ (7.11.2014)*.

Strauss, Anselm L. 1998. *Grundlagen qualitativer Sozialforschung, 2. Auflage*. München: Wilhelm Fink Verlag.

Stumpfögger, Niko. 2009. "Wenn die Gründerzeit zu Ende geht." In *Privatisierung von Krankenhäusern. Erfahrungen und Perspektiven aus Sicht der Beschäftigten*, eds. Nils Böhlke, Thomas Gerlinger, Kai Mosebach, Rolf Schmucker and Thorsten Schulten. Hamburg: VSA Verlag. 199-219.

Süß, Rahel Sophia. 2015. *Kollektive Handlungsfähigkeit. Gramsci - Holzkamp - Laclau/Mouffe*. Wien - Berlin: Verlag Turia + Kant.

Thelen, Christa. 2008. "Frauen auf dem Sprung. Die Brigitte-Studie. Teil 1: Das neue Selbstbewusstsein. Ich weiß, dass ich gut bin!" In *Brigitte Nr. 8, 26.03.2008*. Hamburg.

Thiessen, Barbara. 2008. "Der Haushalt, der Schmutz und das Geld: Irritationen in der Re-Formulierung des Privaten." In *Das Private neu denken. Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen.*, eds. Karin Jurczyk and Mechtild Oechsle. Münster: Westfälisches Dampfboot. 93-112.

Thiessen, Barbara, and Paula-Irene Villa. 2009. "Mütter und Väter: Diskurse - Medien - Praxen. Eine Einleitung." In *Mütter - Väter: Diskurse, Medien, Praxen.*, ed. Dies. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. 7-21.

Thole, Werner. 2010. Die pädagogischen MitarbeiterInnen in Kindertageseinrichtungen. Professionalität und Professionalisierung eines pädagogischen Arbeitsfeldes *Zeitschrift für Pädagogik, Jahrgang 56 - Heft 2*: 206-222.

Toppe, Sabine. 2009. "Rabenmütter, Supermuttis, abwesende Väter? – Familien(leit)bilder und Geschlechtertypisierungen im Kinderarmutsdiskurs in Deutschland." In *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*, eds. Paula Villa and Thiessen Barbara. Münster: Westfälisches Dampfboot. 107-123.

Ver.di. 2013. *Arbeitsethos hoch, Arbeitshetze massiv, Bezahlung völlig unangemessen. Beschäftigte in Pflegeberufen – So beurteilen sie ihre Arbeitsbedingungen. Ergebnisse einer Sonderauswertung der bundesweiten Repräsentativumfrage zum DGB-Index Gute Arbeit 2012*. Berlin.

Ver.di – Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft Bereich Innovation und Gute Arbeit. 2011. *Arbeit mit Kunden, Patienten, Klienten. So bewerten die Beschäftigten in den Dienstleistungs-Branchen die Arbeitsbedingungen. ver.di-Reihe Arbeitsberichterstattung aus der Sicht der Beschäftigten 2*. Hamburg: Alsterpaper.

Vesper, Dieter. 2012. Politische Zielkonflikte bei der Umsetzung der Schuldenbremse auf Bundes- und Länderebene. *Studie im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung*.

Vester, Michael. 2009. Aufgezeichneter Beitrag zur Konferenz "Lebensführung und solidarisches Handeln in der Krise - U35" am 10.10.2009 in Tübingen.

Vester, Michael, Christel Teiwes-Kügler, and Andrea Lange-Vester. 2007. *Die neuen Arbeitnehmer. Zunehmende Kompetenz - wachsende Unsicherheit. Mit einem Vorwort von Berthold Huber*. Hamburg: VSA.

Voß, G. Günter. 2000. "Zur sozialen Differenzierung von "Arbeit und Leben". Überlegungen aus der Perspektive des Konzepts "Alltäglicher Lebensführung"." In *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*, eds. Werner Kudera and G. Günter Voß. Opladen: Leske+Budrich. 63-76.

——. 2007. "Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel." In *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen*

Gesellschaft. Forschung im Dialog, eds. Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobson and Susanne Völker. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 97 - 113.

Voswinkel, Stephan. 2013. "Anerkennung und Identität im Wandel der Arbeitswelt." In *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis*, eds. Lucie Billmann and Josef Held. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 211-236.

Wahl, Asbjørn. 2012. The Rise and Fall of the Welfare State. *Lecture held at the conference "Economy of Crisis Capitalism and Ecology of the Commons", 22.-24. November 2012, Zagreb, Goethe Institut.* Veröffentlicht auf http://www.youtube.com/watch?v=_fRn3SSL2dY (gesehen 15.01.2014).

──. 2014. European Labor: Political and Ideological Crisis in an Increasingly More Authoritarian European Union. *Monthly Review, Volume 65, Issue 8: http://monthlyreview.org/2014/01/01/european-labor (21.01.2014)*.

Weiland, Severin. 2014. "Verteidigungsministerin von der Leyen: Mächtig in der Gefahrenzone." *Spiegel Online; 01. Oktober 2014*.

Weisbrod-Frey, Herbert. 2013. Sichere Versorgung und gute Arbeit. Zur Umsetzung der Koalitionsvereinbarung zum Personalbedarf im Krankenhaus. *http://gesundheitspolitik.verdi.de/++file++52e8b19f6f68442c5d000a2c/download/Sichere%20Versorgung-gute%20Arbeit-Anlagen.pptx (gesehen am 14.02.2014)*.

Wetterer, Angelika. 2003. "Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen." In *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, eds. Gudrun-Axeli Knapp and Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot. 286-319.

Wildgruber, Andreas, and Fabienne Becker-Stoll. 2011. Die Entdeckung der Bildung in der Pädagogik der frühen Kindheit - Professionalisierungsstrategien und -konsequenzen. *Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 57: Pädagogische Professionalität*: 60-76.

Wilhelm, Hannah. 2014. "Apple, Facebook und die Eizellen." In *Süddeutsche Zeitung / 16.10.2014*. München: Süddeutscher Verlag.

Winker, Gabriele. 2011. Soziale Reproduktion in der Krise - Care Revolution als Perspektive. *Das Argument* 292 (53. Jahrgang Heft 3/2011): 333 - 344.

──. 2012. Erschöpfung des Sozialen. *Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis*. 4/2012: 9-13.

──. 2013. "Zur Bedeutung der Geschlechterverhältnisse in der sozialen Reproduktionskrise." In *«Wenn das Alter stirbt …» Die organische Krise des Finanzmarktkapitalismus. Zweite Transformationskonferenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung.*, ed. Michael Brie. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung. 79 - 94.

──. 2013b. Zur Krise sozialer Reproduktion. *Denknetz Jahrbuch 2013*: 119-133. http://www.denknetz-online.ch/sites/default/files/inhalt_jahrbuch_denknetz_13.pdf (gesehen: 13.03.2015).

──. 2015. *Care Revolution - Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript Verlag.

Winker, Gabriele, and Tanja Carstensen. 2007. "Eigenverantwortung in Beruf und Familie – vom Arbeitskraftunternehmer zur ArbeitskraftmanagerIn." In *Feministische Studien. Heft 2*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Wirth, Heike, and Verena Lichtenberger. 2012. Form der Kinderbetreuung stark sozial selektiv. Ein europäischer Vergleich der Betreuung von unter 3-jährigen Kindern. *ISI 48, Informationsdienst Soziale Indikatoren Ausgabe 48. Eine GESIS Publikation. http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/31443/ssoar-isi-2012-48-wirth_et_al-form_der_kinderbetreuung_stark_sozial.pdf?sequence=1 (22.6.2013)*.

Wolf, Luigi. 2015. "›Mehr von uns ist besser für alle!‹ Die Streiks an der Berliner Charité und ihre Bedeutung für die Aufwertung von Care-Arbeit." In *Um-Care. Gesundheit und Pflege neu organisieren*, eds. Barbara Fried and Hannah Schurian. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung. 23-31.

WSI GenderDatenPortal. 2012. Entwicklung der Zahl der sozialversicherungspflichtigen Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigten sowie der ausschließlich geringfügig entlohnten Beschäftigten nach

geschlecht in Deutschland, März 2001 bis Juni 2011. *http://www.boeckler.de/39163.htm (gesehen: 28.07.2014)*.

WSI Pressedienst. 04.03.2015. WSI-Arbeitskampfbilanz 2014. Deutlich geringeres Streikvolumen, anhaltend viele Konflikte. *http://www.boeckler.de/cps/rde/xchg/hbs/hs.xsl/52619_53237.htm (gesehen 10.01.2016)*.

Wulf-Schnabel, Jan. 2011. *Reorganisation und Subjektivierungen von Sozialer Arbeit*. Edited by Roland Anhorn, Frank Betinger, Henning Schmidt-Semisch and Johannes Stehr of *Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit. Band 10*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Zoll, Rainer. 2000. *Was ist Solidarität heute?* Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.

Zürcher, Markus Daniel. 2007. *Solidarität, Anerkennung und Gemeinschaft. Zur Phänomenologie, Theorie und Kritik der Solidarität*. Francke Verlag.

Zeichenerklärung:

AW = Foucault, Michel. 1981. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

GdP = Holzkamp, Klaus. 1985. *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt a. M.; New York: Campus Verlag.

GG I = Foucault, Michel. 2006a. *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

GG II = Foucault, Michel. 2006b. *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

ODis = Foucault, Michel. 2007. *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.

Sch III = Foucault, Michel. *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. III 1976 – 1979, eds. Daniel Defert und François Ewald.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

Sch IV = Foucault, Michel. *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. IV 1980 – 1988, eds. Daniel Defert und François Ewald.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

ÜuS = Foucault, Michel. 1994. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

WK = Foucault, Michel. 1992. *Was ist Kritik?* Berlin: Merve Verlag.

Eidesstattliche Versicherung

Ich versichere an Eides statt, die vorgelegte Dissertation selbst und ohne fremde Hilfe verfasst, nicht andere als die in ihr angegebenen Quellen oder Hilfsmittel benutzt, alle vollständig oder sinngemäß übernommenen Zitate als solche gekennzeichnet sowie die Dissertation in der vorliegenden oder einer ähnlichen Form noch bei keiner anderen in- oder ausländischen Hochschule anlässlich eines Promotionsgesuchs oder zu anderen Prüfungszwecken eingereicht habe.

Berlin, 10.04.2016

Danksagung

Diese Arbeit konnte geschrieben werden mit Hilfe eines Promotionsstipendiums der Hans-Böckler-Stiftung.

Viele Menschen haben mit Gesprächen, Kritik und Anregungen zu dieser Arbeit beigetragen: zunächst die Frauen selbst, die sich bereit erklärt haben, sich interviewen zu lassen und mir damit einen Blick in ihre Lebensführung gewährt haben. Ich danke ihnen für dieses Vertrauen und hoffe, dass ich ihnen gerecht wurde. Meine beiden ‚Doktoreltern' – Josef Held und Susanne Maurer – haben mir Freiraum gelassen, mich mit Hinweisen und Anregungen in die ein oder andere Richtung geschubst, immer aber mit einem großen Maß an Respekt und Vertrauen. Diese Haltung und stetige Unterstützung hat mir immens viel bedeutet und erfüllt mich mit großer Dankbarkeit.

Hinzu kommen all die Menschen aus dem Freundes- und Kollegen/innenkreis, der Familie, die mich ermuntert haben, dran zu bleiben, die Arbeit zu Ende zu bringen. Ein herzliches Dankeschön.

Anlage

Dieser Arbeit ist eine CD beigefügt, bzw. es ist online eine weitere Datei verfügbar, auf der sich alle verwendeten Interviews und der Interviewleitfaden befinden.